Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

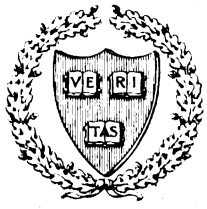
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

PGerm
274
4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Zehnter Jahrgang 1916

Zweiter Band

(April bis Juni)

März-Verlag
G. m. b. H.
Berlin-München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des Zweiten Bandes 1916

Hauptteil

Seite

Aburi, Hans: Gedichte 215
Albrecht, Karl: Frankreichs Krieg 241
Barthel, Max: Beethoven 255
Braun, Felix: Ismene 115
Brenner, Prof. Dr. Leo: Eine russische Hochzeit um 1650 . . . 211
Briefe aus Frankreich 105
Buß, J. P.: Randglossen zur polnischen Frage 13
Rußland oder England 181
Charmatz, Richard: Dr. Karl Renner 21
Dalkar: Venedig während des Kriegs 72
Dünnwald, Willi: Shakespeare 49
Engelke, Gerrit: Stoßgebet 76
Ernst, Paul: Slevogts Benvenuto Cellini 190
Gottschalk, Hermann: Logik 232
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Im März 1916 1
Shakespeares Wirkung auf Goethe 43
Aus Shakespeares Sonetten . 55
Pfingsten 161
Der blutige Juni 221
Hennig, Richard: Eine lehrreiche englische Kohlenausfuhr-Statistik . 121
Heuß, Theodor: Der 23. April 41
Ermatingers Gottfried Keller 108
Der Kanzler in Notwehr 201
Hochdorf, Max: Die polnischen Träumer in Rapperswyl 135
Kleeis, Friedrich: Der gesetzliche Ausbau der Stellenvermittlung . 101
Kubsch, Arnold: Die Wirkung 246
Kurz, Isolde: Einem Schatten 209
Kühn, Oswald: Die Oper eines Gefallenen 229
Lachmann, Eduard: Die Mutter in der Zeit 32
Litauischer Frühling 172
Lissauer, Ernst: Zwei Gedichte 154
Zwei Gedichte aus dem Zyklus „Johann Sebastian Bach" 254

Digitized by Google

Seite

Loewenberg, Karl: Der gefangene Ibsen 226
Luebeck, Julius: Die auswärtigen Wechselkurse im Krieg 223
Lürmann, K.: Kameraden 17
Müller, Professor Friedrich: Die Ernährungsfrage und der Krieg 61, 81
Nestle, Wilhelm: Politik und Moral 126, 146, 165
Pernerstorfer, Engelbert: Ein katholisches Buch 93
Pfeffer, Otto: Der deutsche Kriegsstaat 203
Reinacher, Eduard: Kolonnenleben und Tod 36
Saenger, Alwin: Eine deutsche Rede 70
Schmidt, Karl Eugen: Irland und Amerika 141
Schnack, Friedrich: Noch ist die Erde dein 76
Schussen, Wilhelm: Sommer 235
Stern, Edgar: Irak 6, 26
Szep, Ernö: Die Wolke 113
Montmartre 152
Wiedmer, Emil: Frühling entlang 115
Wöhrle, Oskar: Neuer Abschied 16
Wugk, Franz: Das Ideal der republikanischen Feldherrn 185
Zech, Paul: Zwei Gedichte 175

Digitized by Google

Glossen

Seite

Achelis, T. O.: Vom Reden und Schweigen 256
Barthel, Max: Das Mädchenhaar und das Massengrab 80
Berberich, Siegfried: Die neuen Langenbändchen 180
Burger, Willi: Der kunstgeschichtliche Unterricht 79
Corbach, Otto: Der Fiskus als Spekulant 77
Döring, Wolfgang H.: Am nächtlichen Feuer 119
Engelke, Gerrit: Betrachtungen 236
Fenigstein, B.: Die japanische Gefahr 217
Fontana, Oskar Maurus: Eine Mythik des Oesterreichers? . . 259
Robert Michel 19
Goldschmit, Rudolf Karl: Hermann Bahrs katholisches Bekenntnis 98
Gottschalk, Hermann: Albert Weisgerber 116
Heine, Anselma: Ins neue Land 39
Zwei Vergangenheitsromane aus Prag . . . 219
Heuß, Theodor: Kriegs- und Heimatchronik 18
Das Regenbogenbuch 78
Ruederers nachgelassener Roman 159
Krieg und Kunst 199
Einige Bücher 238
Heuß-Knapp, Elly: Familienbriefe der Maria Theresia 257
Ihringer, Bernhard: Friedrich Wasmann 139
Johst, Hannes: Otto Flakes neuer Roman 260
Kiefer, Otto: Wedekinds Bismarck 240
Kühn, Oswald: Max Reger † 157
Löffl, Dr.: Friedensrüstung 176
Marut, Ret: Indizien 155
Mayer, Alfred: Ein Dichter Kriegsberichterstatter 59
Mayer, Paul: Albert Ehrenstein: Die weiße Zeit 18
Pernerstorfer, E.: Kriegsliteratur 118
Oesterreichische Kriegsliteratur 218
Literatur zu „Mitteleuropa" 237
Reitz, Walter: Hans Hubers „Schöne Bellinda" 37
v. S.: Friedensvermittler 196
Singer, Erich: Aussaat 100
Spier, Dr.: Der Zerrspiegel 178
Stößinger, Felix: Jagow geht 197
Sutter, Otto Ernst: Die böse Kapuzinerpredigt 40
Das deutsche Soldatenlied 60
Teutenberg, Adolf: Japan und Amerika 96
Thoma, Ludwig: Ein wackerer Gelehrter 220
Zschorlich, Paul: Weingartner in Berlin 57

Digitized by Google

Digitized by Google

Im März 1916

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Märztagung des Reichstags hat zwei Demonstrationen gezeitigt, die scheinbar eine völlig verschiedene Stimmung spiegeln.

Die eine besteht in den geistig zusammenhängenden Anträgen des Abgeordneten v. Heydebrand und der Lase und Bassermann vom 17. März 1916, die andere in der Ablehnung des Notgesetzes durch den sozialdemokratischen Abgeordneten Haase und Genossen.

Beide Akte haben zu einer Aktion geführt, die für die politische Kriegs- und Parteilage von einer nachwirkenden Bedeutung ist. Es ist geboten, den Verlauf zu registrieren. Der konservative Antrag verlangte:

> Der Reichstag wolle beschließen, folgende Erklärung dem Herrn Reichskanzler zu übermitteln:
>
> Angesichts des Versuchs Englands, unser Volk durch Absperrung und Aushungerung niederzuringen ...., ist die rücksichtslose Anwendung aller unserer militärischen Machtmittel gegen England geboten.
>
> In dem Entschluß der Reichsleitung ist für die Führung des Unterseebootkriegs eine ... geeignete Maßregel nur zu erblicken, wenn deren praktische, wirksame Durchführung der Eigenart der Waffen entsprechend gesichert ist.

Diese Erklärung enthält eine Weisung an Regierung und Marine betr. Anwendung militärischer Machtmittel und einen bedingten Tadel.

Der Abgeordnete Bassermann beantragte mit drei Vierteln seiner Parteigenossen:

> „den Reichskanzler zu ersuchen, keine Abmachung mit andern Mächten einzugehen, die uns in dem uneingeschränkten Gebrauch der Unterseebootwaffe zu behindern geeignet sein könnten, sondern dahin zu wirken, daß von der Unterseebootwaffe ... derjenige Gebrauch gemacht wird, der sich aus der technischen Eigenart der Waffe ergibt."

Digitized by Google

Auch dieser Antrag ladet das Parlament ein, die Reichsregierung nach der politischen Seite hin und das Flottenkommando in Art der Anwendung einer bestimmten Waffe festzulegen.

Formell und staatsrechtlich ist der Reichstag — was bisher die Konservativen und die Nationalliberalen geleugnet haben — berechtigt, auf allen Gebieten eine Willensmeinung mit dem Ersuchen um Berücksichtigung zu unterbreiten. So gewiß dies grundsätzlich richtig ist, so gewiß ist es außergewöhnlich; und es bedarf der sorgfältigsten Ueberlegung, ob und wann die Volksvertretung über verwickelte technische, politische und militärische Maßnahmen der Reichsleitung und der Marinestellen Beschlüsse zu fassen veranlaßt ist. Ein solcher Schritt öffentlicher Aufforderung und Verwarnung enthält materiell die Behauptung einer vorgekommenen oder zu befürchtenden Vernachlässigung der pflichtmäßigen Energie oder Sorgfalt der verantwortlichen Stellen. Denn ohne eine solche Besorgnis ist er überflüssig. Die öffentliche Einbringung solcher Anträge charakterisieren sich als eine Demonstration und diese richtet sich gegen Reichsregierung oder gegen Marineämter oder gegen noch höhere Stellen oder gegen alle zusammen. Eine solche Kundgebung ist geeignet, den Glauben an die Fähigkeit oder Geschicklichkeit oder an Kraft und guten Willen der Leiter des eigenen Staatswesens zu schwächen.

Daß die Leitung dadurch erschwert wird, ist gleichfalls eine mögliche Folge. Die Pflicht der Zurückhaltung des Parlaments war im Frieden ein Glaubenssatz der Rechtsparteien der beiden Antragsteller. Die Linke steht auf dem Standpunkt, daß eine solche Form öffentlicher Kritik im Krieg im allerhöchsten Grad unzweckmäßig ist, schädlich wirkt und nur im Fall einwandsfrei nachgewiesener Mängel in der Leitung und Führung gewählt werden soll. Im Krieg bergen öffentliche Kundgebungen der Kritik an öffentlichen Stellen durch die Volksvertretung die Gefahr in sich, das Vertrauen der eigenen Bevölkerung und der eigenen Truppe zu erschüttern und bei den Gegnern falschen Vorstellungen Vorschub zu leisten.

Digitized by Google

Das führende Organ der Konservativen, die „Kreuzzeitung", ersuchte die Anträge ausdrücklich mit dem Mangel an „Vertrauen" zu rechtfertigen. Diese Anträge nun mit den ihnen zu Grund liegenden Zweifeln wollten von den beiden Parteien bei der ersten Lesung des Etats im Plenum zur öffentlichen Diskussion gebracht werden. Es war ein denkwürdiger Seniorenkonvent nötig, um dies zu verhindern. Die Konservativen haben ausdrücklich erklärt, nur vorläufig auf die öffentliche Diskussion zu verzichten. Die Beratung in der Kommission hat die Grundlosigkeit der mittelbar und unmittelbar erhobenen Vorwürfe erwiesen. Das Tatsachenmaterial sprach beredt für den Reichskanzler und den neuen Marinesekretär. In der Kommission wurde von der fortschrittlichen Volkspartei ein Antrag gestellt, „der Leitung und Führung Vertrauen auszusprechen".

Daneben her ging ein Antrag des Zentrums, die Regierung aufzufordern, sich nicht durch eine Bindung die Freiheit im Gebrauch der Unterseebootwaffe zu beschränken. Ein Unterantrag der Volkspartei hat beantragt einzufügen: „Gebrauch der Unterseebootwaffe gegen unsere Feinde", womit ein Gebrauch der Waffe gegen Schiffe der mit Deutschland nicht im Krieg stehenden Neutralen außerhalb der Kriegszone aus dem Reichstagsbeschluß ausscheidet.

Das Ergebnis der politisch und parlamentarisch wichtigen Abstimmung ist bekannt.

Es wurde die Einigungsformel gefunden:

> Die Kommission wolle beschließen, dem Reichstag folgende Erklärung an den Herrn Reichskanzler vorzuschlagen:
>
> > Nachdem sich die Unterseeboote als eine wirksame Waffe gegen die englische auf die Aushungerung Deutschlands berechnete Kriegführung erwiesen haben, gibt der Reichstag seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß es geboten ist, wie von allen unseren militärischen Machtmitteln, so auch von den Unterseebooten denjenigen Gebrauch zu machen, der die Erringung eines die Zukunft Deutschlands sichernden Friedens verbürgt und bei den Verhandlungen mit auswärtigen Staaten die für die

Digitized by Google

Seegeltung Deutschlands erforderliche Freiheit im Gebrauch dieser Waffe unter Beachtung der berechtigten Interessen der neutralen Staaten zu wahren.

Der Vollständigkeit seien diesem Ueberblick noch einige politisch bemerkenswerte Momente angefügt: Die bayerische „Staatszeitung" und der württembergische „Staatsanzeiger" warnten vor den Anträgen der Nationalliberalen und der Konservativen. Der Parteitag der fortschrittlichen Volkspartei Preußens hat eine Vertrauenskundgebung für die angegriffenen Stellen beschlossen. Der nationalliberale Landtagsabgeordnete Fuhrmann, der im Nebenamt geschäftsführendes Vorstandsmitglied des „Alldeutschen Vereins" ist, hat eine Petitionsbewegung im Sinn der Anträge organisiert.

Die ganze Bewegung wurde von ihren Anführern in Verbindung gesetzt mit dem Rücktritt des Großadmirals Tirpitz. Die Presse hatte schon vor einem Jahr mitgeteilt, daß derselbe sein Entlassungsgesuch eingereicht hat. Es ist jetzt bewilligt worden. Die Gründe sind nicht öffentlich dargelegt. An dem Tag, an dem der Staatssekretär der Marine offiziös als krank gemeldet wurde, ist er in Berlin von zahlreichen Personen begegnet worden. Es ist gewiß, daß Reibungen oder Meinungsverschiedenheiten persönlicher, politischer oder technischer Art schon lange vorlagen.

Auf die Schiffsbaupolitik von Tirpitz, die an den Erfahrungen und Ergebnissen des Feldzugs nachzuprüfen ist, und auf die politische Betätigung des Großadmirals will ich nicht eingehen, schon deshalb, weil ich selbst im „März" und im Reichstag einer bestimmten Richtung der Politik des Staatssekretärs der Marine entgegengetreten bin. Bei aller Anerkennung der großen, organisatorischer Fähigkeiten auf seinem Spezialgebiet könnte ich in eine demonstrative Lobpreisung des Politikers nicht einstimmen.

* * *

Digitized by Google

In die politische und parlamentarische Grundbewegung, die der Wellenschlag der U-Boote in Berlin letzte Woche hervorgebracht hat, mischte sich der konträre Wind, den der sozialistische Abgeordnete Haase im Reichstag durch sein Mißtrauensvotum gegen die Regierung zu erregen versucht hat. Er verweigerte das unentbehrliche Notgesetz und demonstrierte mitten im Krieg durch Ausgabeverweigerung gegen die Reichsregierung. Er machte sich einer verwirrenden und schädlichen Unwahrhaftigkeit schuldig, indem er die politischen Dinge so darstellte, als ob die deutsche Reichsregierung einem guten Frieden abgeneigt sei. Nur unter dieser Fiktion war sein Schrei nach Frieden moralisch und vaterländisch vertretbar. Da die Unterstellung falsch ist, so war der Schritt eine nicht ehrliche Popularitätshascherei, eine Aufmunterung der dem Frieden abgeneigten und auf deutsche Spaltung harrenden Ententemächte und ein Rückenstoß gegen die eigene Partei, die er überrumpelte und der er durch eine taktisch falsche Losung die Arbeiterkreise abspenstig machen will. Man wird die vielleicht sehr wichtige und parteipolitische folgenreiche Spaltung der größten Fraktion ernst und ruhig beobachten und abwarten sollen.

Unverkennbar ist eines: Herr Haase war vor allem deshalb weißglühend, weil er von seiner eigenen ihn für unzeitgemäß haltenden Partei „kaltgestellt" war. Unter denselben Temperaturverhältnissen hat sich die Spaltung bei einer Reihe seiner Mitüberläufer vollzogen.

Eingangs ist gesagt, daß die Demonstrationen „von Heydebrand und der Lase, von Bassermann und Haase" einer scheinbar gegensätzlichen Stimmung entstammen. In Wirklichkeit sind beide eine Konzession an denselben nervösen und fast neurastheniſchen Groll, der in Berlin schichtenweise auftritt. Die europäische Unzufriedenheit über die Dauer des Krieges weckt den Ruf nach radikalen Mitteln. Die einen sehen das Mittel im „raschen Frieden", die andern im „raschen Unterseeboot" und beide stellen sich an, an ihr Mittel zu glauben, um der Bevölkerung nachher sagen zu

Digitized by Google

können, wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte es kürzer gedauert. Diese Entwicklung bei einem Teil der Sozialdemokraten war mathematisch vorauszuberechnen.

Bei den Konservativen und Nationalliberalen bedurfte die Psychose der Mitwirkung alldeutscher Draufgängerei. Die Alldeutschen hatten im Jahr 1914 den Krieg als „ihren" Krieg gleichsam liebevoll mit Beschlag belegt und schon vorher durch die Behauptung propagiert, daß die Niederwerfung rasch und glorios sein werde. Sie haben große Programme aufgestellt und haben die Regierung durch ihre Presse, durch Eingaben und durch Flüsterreden wegen ihrer Zurückhaltung in der Proklamierung bestimmter Kriegsziele verfehmt. Verärgert, sind sie auch besorgt wegen möglicher Enttäuschung ihrer übertriebenen Ideen und wegen der Verantwortung vor der Bevölkerung.

Diese Verantwortung abzuwälzen auf die Reichsleitung und einzelne Kommandostellen ist ein parteitaktisch verlockendes Bestreben. Wenn es aber andere Parteien in seine Kreise zieht und große Verwirrungen anzurichten droht, ist es notwendig, im öffentlichen Interesse dem Versuch ruhig und bestimmt entgegenzuwirken. Man wird auch alle Scharfmacher höflich und dringend einladen dürfen, sich nicht aus Groll in Pessimisten zu verwandeln. Geschlossenheit und stärkendes Vertrauen ist im dritten Kriegsjahr noch viel nützlicher als im ersten. Denn zu der West-, Süd- und Ostfront droht eine Nordfront zu treten.

Irak

Von Edgar Stern

Es ist noch gar nicht lange her, daß sich der durchschnittliche Bildungsphilister, der vom Pennal her sämtliche Hauptstädte Mittelamerikas am Schnürchen aufsagen konnte, des Eingeständnisses nicht geschämt haben würde, daß er vom Irak noch nie etwas gehört habe. Und doch ist hier die Stätte, wo alle Kulturen ihren Ausgang

Digitized by Google

genommen haben, wo Bibel und Koran und das Zend-Aveſta des Zoroaſter wurzeln und wo die älteſten Spuren der Wiſſenſchaften: Aſtronomie, Mathematik, Mechanik u. ſ. w. nachgewieſen wurden. Aus dem Lande Ur in Chaldäa, das zwiſchen Schattel-Hai und unterem Euphrat belegen war, iſt Abrahams Vater nach Paläſtina gekommen. Nicht weit davon bei Kurna vereinigt ſich Euphrat, der bibliſche Phrat, die „Waſſer Babylons", mit dem Tigris, und hier ſoll der Sage nach das Paradies gelegen haben. Bis faſt 4000 Jahre vor Chriſtus, in die Zeit König Sargons von Akkad, reichen die dauerhaften Ueberreſte eines in Tonziegeln verwahrten Schrifttums zurück, und Aſſurbanipals Bibliothek zu Ninive liefert in ſolchen Dokumenten den Nachweis über ein hochentwickeltes Wirtſchaftsleben, umfaſſende Rechtspflege und blühende Künſte dieſer längſt verſchollenen Zeit. Viele Motive unſerer Bibel ſind aus dem Glauben der Urvölker: der Sumerier, Hettiter, Aſſyrer, Babylonier ꝛc. übernommen, oder in veränderter Form in der Religion der Griechen, Römer und Germanen wieder aufgetaucht, ſo das Sintflutepos des Gilgameſch, die Sage von Iſtars Höllenfahrt und die Geſtalten der alten Götter Schamaſch-Helios, Schin-Phöbe, Anu, Bel und Ea. Die deutſchen Ausgrabungen von Babylon, Aſſur, Samarra, die engliſch-amerikaniſchen von Djerabulus, Ninive u. ſ. w. haben unermeßliche Schätze an Können und Wiſſen der älteſten Kulturepochen gefördert, zugleich aber gezeigt, wie wenig ſich die Lebensformen dieſer fernen osmaniſchen Provinzen und des angrenzenden Perſiens ſeither geändert oder gar vervollkommnet haben. Die gleichen primitiven Beförderungsmittel: Kelleks, Flöſſe aus aufgeblaſenen Ziegenſchläuchen, hochgekielte Sefinen, die Segelſchiffe des Tigris, Kuffas, kürbisförmige Boote aus asphaltverpichtem Weidengeflecht finden ſich in gleicher Form auf altaſſyriſchen Reliefs; der gleiche fahnenförmige Palmblattfächer, der noch heute in jeder Hand iſt, um in den glutenden Sommermonaten ſpärliche Erfriſchung zu ſpenden, diente jenen ausgeſtorbenen Herrenvölkern, und mit den gleichen primitiven

Digitized by Google

Werkzeugen, die den Wert der menschlichen Arbeitszeit gleich nichts achten, wird noch heute in Mesopotamien das Handwerk betrieben. Nicht nur vor Gott sind dort unten tausend Jahre wie ein Tag; auch im Leben der muselmanischen Asiaten vergleiten ganze Zeitepochen spurlos und nur der ununterbrochene Zerfall der alten Kulturtaten, die fressende Wüste und die dörrende Sonne bestimmen das Fortschreiten der Zeitrechnung.

Noch immer sind die geographischen Begriffe der Meisten in Bezug auf den Irak ein wenig verworren. Der große Maßstab der bei uns geläufigen Karten verschiebt die Begriffe so, daß man leicht zu der Annahme gelangt, dieser fernste Schauplatz des Weltkrieges liege „irgendwo da unten 'rum am Suezkanal". In Wirklichkeit klafft zwischen Irak Arabi, dem mesopotamischen Kriegsschauplatz — der persische Irak, Irak Adschemi, zieht sich auf gleicher Höhe von den Bergen Luristans bis etwa ins Herz des persischen Reiches — ein Wüstengebiet, dessen Durchquerung ungeheuer schwierig ist und ungefähr so viel Zeit beanspruchen würde, als die Reise von Deutschland an den Kanal. Und nur wer Reisewerke über diese Länder oder etwa die Romane Karl Mays, die neben ihrer unwahren Tendenz der reiferen Jugend doch manche exakten, geographisch-ethnographischen Kenntnisse spielend beibringen, aufmerksam gelesen hat, vermag sich ein Bild von dem Lande zu machen, wo deutsche Offiziere und Unteroffiziere seit langen Monaten in den Reihen unserer tapferen Verbündeten dem englischen Einfall wehren.

Dieser englische Einfall in Mesopotamien verfolgte Zwecke, über deren Wichtigkeit uns ein Blick auf die Karte ohne weiteres belehrt. Es handelt sich hier darum, die ununterbrochene Interessenzone, welche die Engländer mit großen Geldopfern und der systematischen Bestechung der ziemlich unabhängigen Stämme und mit wirtschaftlichen Anstrengungen von Aegypten bis Indien zu schaffen wußten, um jeden Preis zu erhalten. Oder wenigstens handelte es sich im Anfange darum, denn jetzt ist diese Verbindung ohnehin schon durch die türkische Besetzung der

Digitized by Google

Sinaihalbinsel, durch den Beitritt der meisten Stämme Arabiens zum Heiligen Krieg und durch die Auflehnung der Perser gegen den Vertrag von 1907 an vielen Stellen durchlöchert; und wenn es gelingt, den aus strategischen Gründen bereits gesperrten Suezkanal zu überschreiten oder zu vernichten, so wird auch die direkte Verbindung Englands mit seinen wichtigsten Kolonien auf dem Seewege zerstört sein. Die Wirkung der freigebig rollenden Sovereigns, welche in Jahrzehnten den kleinen Scheichs in der Umgegend des Persischen Golfs Englands Größe und Macht handgreiflich dokumentieren halfen, hat freilich vermocht, einige von ihnen, so namentlich Scheich Ghazal von Mohammerah, zu Anfang des Weltkrieges auf die englische Seite zu bringen. Und auch manche der weiter stromaufwärts wohnenden Beduinenstämme haben gerne die Geschenke an Gold und Waffen angenommen, mit welchen das britische Expeditionskorps sie zur Auflehnung gegen das Oberhaupt der Moslims, den Khalifen, bestimmen wollten. Aber die mangelhaften militärischen Erfolge der Engländer und Franzosen haben die meisten von ihnen bestimmt, sich in der Folge doch dem türkischen Heere als Freiwillige, als „Mudjahedin" anzuschließen. So hat das englische Expeditionskorps, dessen Gesamtstärke man vielleicht auf 40000 Mann beziffern kann, neben den großen klimatischen und geographischen Schwierigkeiten auch noch mit der fortwährenden Behelligung durch die leicht beweglichen Kavalleriemassen der Beduinenstämme zu kämpfen. Diesen Schwierigkeiten, die in der furchtbaren, acht bis neun Monaten währenden Hitze mit etwa 50 Grad C. Tages-, 35 bis 38 Grad Nachttemperatur, in allen erdenklichen Seuchen, wie Pest, Cholera, Typhus, Maleria, Dysenterie, Sumpffieber u. s. w., in der Feindseligkeit der Tierwelt, die mit Skorpionen, Taranteln, Schlangen, Moskitos, Sandfliegen und anderem lieblichen Getier dem Eindringling wehrt, und in den Schwierigkeiten der Verpflegung und des Transports gipfeln, stand freilich ein beträchtlicher militärischer Vorteil gegenüber: die Engländer verfügten über ausreichende

Digitized by Google

Mengen weittragender Artillerie, über eine große Anzahl Kanonenboote und bestückter Lynchdampfer, die vorher dem friedlichen Wasserverkehr zwischen Bagdad und Basra gedient hatten und rechtzeitig in Basra zurückgehalten waren, und sie hatten den Vorteil der inneren Linie, den schiffbaren Tigris für sich, während die Umfassungsbewegungen der Türken weite Wüstenstrecken mit primitiven Verkehrsmitteln bewältigen mußten. Dazu kam die Unmöglichkeit, genügende Mengen moderner Artillerie vor den Dardanellen abzuziehen und in wochenlangen Transporten über Taurus, Amanus und durch die Wüste heranzuschaffen. Deshalb hatten die Engländer anfangs einige kleinere Erfolge, die sie in üblicher Weise aufzubauschen verstanden. So wurde aus dem kümmerlichen Hafenstädtchen Fao, das sie gleich zu Anfang des Krieges besetzten, eine eroberte Festung, aus der Einnahme Basras, das unter dem Feuer von Panzerschiffen nicht zu verteidigen gewesen wäre, und von einigen hundert Mann Besatzungstruppen nach Kampf geräumt wurde, eine große Waffentat, aus den im Verlaufe eines Jahres nach mancherlei schmerzlichen Rückschlägen besetzten Araberstädtchen an Tigris und Euphrat, wie Kurna, Amara, Nasrije und Kut el Amara „starke türkische Befestigungen". Wo solche Befestigungen vorhanden waren, sind es die lehmummauerten arabischen Kastelle gewesen, wie sie die seßhaften Fellachen zum Schutze gegen räuberische Ueberfälle durch nomadisierende Beduinen seit Jahrhunderten erstellen; sie sehen zwar pittoresk genug aus, können aber kaum eine moderne Gewehrkugel, geschweige denn auch nur eine einzige Granate abwehren. Und die Engländer haben diese „Siege" teuer bezahlen müssen, nicht nur mit dem Verlust von unverhältnismäßig vielen europäischen, australischen und indischen Mannschaften und Offizieren, sondern vor allem mit einer Einbuße an Prestige, die sie nie wieder gut machen können. Wer die eigenartige Nachrichtenübermittelung der primitiven Völkerschaften kennt, deren Hilfsmittel: Feuerzeichen, Trommeln und reitende Stafetten oft erfolgreich mit dem Draht wetteifern, wird es begreifen, daß jeder

Digitized by Google

Erfolg, den Allah den Rechtgläubigen über die Inghliz gegeben hat, sich im Nu über ungeheure Gebiete Asiens und selbst Afrikas verbreitet hat. In richtiger Erkenntnis der Schwierigkeiten, welche die türkische Streitmacht aus eigenen Mitteln und durch vermehrte Tapferkeit und kriegerischen Geist zu bewältigen hatte, ist es deshalb den der Regierung selbst oft auffässigen Araberstämmen klar geworden, wie schlecht es mit der Allmacht Englands bestellt sein muß, wenn es dieser türkischen Gruppe möglich war, im April vorigen Jahres auf Wüstenwegen bis an die neuen englischen Vorbefestigungen Basras vorzudringen, einen englischen Flügel bei Ahwaz am Karun auf persischem Boden blutig zu schlagen und erst bei Kut el Amara, dann aber, im entscheidendsten Moment bei Ktesiphon überlegene englische Truppen fast zu vernichten.

Mit diesen letzten Waffenerfolgen der Türken sind die beiden nächstliegenden Ziele der Engländer in unerreichbare Ferne gerückt worden. Das eine, die Einnahme Bagdads, wovon man sich einen erheblichen moralischen, wenn auch keinen direkten strategischen Gewinn versprach, hätte dem Vorstoß der Engländer auf den Tigris einen äußeren Abschluß gegeben und ihnen die Möglichkeit geboten, in einigermaßen erträgliche Standquartiere zu kommen. Es hätte außerdem mit Rücksicht auf die in Bagdad begonnenen Bahnbauten, welche der von Norden her bis Rees-el-Ain, halbwegs zwischen Aleppo und Mossul, vorgeschobenen Trasse auf eine Entfernung von ca. 130 Kilometer bis Samarra entgegengetrieben wurde, ein Deutschland gegenüber wertvolles Faustpfand in ihre Hand gebracht. Das zweite, etwas problematischere Ziel, war wohl die Vereinigung mit russischen Truppen, welche teils vom Kaukasus durch Armenien, teils unter Verletzung persischer Hoheitsrechte durch Aserbeidschan auf die Tigrislinie zu kommen suchen, sich aber mit der Erreichung dieses Zieles bisher ebenso verrechnet haben wie die Engländer. Statt dessen haben diese russischen Unternehmungen und die gleichzeitige Besetzung der persischen Hafenstädte durch englische Detachements

Digitized by Google

den kriegerischen und freiheitsliebenden persischen Stämmen die Wirkung des vorerwähnten Vertrages von 1907, welcher Persien bis auf einen schmalen Mittelstreifen in eine russische und eine englische „Einflußzone" aufteilte, greifbar vor Augen geführt und sie bewogen, sich großenteils in recht wirksamer Weise dem Dschihad, dem heiligen Krieg anzuschließen. Die Parole hierfür ist ihnen von den geistlichen Oberhäuptern der Schiiten, den Mudjtehids von Kerbela zugegangen. Und es ist nicht der kleinste Erfolg dieses Krieges, daß hier nach dreizehn Jahrhunderten Fehde um die Rechtmäßigkeit der Nachfolge Mohammeds die beiden großen Sekten des Islams, Sunna und Schia, dem gemeinsamen Feind geeint gegenübertreten. Die klugen schiitischen Geistlichen, deren Organisation etwa einem Kardinalskollegium ohne eigentlichen Papst gleichkommt, haben, trotz des enormen finanziellen Interesses an dem Wohlwollen Englands, das aus indischen Fonds und Sammlungen alljährlich große Summen nach Kerbela abführen ließ, wohl erkannt, auf welcher Seite die Zukunft der muselmanischen Völker gesichert ist, und mancher friedfertige Priester, der sein ganzes Leben dem Studium des Korans und alter persischer Schriften in den eigenartigen düsteren Gebäuden oder in den von Gold und Fayencen strahlenden Moscheen Kerbelas und Nedjefs verbracht hatte, hat diese Ueberzeugung auf den Schlachtfeldern des Irak oder unter den Strapazen des Kriegslebens, dem er sich freiwillig unterworfen hatte, mit dem Leben bezahlt. Manche Geheimbünde haben ihren Einfluß östlich bis nach Aegypten, Tripolis und in die nordafrikanischen Besitzungen Frankreichs, bis zu den vorher politisch indifferenten Stämmen Arabiens und über den ganzen schiitischen Islam, Persien, Afghanistan, Belutschistan und sogar Indien ausgedehnt und die Achtung vor der finanziellen und politischen Stärke Englands, die sich in wohlverstandenem Interesse an den spekulativen Sinn aller Orientalen gewendet hatte, hat ihrem starken ritterlichen Empfinden für die Personen Kaiser Wilhelms und für den stolzen und erfolgreichen Daseinskampf der Minderheit gegenüber einer Welt von Feinden Platz gemacht.

Digitized by Google

Es läßt sich heute noch kein abschließendes Urteil darüber bilden, und es wäre auch in diesem Rahmen nicht möglich, festzustellen, wieweit die Erschütterung der britischen Weltherrschaft gerade auf diesem Gebiete bereits die feinsten Wurzelfasern dieses auf dem Blut und Schweiß ungezählter Helotenvölker wuchernden Baumes ergriffen hat. Aber namentlich die Erfahrungen im Irak sind symptomatisch für den inneren Zusammenbruch dieser Weltherrschaft, die hier an einem von ihr verachteten und als der „kranke Mann" abgetanen Gegner gescheitert ist. (Schluß folgt.)

Randglossen zur polnischen Frage

Von J. P. Buß (Heidelberg)

Die polnische Frage bedeutet eines der schwierigsten und gewichtigsten Probleme der Staatengeschichte der Neuzeit, eine Frage, an die nicht mit dem üblichen „tagespolitischen" Gerede zu rühren ist, deren Versuch einer Lösung vielmehr nur aus schöpferisch historischer Erkenntnis heraus unternommen werden kann.

Nach der siegreichen Offensive der verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Heereskörper im Sommer 1915, die eine militärische Besetzung von weiten Landstrecken des nahen Ostens bedingte, ist vor allem die Frage über das endgültige Schicksal Polens in den Vordergrund menschlichen Ermessens gerückt worden. Eine bedeutsame Literatur, sowohl in den geistigen Kreisen der Mittelmächte als im feindlichen Ausland beschäftigt sich in unseren Tagen mit der Lösung und Fixierung dieses Problemes.

Vor dem Kriege hatte die polnische Frage in Deutschland nur als innerpolitische Angelegenheit gegolten. In die Sphäre der auswärtigen Politik hatte man sie nicht einbezogen. Während aber in Sonderheit die geistige und wirtschaftliche Oberschicht der Polen Rußlands das deutsche Reich bereiste, studierte und es vielfach genau studierte, haben wir im Grunde genommen nicht nur nicht Polen, sondern das gewaltige Rußland überhaupt auch nicht annähernd einem tieferen und eingehenderen Studium zu unterziehen für notwendig befunden. Der Zug von Westen nach Osten ist für die Deutschen immer stark zurückgetreten vor dem Zug von Osten nach Westen. Adolf Grabowsky glaubt in seiner Broschüre: „Die polnische Frage" jene

Digitized by Google

Unterlassungssünde im nahen Osten motivieren zu können: „Diese merkwürdigen Versäumnisse hatten ihren letzten Grund in der ehrfurchtsvollen Scheu vor dem russischen Reiche. Und diese ehrfurchtsvolle Scheu wieder entsprang im wesentlichen Maße der Haupttendenz der preußischen Politik gegenüber Rußland. „Du sollst es nicht berühren", so hieß das Gebot der preußischen Politik .... Auch Bismarck unterlag dem seltsamen Fluidum, das man am besten als die russische Suggestion bezeichnete ... Rußland schädigen, das hieß das Prinzip der Autorität beschädigen.

Nicht unterschreiben kann ich die Ansicht des Autors über Bismarcks Stellung zum russischen Reiche. Die Politik des Kanzlers gegenüber Rußland war alle Zeit fest und entschlossen und lief solcher Art auch in den Tagen des Berliner Kongresses letzten Endes nur darauf hinaus, die Gegnerschaft Rußlands nicht zu provozieren. Er hatte bei einer Unterredung vom 4. März 1854 mit dem Prinzen Karl von Preußen, der ihm in antirussischem Sinne zuredete, über seine Stellung zu Rußland und Polen bezeichnende Worte gesprochen: Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland belade uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich die polnische Frage in einer für Preußen erdenklichen Form zu lösen. „Wenn eigene Interessen keinesfalls für, eher gegen einen Bruch mit Rußland sprüchen, so würden wir den bisherigen Freund und immerwährenden Nachbar, ohne daß wir provoziert wären, entweder aus Furcht vor Frankreich oder im Liebedienste Englands und Oesterreichs angreifen. Wir würden die Rolle eines indischen Vasallenfürsten übernehmen ..." In der Richtung von Bismarcks Politik lag eben nichts weniger als ein Krieg mit Rußland.

Jedenfalls: Durch das bisherige Ergebnis des Krieges sind wir plötzlich vor die entscheidende Tatsache einer endgültigen Lösung der polnischen Frage gestellt worden. Kurz nach der Einnahme Warschaus hat denn auch der Reichskanzler zur Polenfrage Stellung genommen: „Wir haben eingesehen, daß die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aus der Welt geschafft werden müssen. Wir haben erkannt, daß die Gestaltung einer glücklichen Zukunft Polens, einer Zukunft, in der es die Eigenart seines nationalen Lebens pflegen und entwickeln kann, *eine Aufgabe ist, die uns zukommt* — ebenso um Polens willen wie um unserer selbst willen."

Solcher Art muß die gewaltige Aufgabe sein: die Ostjuden Polens mit der Scholle ihrer Heimaterde durch eine großzügige Kolonisation zu verbinden, eine Mittlerstellung einzunehmen in den antisemitischen Bestrebungen und dem maßlosen Konkurrenzkampf zwischen Polen und Juden, und die immer noch nach der russischen Seite tendierenden polnischen Parteien von den wahren Absichten der russischen Polenpolitik zu überzeugen. „Denn Rußland

Digitized by Google

hat alles ausgerottet, was das polnische Volk durch Jahrzehnte hindurch aus sich selbst hätte ziehen können. Mehr als ein halbes Jahrhundert lag es auf unserem Polen wie eine tote Last . . . Nichts hat es uns gegeben, am allerwenigsten Kultur, die es nicht geben konnte, weil es selbst nicht für einen Pfifferling Kultur hat. Schlimmer ist, daß es unsere alte Kultur . . . mit allen Kräften und Mitteln niederwürgte und niedertrat." — So urteilt ein polnischer Dichter.

Als selbstverständlich erscheint es uns heute, daß wir ein vereinigtes nationales Polenreich, das den Wünschen einer polnischen Irredenta gerecht werden würde, schon aus eigenen nationalen Selbsterhaltungsgründen nicht zu errichten gewillt sein können.

Das Primäre bei der Lösung der polnischen Frage muß es sein, daß diese nicht — wie es ihr in früheren Zeiten eigen war — von neuem Unstimmigkeiten zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn hervorzurufen im Stande ist. Bismarck schreibt in den „Gedanken und Erinnerungen": „Bis in den Krieg von 1792 hinein war das Mißtrauen zwischen Preußen und Oesterreich weniger durch die deutsche als durch die polnische Rivalität beider Mächte genährt. In den Händen der Thugut-Lehrbachschen Periode spielte der Streit um den Besitz polnischer Gebiete, namentlich Krakaus, eine mehr in die Augen fallende als der in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts im Vordergrunde stehende Streit um die Hegemonie in Deutschland." So muß heute eine Lösung gefunden werden, in der die Lebensnotwendigkeiten Deutschlands und Oesterreichs gleichermaßen erfüllt werden und die Wünsche der Polen möglichste Berücksichtigung finden. Für kommende Zeiten ist eine Flankensicherung gegen Rußland durch Polen in hohem Maße zu einer dringenden militärischen und politischen Notwendigkeit geworden. Aus solchen Erwägungen heraus gewinnt auch Grabowsky die Ansicht, daß das Schicksal Russisch-Polens bei den Zentralmächten gleichmäßig anzuvertrauen sei. Es ergibt sich daraus weiter, daß „eine wirkliche Sicherung der Flanke, ebenso auch eine haltbare Brücke, nur durch ein zufriedenes, nicht durch ein aufrührerisch gesinntes Polen erreicht werden kann." Und diese Zufriedenheit der Polen kann nur erreicht werden durch weitgehendste Belassung der Eigenart des Landes. Es steht zu hoffen, daß das latente deutsche Bedürfnis nach Kolonisationsgebieten in den geradezu prädestinierten Landschaften Kurlands und Litauens zu befriedigen ist.

Zwei Lösungsversuche der Polenfrage sind heute augenscheinlich. — Der erste basiert auf dem Aufruf des Obersten Polnischen Landeskomitees nach dem Falle Warschaus: „Von den Grenzen des polnischen Staates vor Beendigung des Krieges zu sprechen ist nicht Sache realer Politiker. Festgestellt muß jedoch werden, daß die Vereinigung des ungeteilten

Digitized by Google

Königreiches mit dem ungeteilten Galizien die Grundlage der Bestrebungen der Polen bildet." Die von Rußland abgetrennten Gebietsteile einschließlich Galiziens sollen solcher Art zu einem einheitlichen Staatsorganismus vereinigt werden.

Eine solche Lösung ist jedoch keineswegs dazu angetan, den Interessen beider Zentralmächte gerecht zu werden. Sie entbehrt voll und ganz der notwendigen Flankensicherung gegen das Zarenreich, ganz abzusehen davon, daß ein solches „Großgalizien" im Rahmen des Habsburgischen Gesamtstaates einer unmöglichen Schwächung des deutschen Einflusses in Oesterreich selbst gleichkommen würde.

An uns ist es, an die Lösung dieses Problemes nur aus realpolitischen Gesichtspunkten heraus herauszutreten. So dünkt mir denn auch die zweite Lösung, die Grabowsky fordert, die richtige: gemeinsame Herrschaft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns über Russisch-Polen, das sogenannte Kondominium. Deutschland hätte somit die Verwaltung der an das Reich angrenzenden Gebiete Russisch-Polens, Oesterreich-Ungarn der an die Monarchie angrenzenden zu übernehmen, ohne an die nominelle Einheit dieses neuen polnischen Staatenwesens zu rühren. Nach dieser einfachen Lösung der Polenfrage ist Polen nicht zu behandeln als ein den Zentralmächten gemeinsam unterworfenes Gebiet, sondern als eine Provinz dieser beiden Mächte, der immer weitergehende Autonomie gewährt werden kann, und andererseits erreichen die Polen einen ihrer Hauptwünsche: Russisch-Polen bleibt ein polnisches Ganzes. Die deutsche Geschichte kennt schon ein solches in der gemeinschaftlichen Herrschaft Preußens und Oesterreichs über die Herzogtümer Schleswig und Holstein. Nicht ziemt es, den verhängnisvollen Ausklang dieser Art auf die heutigen Verhältnisse betreffs Polen zu übertragen. Damals der unüberbrückbare Gegensatz zwischen den deutschnationalen Bestrebungen Preußens und dem absoluten bundesreformfeindlichen Oesterreich. Heute stehen wir in gemeinsamen Interessen, geschaffen aus der Stunde der Not vor der weltpolitischen Unausbleiblichkeit eines neuen geeinten und gekräftigten Mitteleuropa.

Neuer Abschied

Mein Leben könnte sich erfüllen in dir, ich weiß es.
Aber das Signal bläst zur Abfahrt.
Die Felder, die Wiesen fangen zu schwanken an,
dein weißer Arm, dein liebes Antlitz entschwindet.

Digitized by Google

O, ich könnte so fröhlich sein an deiner Seite!
Aufblühn wie ein Mattenkraut im Aprilen,
mit Blüten mich überwerfen wie ein Kirschbaum,
viele zärtliche Früchte tragen wie der Holunder.

Alles das vermöchte ich, staunenden Lebens voll,
Liebste, wenn du meine Nährerde bliebst.
Aber das Schicksal trennt wieder mit knallendem Hieb uns.
Jetzt donnern mir in den Ohren die Frontkanonen,
nicht mehr deines Mundes Frauenküsse.

Oskar Wöhrle

Die Kameraden

Sie gruben ihm die letzte Ruh'
bei Wald und Feld, ein stilles Grab,
und legten ihn ganz sanft hinab
und warfen es mit Erde zu. — —

Es sagte einer: „Wer weiß? . . wer weiß? . .
Morgen bin ich es oder du,
oder gar zwei von uns oder drei?!" — — —
Sie wurden still und traurig dabei. — —

Da sagte der jüngste: „Mein Gott, wer weiß!
's kann keiner sein, auch alle vier!
Aber heute noch leben wir!

Es fehlen noch Blumen und Tannenreis;
Wir wollen sie holen!" — Sie taten so;
Und dankten jenem und waren fast froh. — —

K. Lürmann

Digitized by Google

„Kriegs- und Heimatchronik"

Seit Beginn des Krieges bespricht Friedrich Naumann in der „Hilfe" in kurzen, täglichen Bemerkungen die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen und die Konflikte in der auswärtigen Politik, schildert Gertrud Bäumer die Fragen der sozialen Fürsorge, der wirtschaftlichen Umbildungen, die geistige Atmosphäre hinter der Front. Diese knappen Tagebücher haben von Anfang an zahllose Freunde gefunden, zumal unter den kämpfenden Soldaten selber, die so, über ihr eigenes Erleben hinaus, durch zwei Menschen mit weiter Schau und kräftiger, deutlicher Sprachkunst im Zusammenhang mit dem großen Geschehen gehalten wurden. Die Notizen von August 1914 bis Juli 1915 sind nun bei Georg Reimer in Berlin zu einem ersten starken Band vereinigt worden (5 bezw. 6 Mk.). Sie sind nun wirklich eine „Chronik". Ein Chronist ist nämlich nicht ein Allerweltsschreiber (wie wir jetzt viele haben), der, weil jetzt Krieg an der Reihe ist, aus Zeitungsartikeln und Tagesberichten eine Stimmungssauce in Lieferungen anrichtet, sondern ein Mensch mit Kenntnis, Empfindung, Temperament und Sachlichkeit. Friedrich Naumann und Gertrud Bäumer sind zu dieser Arbeit deshalb vor andern berufen, weil sie nicht durch irgendwelchen Verlagsauftrag an das Unternehmen herangeführt worden, sondern weil dieses Aussprechen und Aufschreiben für einen bestimmten Kreis persönliches Bedürfnis war und weil sie in ihrer Friedensarbeit vor dem Krieg schon all den Fragen nahe waren, die jetzt breites Gemeinsamkeitsdenken wurden. In der technischen Ordnung, in der klaren Sachlichkeit der Sprache, in der ernsthaften und aufrichtigen Gesinnung ist dieses Werk, aus dem Tag geboren, ein Geschenk an die Zukunft. Heute ist es für den, der nicht Bilder und Berichte, sondern persönliches Sehen und Urteilen will, die Chronik des Krieges.

Theodor Heuss

Albert Ehrenstein: Die weiße Zeit

(Verlag Georg Müller, München)

Der Autor des „Tubutsch" veröffentlicht in diesem Buche seine Verse aus den Jahren 1910—1913. Da Ehrenstein ein Dichter ist, in dessen Seele das Blut des Kosmos kreist, so wird sein Gerichtstag über sich selbst unversehens zum Weltentribunal. Ein gequälter Mensch edler Artung fordert die Weltregierung in die Schranken; der Einsatz des ungleichen Kampfes ist die Behauptung des eigenen Selbst. Ehrenstein gehört nicht zu den Lyrikern, welche die Welt verniedlichen, um ahnungslos im bel canto des gutgläubig hoffenden Herzchens dahinzuschmelzen, fern bleibt er den lächelnden Bejahern, die wahllos den Bruder Mensch an die rhythmengeschwellte Brust pressen, ohne zu fragen, ob das Lebewesen, das sie in flacher Liebe umfangen, Neger oder Akrobat sei. Ehrenstein ist ein Weltfeind; kein Beglückter, kein Beglückender. Nicht aus der Fülle des Seins ist seine Kunst erblüht; sie ist Titanenwerk, des Chaos letzte Drohung an die Sieger, Wehruf aus dem Inferno. Es ist ein Protest gegen den entsetzlichen, ziellosen Kreislauf des Werdens und Vergehens. Die Enterbten senden ihre Flüche gegen Götter, die nicht erlösen; und aus den trunkenen Träumen dieses Dichters dröhnen die sehr bewußten Worte des Dämons: „Stirb, ohne zu werden." Aber in die haßgeschwellten Disharmonien Luzifers

Digitized by Google

mischt sich das Wimmern der gefallenen Engel, die Einlaß heischen in die Gemächer der Glücklichen. Ehrenstein beschließt sein Buch mit den Zeilen:

„Du bist der gute Tod,
ich bin ein Häuflein Erde,
O komme bald und menge mich
Erde in die Erde."

Man ahnt in diesem Dichter die absolute Urkraft, die immer vorhanden sein muß, wenn seelische Exhibitionen, wie er sie uns zu bieten wagt, über den Wert privater Dokumente hinaus als Gestaltung allgemeiner Erlebnisse Geltung bekommen. Das Wort Carduccis: „Im Anfang war der Widerspruch" könnte das Motto der Ehrensteinschen Dichtungen sein. Seine Negation wächst ins Monumentale; selbst seine Grotesken atmen den Adel des unbefleckten Rebellen. Das Unbedingte in ihm überwältigt, selbst da, wo es abstößt. Die so beliebte Anbiederung mit der dagegen wehrlosen Natur ist für Ehrenstein keine Trostbrücke aus der Einsamkeit:

„Den Aussatz des Himmels, die Sterne
achte ich längst nicht mehr."

Ein Intellekt funkelt, der sich selbst mißtraut, und deshalb gern die „sonnenfernen Herrscherhallen der Unvernunft" aufsucht. Viele Gedichte sind Geißelungen des armen homo sapiens; der Geifer schäumt, während die offenen Wunden bluten. Selbst in dem Gedichte, das „Verzeihung" betitelt ist, starren dem Dichter seine Sünden aus den armen Augen seiner Geliebten entgegen.

Ein Dichter ist immer ein Ordner, ein Wählender, ein Regent des Orkans, den er selbst entfesselt. Weil Ehrenstein ein Dichter ist, werden seine Flagellantenschreie zu Liedern der Menschheit. Das Kreischen der Kreatur wird in seinen lyrischen Expressionen zur vox humana.

Paul Mayer

Robert Michel

Von Insekten, von Häusern an stillen Flüssen erzählte Robert Michel in den Tagen, „wie wir einst so glücklich waren". Landschaften hatten ihre Schicksale, Ameisen krochen aus dem verworrenen Bau des Lebens, Schafe rupften spärliches Gras zwischen Steinen und der Hirte, der sie behütete, war nicht mehr als sie, hatte nur Stimme. Aber wie leicht war die zu verlieren (in „den Häusern an der Dzamja" wars erzählt) und nur das Ewige löste wieder die gebundene Zunge. Menschen behauten Steine, aber was aus ihnen wurde, wie sie stehen sollten unter dem Himmel als Geformte, was für Zeichen sie tragen und wer sie berühren sollte, schien wichtiger, wesentlicher als der Gang der Menschen. Wo waren die? Einer war wie sein Pferd, sich bäumend und schlagend, und sprang mit ihm in einen Abgrund. Der war wie ein Baum, ein kleiner, zager Weidenbaum, an einem springenden Bächlein mit Kieselsteinen und Silberfischen und das war ein Mädchen. Nur insofern, als sie Landschaft wurden, als sie sich in die leblosen Dinge verwandeln konnten, hatten die Menschen Sinn und Wert für diesen merkwürdigen Dichter, in dem die Gebundenheit und Knappheit des Nordens sich mit der Fülle und dem geduldigen Warten des Ostens vermählte. So sah man Michel.

So sieht man ihn auch im Krieg, an dem er als Hauptmann im österreichischen Heer Anteil nimmt und von dem er die „Briefe eines Haupt-

Digitized by Google

manns an seinen Sohn" (Verlag S. Fischer, Berlin) nach Hause schrieb. Wieder sind die stummen, unser Leben begleitenden Dinge da und sie, die keinen Mund haben, kein Wort mit Luft anfüllen können, sie finden in ihm den Liebenden, der von ihnen aussagt, sie streichelt und den Herzschlag ihres unerlösten Daseins hört. Die Uniformen, die Zäune, die Bäume, die den Toten entfallenen Gewehre und Brotsäcke, Straßen, Pflanzen, eine Eule, die um den zerschossenen Kirchturm fliegt, ein Caféhaus in Przemysl, das Schicksal der Stadt in sich bergend, es mit der Treue des Namenlosen bewahrend, ganze nur von Hunden und Katzen bewohnte Dörfer, ein Hund, ein Restchen des gemauerten Kamins, das letzte des Hauses, bewachend (Man höre: „So ein niedergebranntes Haus schaut in der Tat so aus wie eine zerschossene Menschenbrust, von der nur das Herz und ein Stück Rückgrat übriggeblieben wäre"), die Brücken, die Pferde, die er mit einer Kriegsmedaille bis ans Ende ihrer Tage geschmückt sehen möchte, Lagerplätze, Gräber — so, an diesen Dingen erlebt er den Krieg. Er schaut die Dinge mit seinen klaren, ganz unverwirrten, zielgewissen Augen an und sagt aus, mehr tut er nicht. Er besprengt sie nicht mit Tränen, taucht sie in kein wohlriechendes Wasser der Rührung und ist nie darauf aus, sie zu vermenschlichen. Die Dinge bleiben, was sie sind, rundum schwingt eine Atmosphäre von Einsamkeit und Unvergleichbarkeit. Und ergreifen, wenn der Mensch in dieser Zerstörung ebenso stirbt, namenlos und verloren. In einer der schönen Geschichten, allen Waffen gewidmet, überfallen Kosaken arbeitende nackte Pioniere. Auf dem Hang saßen zwei Bauernmädchen und sahen zu wie die unbeteiligten Sträucher und Beeren. Die ersten Kugeln treffen eines von ihnen. Es fällt den Hang hinunter und, nach dem Arm der Nachbarin in letzter Not greifend, reißt sie auch diese mit sich. „Beide fielen in die Fluten und die Getroffene versank sofort. Die andere schien im Wasser zu stehen, tatsächlich aber hielten sie die Röcke, die sich im Rade um sie ausgebreitet hatten, über Wasser. So trieb sie wie eine wohlgeöffnete losgerissene Wasserblume flußab. Sie rang die Hände und griff mit ihnen nach Hilfe ins Leere und vielleicht schrie sie auch, aber niemand beachtete sie und einige Augenblicke später war auch sie versunken."

Oskar Maurus Fontana

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Dr. Karl Renner

(Ein politischer Denker Oesterreichs)

Von Richard Charmatz, Wien

Zwei Männer haben in den letzten Jahren den Glauben an Oesterreich besonders wirkungsvoll vertieft und unermüdlich und unerschütterlich gegen alle Anwandlung müder Verzagtheit gekämpft. Der eine, Dr Heinrich Friedjung, wurde als Geschichtschreiber zum Lehrer der Generation, die nun in den Schützengräben mutig und standhaft für ihr Vaterland eintritt. Er sah die Fehler der Vergangenheit und die Irrtümer der Gegenwart, aber seinem geschärften Blicke blieben die Quellen der Kraft nicht verborgen. Oft schon waren trübe Zeiten lichtvollen Jahren gefolgt; immer jedoch hatte es sich erwiesen, daß die Linie der Entwicklung, sei es auch in Krümmungen, aufwärts führte. Dieser Erkenntnis entsprang ein felsenfestes Vertrauen in die Zukunft und zugleich eine richtige Vorstellung von der Leistungsfähigkeit Oesterreichs. Hätte Friedjung in einem anderen Reiche gewirkt, dann wäre er, der bescheidene Mann, trotz seiner Zurückhaltung mit Auszeichnungen überhäuft worden. In Oesterreich muß er als Privatgelehrter seine bahnbrechenden Bücher verfassen. Die Wiener Universität kam bis heute nicht auf die glückliche Idee, die Berufung des erfolgreichsten Geschichtschreibers dringend zu verlangen und sich dadurch selbst zu ehren. Auch im österreichischen Herrenhause fand sich für eine Persönlichkeit von dem Range des Gelehrten bis zur Stunde noch kein Platz.

Der andere Künder des politischen Optimismus ist Dr Karl Renner. Er gehört der sozialdemokratischen Partei an und hat so wenigstens einen Sitz im Abgeordnetenhause erhalten. Hätte die geistige Veranlagung ihn zufälligerweise in das Lager des deutschen Bürgertums gedrängt, dann stünde er wahrschein-

Digitized by Google

lich abseits vom öffentlichen Leben, dann wäre ihm der Rückhalt versagt geblieben, den eine starke Partei gewährt. Und es würde sich ihm kaum die Gelegenheit geboten haben, jene prächtigen Aufsätze zu veröffentlichen, die soeben gesammelt unter dem Titel „Oesterreichs Erneuerung" in der Volksbuchhandlung in Wien erschienen sind.

Dr. Karl Renner war bereits ein schriftstellerisch tätiger Mann, ehe seine politisch interessierten Mitbürger seinen Namen kannten. Als Synopticus und dann als Rudolf Springer verfaßte er Broschüren und Bücher, die dem besten zuzuzählen sind, das in Oesterreich geschrieben wurde. Vor dem Reichsrate schimmert wohl in kaltem Marmor eine Statue der Weisheitsgöttin. Im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses erfocht die Weisheit dagegen in den letzten zwei Jahrzehnten nur wenige nennenswerte Siege. Aber im Erdgeschosse des schöpferischen Reichsratsgebäudes saß ein fleißiger Bibliothekar, der nicht nur die Druckwerke ordnete und brauchbare Zettelkataloge anordnete, sondern der eifrig und leidenschaftlich über nichts Geringeres nachdachte als über das Problem Oesterreich. Im Parlamentssaale gerieten die Vertreter der einzelnen Völker heftig aneinander, wogten die Kämpfe, verwilderten die Sitten und verflachten die Reden. Ohne Geist, ohne Schwung wurde das Lied des Mißverstehens vielsprachig angestimmt. Doch in der Bibliothek des Reichsrates fand ein kleiner Staatsbeamter, daß das Chaos nicht naturnotwendig sei, daß sich vielmehr in Oesterreich nichts leichter herstellen ließe als eine segenbringende Ordnung. Wäre erst der Wille vorhanden, das Knäuel zu entwirren, so könnte es nicht schwer fallen, die Fäden auseinanderzulegen und nützlich zu verwenden. Oben im ersten Stockwerke donnerte es: Obstruktion, Kampf und wieder Kampf! Unten im Erdgeschosse verfaßte Dr. Karl Renner tiefsinnige Abhandlungen über die Erneuerung Oesterreichs. Zunächst blieben seine Schriften verhältnismäßig unbeachtet. Nur die sozialdemokratische Partei machte sich die Lehre des Synopticus zu eigen; das Brünner Nationalitätenprogramm war in ihrem

Digitized by Google

Geiste gehalten. Auch das gedanklich klare und fesselnde Werk „Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat" brachte Rudolf Springer nur den Besten im Staate näher. Noch fehlte es so sehr an Aufmunterung, daß der zweite Teil ungeschrieben blieb. Erst das geistreiche Buch über „die Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie", das noch immer den Decknamen Rudolf Springer führte, begründete das Ansehen des Verfassers. Viele Gelehrte und viele ausländische Politiker und Schriftsteller griffen nach der Studie, die so viele neuartige Betrachtungen und Erörterungen enthielt. Oesterreichs politische Welt zeigte sich jedoch zurückhaltender. Die Einführung des allgemeinen, gleichen Stimmrechtes legte für Dr. Karl Renner endlich den Weg ins Parlament frei; war früher bloß die Feder sein Schwert, so konnte es fortab durch die Rede wirken. Er ist in beiden Sätteln gleich gewandt, als Schriftsteller und als Sprecher fesselt er in demselben Maße.

Dr. Karl Renner wird von einer schönen und gesunden Zuversicht erfüllt. Er hat etwas von der irdischen Glaubensseligkeit eines Rousseau in sich. Die Menschen sind seiner Auffassung nach gut. Handeln sie schlecht, dann haben dies die Einrichtungen verschuldet. Auf Oesterreich übertragen heißt das etwa: die Völker, die des Staates Grenzen umschließen, würden im Frieden leben und in begrüßenswertestem Wetteifer vorwärts streben, wenn sie nicht die Verhältnisse dazu zwängen, sich zu befehden, sich gegenseitig an den Leib zu rücken. Renner sieht die Ursache des Uebels in zweierlei Tatsachen. Einmal sondert die Kronländerorganisation nicht die einzelnen Nationen, sondern sie wirft sie gleichsam in einzelnen Käfigen durcheinander und überläßt sie ihrem Schicksal. Dann beachtet die österreichische Gesetzgebung das Vorhandensein von verschiedensprechenden und verschiedengearteten Völkern allzuwenig; das Wort Nation kommt in ihr fast überhaupt nicht vor. Mehr als das: die Nationen als solche sind juristisch genommen gar nicht vorhanden; sie sind nicht organisiert, nicht zu Rechtspersönlichkeiten geworden.

Digitized by Google

Darum mahnt und drängt Dr. Karl Renner, von der unzweckmäßigen Gliederung Oesterreichs in die Königreiche und Länder Abstand zu nehmen. Der Staat soll in möglichst einheitliche Kreise zerlegt werden. Durch die Zusammenziehung dieser kleinen Selbstverwaltungskörperschaften unter Berücksichtigung der territorialen Verhältnisse wäre die neue territoriale Organisation Oesterreichs zu vollziehen; die Vereinigung aller Angehörigen eines Volksstammes zu einem Ganzen müßte die Nation als Einheit in die Erscheinung bringen, die ihre eigene Vertretung, ihre eigene geistige Kulturhoheit und Finanzhoheit erhalten sollte. Mit besonderer Liebe hat sich Renner dem sogenannten nationalen Personalitätsprinzip zugewandt. Die nationalen Rechte und Pflichten wären nicht an den Boden, an das Siedlungsgebiet (Territorialprinzip), sondern eben an die einzelnen Personen zu binden. Aber immer wieder hört man: „Die Kronländer sind der innere Feind der habsburgischen Monarchie", und stets aufs Neue vernehmen wir: die Völker kämpfen nicht gegen den Staat, erstreben nicht dessen Zerreißung; sie ringen vielmehr um ein verjüngtes Oesterreich. Jetzt, inmitten des Weltkrieges, da der einheitliche Verteidigungswille von der Elbe bis zur Adria offenkundig wird, erscheint allerdings als selbstverständlich, was vor Jahren noch für manchen Sorge oder Frage war.

Von Oesterreich ging Dr. Karl Renner zur österreichisch-ungarischen Monarchie über. Hatte er schon vorher in einem Schriftchen das Ende des Dualismus als gekommen angekündigt, so vertrat er in dem Buche über „die Grundlagen und Entwicklungsziele" großösterreichische Gesichtspunkte. In Cis- und Transleithanien sollte eine demokratische Lokalverwaltung eingeführt werden; das wäre die erste Aufgabe. Der zweite Schritt müßte in der Herstellung eines politischen Ueberbaus bestehen. Alle Kreise und Kreiskurien einer Nation wären zusammenzufassen, zur nationalen Einheit zu verschmelzen. Andererseits müßte unter Berücksichtigung der geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse die territoriale Einteilung des Gesamtreiches erfolgen. Renner

Digitized by Google

meinte: „Die Föderation muß eine zweidimensionale sein." Die dritte Stufe hätte die Einrichtung der Reichsgewalt — die Zusammenschließung der Territorien und Nationen — zu bilden. Oesterreich müßte vorangehen, gleichsam als Lehrer, als Vorbild wirken. Ungarn würde dann — nach Renners Auffassung — ohne Zwang nachfolgen. Denn das „Gute" setzt sich überall durch. Das ist sein Optimismus. Fügen wir gleich hinzu, dies bildet auch seine Fehler. Verschiedene Menschen und Völker haben verschiedene Ideale. Wie Dr. Renner die Verhältnisse in Ungarn verkannte, so irrte er sich auch in der Beurteilung des Dualismus, so unterschätzte er die Sehnsucht der Magyaren nach der eigenen Häuslichkeit im Rahmen der Länder der heiligen Stephanskrone. Aber ist die allzu schwungvolle Hoffnung auch bisweilen ein Nachteil, so wirkt sie doch manchmal als Vorteil. Von ihr strömt eine Zuversicht aus, die dem immer Bedenklichen niemals voll zu eigen wird.

Einiges von dem, was Renner früher entwickelt hatte, findet sich in seiner letzten Schrift in neuer Form. Mancherlei Einwand wurde schärfer herausgearbeitet, manche Kritik mit frischen Stützen versehen. Wir erwähnen bloß den dritten Abschnitt, der sich mit der österreichischen Verwaltungsreform beschäftigt. Dr. Renner ist nun Mitteleuropäer. „Mitteleuropa ist tausendjährige Wirklichkeit, nicht Wahnidee!" ruft er in einer Polemik aus; Mitteleuropa wird ihm zur Bürgschaft des Weltfriedens und der freien Weltwirtschaft. Renner wendet sich vor allem an die Sozialdemokraten, damit sie in diesem Sinne im Deutschen Reiche und in Oesterreich-Ungarn zu den herrschenden Mächten sprechen. Wie alle früheren Arbeiten, so durchdringt auch das letzte Buch das unerschütterliche Vertrauen zu Oesterreich-Ungarn, zu dieser unbeugsamen Wirtschafts- und Wehrvereinigung. Sie soll in der Zukunft nur von frischerem, fröhlicherem Leben und von innerer Harmonie erfüllt sein. Das versteht der Verfasser unter der Erneuerung. Indem er sie wünscht, äußert er sich auch — soweit dies die Zeitumstände erlauben — offenherzig über die Mittel und Wege. Und er wird selbst zum Pfadweiser, zum geistigen Erneuerer . . .

Digitized by Google

Irak

Von Edgar Stern

(Schluß)

Während es die Tendenz Englands und Frankreichs gewesen ist, die Türkei in dem Stadium des langsamen Zerfalles und der Reaktion zu erhalten, um auf ihre Kosten möglichst viele Konzessionen, wirtschaftliche und politische Vorteile herauszuschlagen und ihr staatliches Gefüge durch Abziehung der von Konstantinopel fast unabhängigen Stämme zu schwächen, liegt es in der Natur der Sache, daß Deutschland nur aus einer möglichst starken, wohlorganisierten und selbstbewußten Türkei im wirtschaftlichen Wechselverkehr und in der gegenseitigen politischen Annäherung Nutzen ziehen kann. Die Uebereinstimmung dieser Interessen verleiht dem Waffenbündnis die nötige Garantie für einen dauernden Bestand, nachdem die Türkei gezeigt hat, daß die Keime neuen Lebens und ein berechtigtes Selbstvertrauen ihr in staatlicher und völkischer Beziehung innewohnen. Sie wird manche Veränderung und Verbesserung einführen müssen, um die Folgen der Mißwirtschaft, die vom hamidischen Regime her nachwirken, dauernd zu beseitigen, und der Irak als eine der wichtigsten Provinzen an der Peripherie dieses ungeheuren Reiches läßt die Forderungen, welche eine dauernde Entwicklung erheischt, naturgemäß deutlicher erkennen, als die kultivierteren und besser kontrollierbaren Vilajets Kleinasiens oder Syriens. Neben den allgemeinen Verbesserungen der Verkehrsmittel: Schiffbarmachung des oberen Tigris und des Euphrat, Ausbau von Landstraßen, Erweiterung und Verbesserung des Telegraphennetzes und beschleunigte Durchführung des Bagdadbahnbaues gehören hierher vor allem drei Forderungen:

Digitized by Google

Vermehrte Zentralisation der Regierung in Konstantinopel, Lösung der Beduinenfrage und eine einschneidende Wirtschaftsreform. Als weitere Forderung tritt hierzu das Verlangen nach geistiger Reform, deren Kern die vorläufig nur in den Hauptstädten erkennbare Frauenfrage bildet.

Wie sich aus den ungeheuren Entfernungen, der altmodischen Verwaltungsform und den überaus mangelhaften Verkehrsmitteln von selbst ergibt, sind die Organe der Provinzialregierung, die in Vilajets (Povinzen), selbständige und abhängige Sandschaks unter einem Mutessarif (Regierungsbezirke), Kaimakamliks (Kreise) und Ortsbezirke unter einem Mudir zerfällt, mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet. Wo ihnen solche nicht konstitutionell zustehen, sind jedenfalls die Behörden fast immer in der Lage, über Leib und Leben der Bewohner, über ihr Eigentum und ihre Rechte in einer Weise zu verfügen, die diesen unbedingte Gerechtigkeit nicht ausreichend gewährleistet. Wenn damit auch nicht gesagt sein soll, daß diese Regierungsorgane durchweg oder in der Hauptsache parteiisch oder bestechlich seien, so bedingt jedenfalls das Streben nach einer modernen Entwicklung der osmanischen Provinzen einen verstärkten Einfluß der Zentralregierung auf die Geschicke der Einzelnen, eine erleichterte Möglichkeit, sich an die höchsten Behörden des Landes zur Wahrung dieser Rechte des Einzelnen zu wenden.

Neben den Schwierigkeiten, die einer freien Entwicklung von Handel und Landwirtschaft für die ansässige Fellachenbevölkerung bisher von Seiten der Behörden entgegenstanden und die sich vorwiegend in der Höhe und der ungleichmäßigen, oft ungerechten Art der Steuereintreibung kundgaben, bilden die Gewohnheitsrechte der nomadisierenden Araber, der Beduinen von jeher ein ernstes Hindernis für den wirtschaftlichen Ausbau Mesopotamiens und der angrenzenden Länder. Diese Beduinen, deren größte Stämme die Aneſſe am oberen Euphrat, die Montefiks am untern Euphrat und Tigris, die Beni Lam östlich zwischen diesem und den persischen Randgebirgen und die Schammar am

Digitized by Google

oberen Tigris sind, stehen zu der Regierung bisher in einem eigenartigen, teils auf stillschweigender Duldung, teils auf unentschiedenen Fehden beruhenden Verhältnis und halten sich für berechtigt, von der ansässigen Bevölkerung die „Chuwwe", den Bruderzoll zu erheben. Hierbei tritt nicht selten der Fall ein, daß ein Bauer, dem die Regierung bereits den Zehnten seines Ernteerträgnisses, der in grünem Zustande von dem Ertrage seines Feldes festgestellt wird, in recht willkürlicher Weise erhoben hat, den Rest mit Bracchialgewalt abgenommen bekommt. Es besteht deshalb kein Anreiz, mehr als das zum Lebensunterhalt unbedingt Notwendige anzubauen und zu erzeugen, und ungeheure Gebiete fruchtbaren Landes bleiben brach liegen. Der heilige Krieg hat für diese offene Beduinenfrage ebenfalls eine Art Burgfrieden geschaffen; indes bedingt die Entwicklung des Irak und der angrenzenden Provinzen ihre Lösung, sei es durch erzwungene Seßhaftmachung der Nomaden, sei es durch ihre Beschränkung auf besondere Territorien oder dergleichen.

Die Durchführung des Baues der Bagdadbahn und die Regelung der oben erwähnten Verkehrsfragen: Straßenverbesserung, Telegraph und vor allem Wiedererstellung der großartigen Bewässerungsanlagen des Altertums in dem von der Sonne ausgedörrten Gebiete des Zweistromlandes, für die bedeutende englische Projekte vorliegen, werden automatisch eine wesentliche Verbesserung der erwähnten Mängel mit sich bringen. Um aber das Land „wo Milch und Honig floß", hier wieder von neuem erstehen zu lassen, ist eine gewaltige Pionierarbeit unerläßlichste Vorbedingung.

Die auch bei uns verbreitete, durch schlechte französische Romane phantasievoller Verfasser genährte Meinung, die Frauen des Islam lebten gewissermaßen in einem Kerker, von grimmigen Eunuchen bewacht, und jeder Orientale halte sich ihrer ein oder mehrere Dutzende, ist natürlich grundfalsch, wie so manches andere Axiom über den Orient. Zwar gestattet der Koran vier Haupt- und eine unbeschränkte Anzahl Nebenfrauen; aber es ist sehr selten, daß ein Mann aus dem Volke oder dem Mittelstand mehr als

Digitized by Google

eine Frau hat, und wenn ihr auch die strengen Gesetze der Religion und einer religionsähnlichen Tradition manche Beschränkungen auferlegen, so empfindet doch nur eine verschwindende Minderheit hauptstädtischer Frauen ihr Los als minder erfreulich gegenüber dem ihrer westlichen Schwestern. Dies vorausgeschickt, darf man sich nicht verhehlen, daß der äußere und innere Niedergang der Völker des Orients zeitlich zusammenfällt mit der Ausbreitung des Islam und der dadurch geschaffenen Entrechtung der Frau, der diese Religion die Seele und das Recht der Selbstbestimmung abspricht. Bis zu einem gewissen Grade kann also ein ursächlicher Zusammenhang zwischen diesem Niedergang und der Behandlung der Frau bestehen, wenn es auch überaus schwer sein dürfte, genau nachzuweisen, inwieweit diese Frage neben den anderen Ursachen dieses Niederganges zur Geltung gekommen ist. Unbedingt darf jedoch zugegeben werden, daß für die Erziehung der Kinder der Einfluß einer Mutter erwünscht ist, die an den wesentlichsten Dingen des Lebens gleichfalls teilnimmt und der die Güter der Kultur und des Wissens ebenso zugängig gemacht sind, wie den Männern. Eine Reform in dieser Richtung hat nach Ansätzen, die über das Ziel hinausschossen, von der Hauptstadt her eingesetzt und wird mit den verbesserten Verkehrsbeziehungen zu den entlegeneren Provinzen auch dorthin vordringen. Der deutsche Einfluß, der im Gegensatz zu den englisch-französischen auf eine selbständige Entwicklung und kulturelle, wie wirtschaftliche Hebung der Türkei abzielt, hat auch in dieser Frage sicher wünschenswert gewirkt. Als Symptom dafür darf die hervorragende Beteiligung der türkischen Frauen an der Liebestätigkeit des Roten Halbmondes besonders erwähnt werden. Ueberhaupt durchzieht das ganze geistige Leben der Türkei seit Beginn des Krieges eine Strömung, die man zwar durchaus nicht als Hinneigung zur Kultur des Abendlandes, aber als das Bestreben ansprechen darf, die Güter dieser Kultur den spezifischen Bedingungen des orientalischen Geistes und Lebens anzugleichen. Für den Irak und die angrenzenden Gebiete gelten

Digitized by Google

alle diese Beobachtungen vorläufig nur in beschränktem Maße. Denn hier ist höchstens Bagdad, wo eine oder zwei kleine Provinzzeitungen erscheinen und das geistige Leben vornehmlich in seinen religiösen Erscheinungen Blüten treibt, in gewissem Sinne als Kulturzentrum anzusprechen. Im platten Lande geht vorläufig alles den seit vielen Jahrhunderten gewohnten Gang: der Fellache bebaut sein Stückchen Land, in das er mit Hilfe primitiver Schöpfwerke, der kreischenden Naturen, Schöpfräder oder Dscherrots, Göpelwerke mit Ziegenschläuchen, das fruchtbringende Naß der großen Ströme pumpt — sein Weib, das von Kopf bis Fuß in die herkömmliche schwarze Abaja gehüllt ihre oft hübsche, geschmeidige Gestalt kaum erraten läßt, verrichtet die Haus- und einen Teil der Feldarbeit, und die drolligen braunen Kinder spielen nackt unter der glühenden Sonne mit den Haustieren umher. Die Wohnstätten sind unglaublich primitiv, oft nur aus getrocknetem Lehm aufgeworfene einstöckige Gehöfte, aber die gütige Natur spendet in ein paar Dattelbäumen und auf einem kleinen Feld, das mit Mais, Hirse, Gerste, Weizen, Melonen und Tomaten bestellt ist, mit den primitivsten Werkzeugen bearbeitet wird und dreimal jährlich geerntet werden kann, reichlichen Ertrag. Milch liefern schwere schwarze Büffel und Ziegen, Fleisch die kräftigen Fettschwanzschafe und nebenher züchtet man wohl auch noch ein paar Kamele, Pferde, Maultiere, und die nützlichen weißen Maskatesel. Die Viehzucht im Großen freilich ist in der Hauptsache Privileg der Beduinenstämme, die selbst ungeheure Herden besitzen und außerdem mit einer Gewissenhaftigkeit, welche ihnen in anderen Geschäften nicht immer eigen ist, die Herden der Großgrundbesitzer oder der Pächter von Vakuflándereien zur Aufzucht und Weide übernehmen. Das Handwerk wird hauptsächlich in den Städten gepflegt und hat viel von seinen zur Blütezeit Mesopotamiens künstlerischen Formen eingebüßt, bedient sich aber ebenfalls noch der gleichen außerordentlichen primitiven Werkzeuge, mit denen vor Jahrtausenden schon gearbeitet wurde. Industrie im europäischen Sinne existiert

Digitized by Google

nicht. Sie wird aber mit der Ausgestaltung des Verkehrsnetzes und mit dem Vordringen des Bagdadbahnbaues zweifellos entstehen, denn große Bodenschätze harren überall der Erschließung. Das ungeheure Petroleumbecken, das sich von den persischen Gebirgen her über Mendeli parallel des Djebel Hamrin bis über den Tigris hinaus erstreckt und an einer ganzen Reihe von Stellen offen zu Tage tritt, wird bisher nur für die Bedürfnisse der Umgebung in bescheidenstem Sinne ausgebeutet und liefert dennoch reichen Ertrag. Am Tigris entlang ziehen sich beträchtliche Kohlenvorkommen, die allerdings einer verhältnismäßig jungen Periode angehören; nördlich und östlich von Mossul tragen die armenischen Gebirge wertvolle Steinkohle, Eisenerz, Blei, Kupfer und andere Metalle, und wenn auch noch wenig durchforscht, ist es zweifellos, daß hier überall große Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden sind, deren Ausbeutung der Schaffung von Transportmitteln und Wegen vorbehalten ist. Mit der Schiffbarmachung des Euphrat und des oberen Tigris wird sich der Export an Datteln (der jetzt schon etwa 150000 Tons pro Jahr beträgt), Feigen, Orangen und aller Sorten Getreide heben und einen Anreiz zur Erweiterung des Anbaues geben. Der Anschluß dieser Gebiete und des persischen Hinterlandes an den Hafen von Alexandrette, wie ihn die Bagdadbahn bezweckt, umgeht den Suezkanal und die mit dem Durchtransport durch diesen verknüpften erheblichen Unkosten und wird viele Erzeugnisse exportfähig machen, welche bisher diese Spesen nicht aufbringen konnten oder deren Erzeugung zu weit von den Seehäfen ablag. Für Wolle, Baumwolle, Seide und Leder wird die asiatische Türkei in hohem Maße zu unserer Versorgung beitragen können.

Das alles haben die Engländer erkannt. Wahrscheinlich früher erkannt als wir selbst, und deshalb unserem wirtschaftlichen Vordringen in Mesopotamien, der Durchführung des Bagdadbahnbaues bis an den persischen Golf und unseren Bestrebungen, die auf eine Reorganisation und Erstarkung der selbständigen Türkei gerichtet waren, offen und geheim jedes erdenkliche Hindernis in

Digitized by Google

den Weg gelegt. Wie auch der Ausgang der lokalen Kämpfe im Irak und in Persien sein mag: Englands überwiegender Einfluß in diesen Ländern ist gebrochen und wird nie wieder erstarken, nachdem er da, wie an den Dardanellen, entscheidende und sein Ansehen vernichtende Niederlagen vor dem Schwerte des Khalifen erlitten hat. Und wenn die großartigen Bewässerungsprojekte von Sir John Wilcox, die mit Unterstützung der englischen Regierung in jahrzehntelanger Arbeit zustande gekommen sind, zur Ausführung gelangen, so wird dies nicht in einem britischen, sondern in einem türkischen Irak geschehen. Wir aber werden gemeinsam mit der Türkei aus den kulturellen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen, die aus wohlverstandenen, gleichlaufenden und gemeinsamen Interessen erwachsen sind, die Früchte ernten, die das gemeinsam vergossene Blut unserer Söhne auch dort auf den fernen Schlachtfeldern des äußersten Orients gesät hat.

Die Mutter in der Zeit

Von Eduard Lachmann (im Felde)

Ein Soldat: Warum blickst du so gespannt in die Nacht, Freund? Siehst du etwas?

Der andere: Nein, es ist nichts. Ich sehe nichts.

Der eine: Du mußt etwas sehen. Deine Augen verraten es an ihrem Glanz.

Der andere: Du hast Recht. Ich sehe etwas. Aber sprechen wir nicht davon. Es ist eine Erscheinung. Ich träume mit offenen Augen. Und es bringt auf unnütze Gedanken, wenn man von manchen Träumen spricht.

Der eine: Schlage dir die Nützlichkeit einmal um die Ohren, Freund, und erzähle.

Der andere: Also siehst du dort vorn den kahlen Wald. Es sind nur die nackten Aeste, ich weiß es. Sie sind aber der Spitzensaum eines lange wallenden, in die Unendlichkeit gebreiteten Gewandes, und wenn du den Blick in die Höhe richtest, dann siehst du den großen Stern da oben, der milde lächelt, wie ein menschliches Antlitz, wie — ach, du wirst mich nicht verstehen — wie ein mütterliches Antlitz.

Digitized by Google

Der eine: Ich verstehe es.

Der andere: Und vor uns die zwei Birken rechts und links, sie stehen wie zwei Kerzen vor dem Bilde der Andacht, und ihre grauweißen Astkronen um den schimmernden Stamm sind die Kränze unsichtbarer Flammen.

Der eine: Sprich weiter, Freund.

Der andere: Darüber ist nicht weiter zu sprechen. Du weißt wohl, an was wir denken. Aber ist es nicht sonderbar. Dieses Gesicht erscheint mir nicht zum ersten Male. Wenn wir an einem schönen Morgen dahinreiten im Lande des Feindes, dann scheint es mich mit einem fröhlich aufmunternden Blick vom Himmel zu grüßen, mit demselben Blick, mit dem sie leibhaft mir beim Abschied in die Augen sah. Ein fester, standhafter Blick, ohne Tränen und doch im feuchten Glanze, den unendlichen Schmerz verschweigend. Und als wir einmal im Kampfe standen und Regen peitschte und die Wolken flüchteten am Himmel, unter dem die Geschosse, schwere große, leichte und winzig kleine als einzig zielbewußte ihre Bahn zogen, da war es, als verhüllte sie ihr weiches, mildes Antlitz. Und wie könnte sie anders! Denn wenn sie den Sohn, den sie geboren, wirklich sähe in der Vernichtung, sie müßte den Verstand und mehr verlieren, sie verhüllte sich denn. Und als wir uns eingruben in die Erde, Schutz suchend, da glaubte ich ihren Arm zu fassen. Nicht immer sind mir diese Bilder nah, gewiß. Das Tägliche, das Nächste und das Kleine im Kampfe und in der Ruhe verdrängen sie. Aber ich weiß, daß sie auf dem Grunde der Seele ruhen und bei mir sind und in gesammelten Stunden leuchten! Ist alles dies nicht seltsam? Es ist nicht die Braut, nicht die Schwester, es ist nicht Vater, nicht Bruder, es ist die Mutter, die ich sehe und fühle, so ferne sie mir ist, und dem Geschehen, in dem ich stehe.

Der eine: Es ist nicht seltsam, und ich verstehe dich ganz. Nun laß mich dir erzählen. Ich war auf Urlaub in der Heimat, wie du weißt, vor kurzem. Ich sah manches, was unsereinen, der von hier draußen kommt, erstaunt in den großen Städten, in denen das Leben seinen Gang geht wie ehedem. Wie sollte es auch anders. Es ist leicht, von Gegensätzen reden, die in der Natur der Dinge liegen.

Der andere: Du sahst die Mutter? —

Digitized by Google

Der eine: Ich sah sie. Sie war die einzige, die ganz ohne Widerspruch war zu dem Sinn unserer Zeit. Die anderen leben in den Tag, schmücken sich und schreien nach Butter. Die Menschen wandeln sich nicht. Oft aber fühlte ich den Blick anderer Frauen auf mir ruhen, jenen Blick, von dem du vorhin sprachst, mit wechselndem Ausdruck, mit wechselnder Stärke, jedoch man fühlte sofort, daß es der Blick einer Mutter war, und ertrug ihn mit Ehrfurcht und beschämt zugleich. Auch andere sahen mich an. Junge Knaben mit frischen, glänzenden Augen, von kriegerischer Sehnsucht verzehrt, ältere Herren, freundlich und etwas wie dankbar aus ihren ergrauten Bärten lächelnd, und auch Blicke von Jüngeren fielen auf mich, ein wenig schuldbeladen, wie mir schien, und neidvoll. Aber kein Blick traf mich so wie der jener fremden Frau in Trauer. Am Bahnhof stand sie wie suchend und ihre Augen standen voll Tränen. Denke dir, eine fremde Frau und Tränen.

Der andere: Sprich mir von deiner Mutter.

Der eine: Sie ist eine einfache Frau. Es ist ihr nicht immer leicht geworden, und manches Harte und Schwere war in ihrem Leben und die Freude nur karg zugemessen. Nichts hat sie als den Sohn, und doch gab sie ihn hin ohne Zucken, ohne Zögern; es verstand sich ihr von selbst. Und nun sitzt sie zu Hause und kann nichts für ihn tun, als ihn in den Mantel ihrer liebenden fernen Gedanken hüllen. Zwiesprache hält sie mit ihm, wenn der Mond voll und rund am Himmel steht oder wenn sie zu den Sternen aufblickt, denn sie weiß, daß auch der Sohn ihre Blicke da oben sucht. Um diese doppelte Sternenweite sind sie voneinander, und sie muß am Fenster sitzen in der Stube, während sie den Sohn in Not und Gefahr glaubt, und muß die Hände ineinander schlagen. Sie legt sie sonst gewiß nicht in den Schoß. Sie geht der Arbeit nach wie früher, sorgt und hilft, soviel sie kann. Aber was ist dies alles, wenn sie dann wieder mit ihren Gedanken allein ist, mit den immer gleichen, mit denen sie am Morgen erwacht und am Abend einschläft. Wenn dann die Trauernden zu ihr kommen, denen das Opfer gefordert wurde, und sie den Schmerz teilen soll und trösten und sie selbst zusammenzuckt, wenn eine Tür geht in der Erwartung irgendeiner Nachricht, jener paar kalten knappen Worte, die ihr alles mit einem Strich nehmen können.

Digitized by Google

Siehst du, das ist ihr Kampf, ihr Heldentum. Und wir dürfen wohl sagen, daß ihres größer ist als das der Tätigen draußen, denn es ist stumm, es ist das Dasitzen mit gefalteten Händen in grenzenloser Einsamkeit unter dem übermächtigen kalten Dom des Schicksals.

Der andere: Einsamkeit, das ist das rechte Wort. Jeder, auch wir sind einsam in dieser Zeit, einsamer noch als sonst. Denn jeder wird mit seinem Schicksal anders fertig, keines gleicht ganz dem andern, und wieviele unüberwindliche Hemmungen sind der Mitteilung im Gefühl entgegen gerichtet. Ja, mir will scheinen, als ob die innerliche Vereinsamung gerade zu den schwersten Dingen im Kriege gehöre, als ob sie ihn, als persönliches Erlebnis genommen, geradezu ausmache. Denn die Zeichen und Spuren des Todes vor und hinter uns sind es doch gewiß nicht, auch nicht die Not und Entbehrungen. Massenhaft ist der Tod auch bei einer bürgerlichen Typhusepidemie, und weiches Wohlleben mißt auch der oft, der aus Liebhaberei Löwen jagt.

Der eine: Gewiß ist es so, wie du sagst. Aber wir hier draußen empfinden dieses Einsamsein nicht so unmittelbar. Das Bewußtsein davon fällt uns nur selten an. Durchweht von Bewegung sind wir, ins Handeln gespannt, umgeben von Kameradschaft, und die Mutter allein zu Hause hat nichts, um das sie den Arm schlingen könnte.

Der andere: Und wie erträgt sie das?

Der andere: Sie ward um Jahre älter. Sie schrieb, ich sollte sie nicht überraschen, wenn ich käme. Wie stimmte das zu dem Bilde jener frischen, klaren Frau, als die ich sie verließ. So ist sie doch nicht mehr wie früher, und nur an dieser Bitte erkannte ich es. Denn sorgsam verbirgt sie alles, was das Schwere ihres Schicksals verraten könnte, damit mir der Sinn frei und froh bleibe. Und es ist ja auch nicht so, daß es nur schwer wäre. Das sprach für alle, die zusammen saßen und der Verlorenen gedachten, eine schlanke, blonde Frau aus. Ihre blauen Augen leuchteten. Es sei doch edel, so das Beste und Einzige opfern zu können. Wie wünsche sie sich einen Sohn. Sie habe keinen. Niemand antwortete. Aber jeder wußte, daß diese schlichten Worte an das Tiefste in jeder Mutter rührten, da wo Glück und Schmerzen eins sind.

Der eine: Und daß ich dies noch frage. Oder nein. Laß mich es lieber selbst sagen. Jetzt, wo wir die Scheu verloren haben, das ein-

Digitized by Google

fache zu sagen, weil es nur einfach ist und gut und warm. Gab es nicht Zeiten — Glück, daß sie verweht sind — wo das noch anders war. Wo Süchte herrschten nach dem Besonderen, dem Gesuchten, dem Seltenen im Gefühl und Ausdruck, wo das Glück am Worte vor anderen stand und der Sinn nichts war als Arabeske. Waren wir da nicht oft von ihr fern, ferne ihrem klaren, gütigen einfachen Herzen.

Der eine: Daß ich es dir nur eingestehe: nahe bin ich ihr erst jetzt, so eng verbunden wie in den dunklen Stunden vor dem Dasein, nur in anderem Sinne, und erst jetzt gebe ich ihr einen Teil meiner Liebe zurück, den ich empfing. Nie war das biblische Gleichnis so wahr. Ein Schwert durchfuhr das Herz der Mutter der Schmerzen. Jeden Tag gebiert sie den Sohn aufs neue und gibt ihn aufs neue hin. Und das Geheimnis ihrer Liebe ist unendlich wie der Himmel und das Meer und spottet jeder Kugel und jedes Eisens.

Der andere: Unendlich und ein Geheimnis. Wie hast du Recht? Man kann es ahnen, aber nicht begreifen, und im Grunde weiß niemand, was eine Mutter ist.

Kolonnen-Leben und Tod

Was wir hier leben, ist wie ein heller Traum.
Wir grüßen das Licht der Sonne, wenn die Strahlen
nur erst die Wipfel des höchsten Walds überglitzern.
Die Pferde springen in den Morgen hinein,
heller singen wir, als unsre Räder schlagen.

Wir bringen in der dunkeln, freundlichen Nacht
unsern Brüdern den Vorrat an die Geschütze.
Wir hoffen, in jedem geflocht'nen schweren Korb,
den wir zu zweit aus dem schweren Wagen heben,
möge der sichere tausendfache Tod
dem Feind bereit sein. O! nicht erbarmungsvoll
denk ich des Feindes. Denn so ist es gefügt,
daß er muß sterben und mein Volk leben bleiben.
Wenn er erst hin ist, wer weiß, wie bald,
haben wir Frieden und sind in Seligkeit!

Digitized by Google

Der Tod geht neben uns her auf allen Wegen.
Unsichtbar ist er, im dunkeln Tannenwalde
in ein starres Nadelgewand gekleidet,
über die Aehren fliegt er dahin, wie Wind,
und sein Rock ist von köstlichem Erntegolde.
Am Morgen ist er in Morgenröte gekleidet,
Am Abend geistert er in den Nebelwiesen.
Wir kennen ihn, wir reiten entgegen ihm
wie einem Freunde. Wo seine Hippe aufglitzt,
zittert das Herz nicht. Doch senken wir die Stirne
und die Lider, denken, ob wir bereit sind.

Eduard Reinacher

Hans Hubers „Schöne Bellinda“

Ihre bedeutsame und höchst erfolgreiche Uraufführung erlebte am 2. April am Stadttheater zu Bern die neueste Opernschöpfung des namentlich als Symphoniker auch in Deutschland wohlbekannten Basler Komponisten Hans Huber: „Die schöne Bellinda“, romantische Oper in einem Prolog, einem Vorspiel und 3 Akten. Den Text verfaßte Gian Bundi, der vor einigen Jahren eine Sammlung prächtiger Engadiner Märchen herausgegeben hat, nach einem dieser Märchen, dessen Grundmotiv in den Märchen der Weltliteratur immer wiederkehrt: eine Jungfrau erlöst durch tapfere Ueberwindung aller Schrecken ihren ob seiner Untreue in ein Ungeheuer (Mostro) verzauberten Geliebten.

Die reine, reiche Märchenwelt tut sich in diesem sehr geschickt aufgebauten und dramatisch höchst wirksamen Libretto auf. Im Vorspiel sehen wir die von Enzio betrogene Bellinda, ihr Schicksal beklagend, sehnsüchtig nach einem neuen Leben in der frischen Bergluft verlangend. Sie bewegt ihren Vater Alfonso, mit ihr in die Bergeinsamkeit zu ziehen. Aus dem Wasser — die Szenerie hat venezianisches Gepräge — steigen plötzlich zwei Feen auf, die über Enzio das Schicksal verfügen, daß er, verwandelt in fürchterliche Gestalt, tief im Zauberwald gebannt leben müsse, bis er durch eines Weibes Treue befreit werde. Der erste Akt führt uns in die tief verschneiten Bergeshöhen, von denen Alfonso niedersteigt, um Bellinda die von ihr als Symbol ihrer stetsfort glühenden Liebe ersehnte rote Rose zu holen. Im Schneesturm verirrt sich der Vater jedoch in den Zauberwald, wo er entkräftet niedersinkt. Da beginnt das bunte Märchenspiel: der Wald tut sich auf, Alfonso sieht sich auf einmal in einem Zauberschloß, wo er von Narren bewirtet und zur Ruhe gebettet wird. Im wunderbaren Rosengarten des Schlosses wacht er auf und bricht für Bellinda die herrlichste Rose. Ein Donnerschlag — und vor ihm steht der Herr des Schlosses, der in ein grausiges Ungeheuer verzauberte Enzio, der ihn von dem durch das Brechen der Rose erwirkten Tode nur dann befreien will, wenn er ihm Bellinda als Königin ins Schloß bringt. Alfonso schwört und geht, seine Toch-

Digitized by Google

ter zu holen. Vom Narren Scaramuccio, der die Versinnlichung des bösen Gewissens und des tragisch höhnenden Lachens ist, und vom Chor der Narren grotesk umtanzt und verspottet, so harrt das Ungeheuer Bellindas. Im zweiten Akt erscheint sie und, von Mitleid ergriffen, schwört sie dem Ungeheuer Treue. Als sie jedoch im Zauberspiegel, der ihrem Wunsche nun auch untertan ist, ihren Vater vor Verzweiflung wehklagen und ohnmächtig hinsinken sieht, da erfleht sie sich vom Ungeheuer zehn Tage Zeit, um ihren Vater zu trösten. Das Ungeheuer verleiht ihr einen Zauberring, der sie sofort zu ihrem Vater hinträgt. Im dritten Akt sitzen das Ungeheuer und sein Narr traurig vor dem Spiegel und warten auf Bellindas Rückkehr. Der elfte Tag geht zur Neige. Im Spiegel sieht der Mostro den Herzenskampf Bellindas, die zwischen Tochterliebe und Worttreue zu wählen hat. Als sie dem Flehen des Vaters nachgibt, fällt Enzio wie leblos nieder. Bellinda aber, die sein Zusammenbrechen in tiefster Seele erfühlt und unter der Wucht ihres Treubruches leidet, eilt kraft ihres Zauberringes herbei und erlöst das Ungeheuer. Die letzte Szene spielt im Rosengarten: in früherer strahlender Schönheit steht Enzio neben ihr, und alle Narren und Närrinnen des Schlosses, ebenfalls erlöst, umringen das glückliche Paar.

So bleibt die Spannung nicht nur bis zum Schluß rege, sondern erlebt am Ende ihren in Jubel ausbrechenden Höhepunkt.

Diesen ungemein dankbaren und wirkungsvollen, außerdem auch an Gehalt und Stimmungswerten sehr reichen Stoff hat nun Hans Huber mit dem ganzen Zauber seiner Kunst erfüllt. Das Romantische liegt seinem Wesen nahe, und es ist wahrhaft erstaunlich, wie unversieglich ihm die Melodien, die musikalischen Gedanken, die Motive zuströmen. Dabei gestaltete er, der ja den großen modernen Orchesterapparat königlich beherrscht, die Partitur außerordentlich einfach, klar und durchsichtig; die Orchesterbesetzung ist ganz schlicht, nur die Celesta verwendet er da und dort, um eigenartige malerische Wirkungen zu erzielen. So ist etwa Fiamettas Lied vom Korallenkettlein von wunderbarer Farbigkeit, von einem prächtigen Funkeln erfüllt. Huber, der in seiner Oper „Simplizius" noch allzusehr Symphoniker war, hat sich in der „Schönen Bellinda" nun völlig dem Dramatischen zugewandt, ja, ich möchte sagen, er hat den Symphoniker hier fast zu stark verleugnet, manch feinsinniges Motiv ließ er auftauchen, um es nachher ohne weitere Durchführung wieder am Wege liegen zu lassen. Das Leitmotiv braucht er im Grunde genommen nur im Zauberspiegel, sonst aber verzichtet er darauf und macht sich dadurch von der Wagnerschen Technik völlig frei, obwohl manch eine Stelle an Wagner, vornehmlich an den „Tristan", erinnert.

Die Hubersche Musik atmet im übrigen reiche Ursprünglichkeit, und man darf mit Stolz sagen, daß ihr etwas echt Schweizerisches eigen ist. Die Oper entstand ja auch in Vitznau am Vierwaldstättersee, und dieser urschweizerischen Landschaft ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Musik so bodenständig, so frisch und kernig, so kraft- und saftvoll, so warm und farbig und gedrungen ist. Wie ergreifend ist etwa die großzügige Kantilene in der Klage Bellindas um Enzios Untreue, wie prickelnd und schneefrisch die Einleitung zum ersten Akt, der ja auf reinen Bergeshöhen beginnt! Und wie wunderbar stimmungsvoll, ahnend und von leiser Bangigkeit ist das lyrisch

Digitized by Google

edle, von hoher Schönheit erfüllte Solo des Englischhorns, das den Abgang des Vaters, der nach der Rose Bellindas ins Tal steigt, begleitet und während der Verwandlung kraftvoll überführt zum wuchtig ausgedrückten Schneesturm! Auch volksliedartige Weisen verwertet der Basler Meister, so vor allem im lustigen Kettleingesang Fiamettas. Und wie vermag Huber die düstere, entsagungsvolle Stimmung des Ungeheuers zu Beginn des dritten Aktes durch eine aus der Tiefe aufsteigende melodische Linie auszudrücken! Kaum glaubt man, daß bis zum Schlusse des Werkes noch eine Steigerung möglich sei. Und doch hat Hans Huber es meisterhaft verstanden, die letzte Kraft des Ausdruckes bis zum einzigen Ensemblesatz (Solisten und Chor) der Oper, bis zu der Schlußszene zu versparen, wo die Erlösung der Narren einen ungemein schönen, stets sich selbst noch übersteigernden Jubelgesang schafft, einen Gesang, der über seine an das augenblickliche Geschehen gebundene Bedeutung emporstrebt zu einem tief eindrucksvollen Preislied der Liebe und Treue, zu einem Lebenslied vollmännlicher Kraft und männlicher Weltbejahung.

So ist „Die schöne Bellinda", diese neue schweizerische Oper, nicht nur hinsichtlich des Librettos dramatisch höchst wirksam und originell, sondern auch musikalisch geistreich, durchflutet von warmer Melodik, durchsprüht von rassigen Rhythmen und bedeutend an Wert. Walter Reitz (Bern)

Ins neue Land

Von Gabriele Reuter. Verlag Ullstein

Die Ullsteinschen Ein Mark-Bücher bringen jetzt auch einen Roman von Gabriele Reuter, der weiblich feinen Vorspürerin allen jeweiligen Zeitempfindens. Sie, die in dem Buch, das sie berühmt machte: „Aus guter Familie" die Emanzipation der Tochter voraussagte, vielleicht sie vorbereitete, will auch jetzt in ein „neues Land" hineinweisen, das den Verwundeten und Verstümmelten Arbeit und Ernte bringen soll; diesmal den körperlich Verletzten. Und sie möchte alle die Menschen dort hineinführen, denen alle Wunder der Technik nicht verhindern kann, daß die Schäden des Körpers zu Schäden der Seele werden. Das neue Land ist in Gabriele Reuters Büchlein die aufwachsende Generation, in die, auf eigenes Schaffen verzichtend, der berühmte Maler Rolfers sein reifes, künstlerisches Wissen und Können hineinvererben kann, da ein grausamer Zufall ihm grade den pinselkundigen rechten Arm geraubt hat. „Muß ich künftig nur noch Hüter sein, so will ich das ganz und aus allen meinen Kräften werden! In diesen fürchterlichen Weltkämpfen ist es doch etwas Heiliges, die kleinen Pflänzchen zu betreuen, in denen sich das Ewige verkörpert, das der Mensch doch schließlich ebenso nötig braucht wie Brot und Kleider, ja wie das Vaterland selbst".

Die Verfasserin hat mit diesem künstlerischen Konflikt einen zweiten verwoben, einen rein menschlichen. Er spielt sich in der Seele einer Mutter ab. Maler Rolfers hat vor 15 Jahren einmal eine liebe blonde Geliebte in seinem Atelier bei sich gehabt, ihr dann regelmäßig Geld gesandt für sein Kind, damit es eine gute Erziehung bekäme. Das war alles. Nun, im Lazarett führt ein Zufall sie wieder zusammen. Wie der Vater und Künstler seinen künstlerisch hochbegabten Sohn umwirbt und wie die Eltern zuletzt seinetwegen sich heiraten, die Eifersucht der Frau nach beiden Seiten hin, und auch noch nach der dritten, nämlich der Kunst, ist sicher und

Digitized by Google

warm geschildert. Das Aktuelle und das persönlich Menschliche haben sich in dieser neuen Novelle Gabriele Reuters ergänzt und verbunden zu einem Sonderschicksal, das zuletzt ins Typische, ins hinausweisende Allgemeine wie ein Kreis zusammenläuft. Ans. Heine

Die böse Kapuzinerpredigt.

Beuthen — ich lasse dem Band II „Banause bis Blatthornkäfer" des Konversations-Lexikons das Wort — liegt in Oberschlesien, slaw. Bitom oder Bytom, auch Oberbeuthen, Kreisstadt im Landkreis B., Sitz eines Landratsamtes, eines Landgerichtes, eines Amtsgerichtes, Zoll-, Steueramtes, Bezirkskommandos, einer Handelskammer und Reichsbanknebenstelle, hatte 1900: 51 409 Einwohner, Garnison eines Infanteriebataillons, Postamt erster Klasse, verschiedene Kirchen, Synagoge, Gymnasium und andere Schulen, Kreiswaisenhaus, neues Schlachthaus, Wasserhebewerk, ist Mittelpunkt des oberschlesischen Berg- und Hüttenbezirks usw. Die Stadt leidet also an sehenswürdigen und bemerkenswerten Einrichtungen und Vorzügen keinen Mangel. Sie besitzt aber auch etwas, von dem der Band II „Banause bis Blatthornkäfer" des Allerweltsbuches keine Kunde gibt: Beuthen hat eine städtische Bühne. Solch ein „Kunstinstitut" nennt man sein eigen, um an dessen Gaben sich ergötzen, nicht zuletzt aber auch um des Gemeinwesens Ansehen zu mehren, um von sich reden zu machen. Der Ansicht sind auch die Beuthener. Und sie befinden sich auf dem besten Weg, durch ihr Stadttheater unvergänglichen Ruhm zu erwerben.

Man höre, was über Breslau dieser Tage dem auf Neuigkeiten versessenen Zeitungsleser berichtet wurde: Im Beuthener Stadttheater hielt vor der Wiederholung der Wallenstein-Trilogie Direktor Knapp im Wallensteinkostüm eine Verteidigungsrede gegen den Vorwurf der „Oberschlesischen Zeitung", daß die Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" dem Katholizismus ins Gesicht schlage. Der Direktor versprach die Weglassung der Kapuzinerszene. Das Publikum nahm diese Erklärung schweigend hin. Nun, ward zuviel gesagt, als festgestellt wurde, Beuthen sei daran, als Theaterstadt unvergänglichen Ruhm sich zu sichern?

Uebrigens wird gemunkelt, die Beuthener Bühne plane u. a. die Wiedergabe von Goethes „Faust". Ehe das Werk aber über die Bretter gehen soll, die die Welt von Beuthen bedeuten, werde des Hauses Direktor im Gewand der guten Marthe Schwerdtlein eine Liste der für die Aufführung aus der Tragödie ausgemerzten Stellen, nach Stichworten geordnet, und zwar, wie es heißt, in Form eines Prologes, verlesen. Man ist allenthalben auf die „Faust"-Bearbeitung „in usum Beuthenorum et Beutheparum" gespannt. In der oberschlesischen Stadt selbst zweifelt man nicht daran, daß die Klassiker, wenn sie noch lebten, keinen Augenblick zögern würden, ihre Dramen einem Beuthener Vereinigungsprozeß zu unterwerfen. Schiller vor allem, so meint man, würde nicht säumen, die Mönchsszene im „Lager" so zu ändern, daß keines Beutheners unschuldvolles Gemüt Schaden zu nehmen brauchte. Wahrhaftig, es ist ein Jammer, daß der „Wallenstein"-Dichter nicht mehr unter uns weilt!: Er würde die neue Kapuzinerpredigt gewiß der Redaktion der „Oberschlesischen Zeitung" zur Zensur vorlegen. Otto Ernst Sutter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Der dreiundzwanzigste April

Von Theodor Heuß

Seltsame Schickung des Zufalls: am selben Tag, vor dreihundert Jahren, schloß das Leben zweier Männer, die ihrer Zeit und ihrem Volk den höchsten Ausdruck künstlerischer Genialität gaben. So wird das Osterfest des Kriegsjahres 1916, mitten in dem Toben des Hasses und der Feindschaft, zu einem Ruhetag der Freude und des Dankes. Der Geist kennt nicht die Grenzen von Zeit und Raum: er weht über die Jahrhunderte und über die Grenzen der Völker.

Sie wußten nichts von einander. Der eine lag krank an Wassersucht und schrieb unter Schmerzen die Lustigkeit und Innerlichkeit seines unsterblichen Romans zu Ende; fing ein neues Werk an und überdachte, im frommen Verein der Franziskaner, dieses Leben, das sich dem Ende zubog: die Episoden am päpstlichen Hof, die Kriegsjahre gegen Türken und Portugiesen, das furchtbare Elend der algerischen Sklaverei, Mühsal und Verfolgung des kleinen Beamtentums, den langen Prozeß um die bürgerliche Ehre, Literatendasein, Ruhm, Neid, Not und späte Hilfe einiger Gönner. Müde und arm ging er aus dem Treiben Madrids in die Stille der Unsterblichkeit. Die fleißige Arbeit eines erfüllten Lebens lag hinter ihm, erst spät, nahe den Vierzigern, hatte er zur Feder gegriffen und schwer um den Erfolg gerungen, den ihm dann „Don Quichote" von verprügelter Fahrt ins Haus brachte. Ahnte er, daß dieser Ritter auf dem Fähnlein seines Speeres den Namen Cervantes durch die Ewigkeit tragen würde?

Der andere, um siebzehn Jahre jünger, lebte in der freiwilligen Verbannung der ruhigen puritanisch nüchternen englischen Landstadt, mit Haus- und Grundbesitz, nach vielen Jahren des Mühens

Digitized by Google

zum niederen Adelstand emporgestiegen (in dem der Spanier, zu seinem geringen Nutzen, geboren war), ein angesehener, vermöglicher Mann. Die Zeit der dichterischen Arbeit, die Cervantes bis zum Ende nutzte, lag abgeschlossen hinter ihm; kümmerte er sich noch um das Theater, um die Arbeit der andern, Freunde, Feinde, Nachfolger, Schüler? Mit vollem Bewußtsein hatte er die Feder niedergelegt — sein letztes Wort im „Sturm" war der Abschied gewesen. Und so sehr hatte sich seine Teilnahme von dem früheren Leben entfernt, daß er nichts tat, die Fülle seiner Dichtungen zu sammeln und rein, einheitlich der Nachwelt zu übergeben. War er dem eigenen Werk fremd und feind geworden? In der Einsamkeit, die genießendes Ausruhen sein sollte oder vielleicht Gefühl der abnehmenden Kraft war, altert er rasch, denkt noch der Ordnung seiner bürgerlichen Verhältnisse und stirbt, 52jährig. Diese letzte Zeit Shakespeares in Stratford können wir uns nur schwer vorstellen — für unser Bewußtsein behält diese Heimkehr den Ausdruck einer menschlichen Ueberlegenheit.

Beide haben das Werk der Renaissance, die „Entdeckung des Menschen", gekrönt. Cervantes ist über alle romanische Tradition, über sein eigenes ursprüngliches Planen emporgewachsen, als er aus einer Literatenparodie eine in ihrer Narrheit edle und reine Seele entwickelte, jenen „Ritter von der traurigen Gestalt", der darum lebendig blieb, weil die Grundlage seines Wesens echtes, mitleidendes, tapferes Menschentum war, das sich ernsthafter bewährt als alle verschobenen Ritterfaxen. Shakespeare aber durchschreitet in der unabsehbaren Fülle seiner Gestalten alle Möglichkeiten der menschlichen Seele, mit einem unerhörten und in Ewigkeiten unerreichbaren Reichtum der Beobachtung, des Nacherlebens, des Darstellens. Der Umfang seiner Menschenanschauung ist das Absolute schlechthin. Welches ungeheure Erleben muß sich in die fünfundzwanzig Jahre Schauspielerdasein zusammengedrängt haben, die gegen vierzig Stücke ausschütteten, und wie ärmlich ist das, was wir vom Mann, seiner Art, seiner Arbeit wissen.

Digitized by Google

Daß er gewaltige Tragödien und hinreißende Lustspiele schrieb, daß er geistreich und unterhaltend ist, daß er dem Ausdrucksvermögen in der Sprache neue Türen aufriß, das rückt ihn in die Reihe der großen Schöpfer der Weltliteratur. Aber seine Erscheinung erhebt sich über die literarische Wertung durch das Ethos des großen Werkes. Freilich, er bringt nur Kunst, keine Philosophie, keine Moral. Aber indem er die Kunst, mit allem gedanklichen Tiefsinn, nur in ihrem eigentlichen Bezirk pflegt, hebt er sie zur absoluten Größe, schafft eine neue Wirklichkeit, die in sich lebt, und wird durch eben diese ungeheure, immer erschütternde Bezwingung aller Welt des Sichtbaren und Unsichtbaren, den Nachfahren zum Former eines neuen Lebensgefühls, einer neuen Lebensbetrachtung.

Dies bleibt Shakespeares ewig junge Zukunft.

Shakespeares Wirkung auf Goethe

Zu Shakespeares 300jährigem Todestag, 23. April 1616

Von Conrad Haußmann

Nicht bloß das schöne Jugendwerk „Zum Schäkespeares Tag", das Goethe 22jährig als Straßburger Student am „Wilhelmstag" veröffentlichte, nicht bloß die tiefe Betrachtung „Shakespeare und kein Ende", die Goethe im Befreiungsjahr 1813 und nachher niederschrieb, nicht bloß Wilhelm Meister, der wie jene Schriften in den Werken nachgelesen werden möge — auch viele andere Stellen legen Zeugnis ab von der Wirkung Shakespeares auf Goethe.

Da aber Schiller in seinem Brief an die Gräfin Schimmelmann ausgesprochen und festgestellt hat: „Die Natur hat Goethe reicher ausgestattet, als irgend einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist", so lohnt es sich, aus Goethes Worten über Shakespeare, die ich mir zusammengesucht habe, heute eine Auslese zu geben. Die Worte aus den „Werken" mögen voranstehen, ihnen sollen sich anschließen die Aeußerungen, die Goethe in mündlichen Gesprächen gegenüber Zeitgenossen über Shakespeare getan hat. Ich habe sie in dem ausgezeichneten Buch „Goethes Gespräche", von Freiherr v. Biedermann, Leipzig, Biedermann 1909, gefunden

Digitized by Google

Zwischen beiden Welten

(An Charlotte von Stein)

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lotte, Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank ich, was ich bin.
Tag und Jahre sind verschwunden
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

Zahme Xenien

Ihr guten Dichter ihr,
Seid nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakespeare
Auch noch am Ende lahm.

Dichtung und Wahrheit

Shakespeare ist ja von den Deutschen mehr als von allen anderen Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eigenen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns untereinander selbst versagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigten sich, seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja ihm zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher im Wilhelm Meister dargestellt und über seine Arbeiten einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat; und so mag es hier an dieser allgemeinen Erklärung genug sein, bis ich eine Nachlese von Betrachtungen über so große Verdienste, die ich an dieser Stelle einzuschalten in Versuchung geriet, Freunden, die mich hören mögen, mitzuteilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geschah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodds „Beauties of Shakespeare". Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Anderen zerstückelt mitteilen, sie bringen doch manche gute

Digitized by Google

Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Wert in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, alles traf mich einzeln und gewaltig.

Nun erschien Wielands Uebersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgeteilt und empfohlen. Wir Deutsche hatten den Vorteil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weise zuerst herüber gebracht wurden. Shakespeare prosaisch übersetzt, erst durch Wieland, dann durch Eschenburg, konnte als eine allgemein verständliche und jedem Leser gemäße Lektüre sich schnell verbreiten und große Wirkung hervorbringen ꝛc. . . .

Und so wirkte in unserer Straßburger Societät Shakespeare, übersetzt und im Original, stückweise und im ganzen, stellen- und auszugsweise, dergestalt, daß, wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakespeare befestigten, die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unseren Gesprächen nachbildeten, an seinen „Quibbles" die größte Freude hatten und durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Mutwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde, die sich alle dieser Sinnesart hingaben. Wir leugneten die Möglichkeit nicht, solche Verdienste näher zu erkennen, sie zu begreifen, mit Einsicht zu beurteilen, aber dies behielten wir uns für spätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig teilnehmen, lebendig nachbilden und, bei so großem Genuß an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forschen und mäkeln, vielmehr tat es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren. . . .

Die Verehrung Shakespeares ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an den großen Autor getadelt.

Aus den Literaturbesprechungen

Shakespeare reicht uns im Gegenteil die volle, reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie aus-

Digitized by Google

pressen, keltern, als Most, als gegorenen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer ꝛc. . . .

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon im Stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvorteil, welchen Shakespeare genoß, daß er als Protestant geboren und erzogen wurde. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nötigt er, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch geraten kann . . . Cotta Sub. Ausg. XXXVII. S. 214.

Nun sind Schauspieler so gut wie Dichter und Leser in dem Falle, nach Shakespeare hinzublicken, und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eigenen inneren, wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen . . .
Cotta Sub. Ausg. XXXVIII. S. 21.

Wir guten Deutschen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können seit 50 Jahren den unbezwinglichen Shakespeare nicht los werden. Nach unserer gründlichen Verfahrungsweise suchen wir in seine Wesenheit einzudringen, wir gestehen gerne dem Stoff, den Gegenständen seiner Dichtung allen Wert und Gehalt zu; wir trachten seine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen und scheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich sogar hatte sich zugetragen, daß wir uns zu einer entschieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu konstruieren unternahmen. Sollte aber hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrtum aber willkommen erscheint? Cotta Sub. Ausg. XXXVIII. S. 138.

Goethe über Shakespeare in Gesprächen nach dem Zeugnis der Zeitgenossen.

Zu F. L. Graf zu Stolberg: Dezember 1775 (Biedermann I 71)

Shakespeare gehört zu den Dingen, von denen Goethe sagt, daß man nicht von ihnen reden kann, zum wenigsten nicht über sie disputieren.

Zu H. Voß: 26. Januar 1804 (Biedermann I 342)

Der Unterschied, der jetzt gang und gäbe ist zwischen Romantischem und Klassischem, verwarf er mit meinem Vater; denn alles, was vortrefflich sei,

Digitized by Google

sei es eo ipso klassisch, zu welcher Gattung es auch gehöre. Noch eher wolle er einen Unterschied zwischen Plastischem und Romantischem gelten lassen: ein plastisches Bild stelle der Einbildungskraft des Betrachters ein Werk in einer ganz bestimmten und abgeschlossenen Form dar, ein romantisches deute vieles unbestimmt an und ließe der Einbildungskraft Spielraum zum eigenen Phantasieren — jenes sei für die geregelte Einbidungskraft, dieses für zügellose, oft auch regellose Phantasie. Zu der ersten Klasse rechnet er Homer, Sophokles, Pindar, Shakespeare u. s. w.

Zu St. Schütze: II. S. 241. 1806/1814. (Biedermann II 235)

Ueber Shakespeare, bei dem manche alles als klug berechnete Kunst bewundern, war seine Meinung, daß er mit genialem Naturinstinkt gearbeitet, sich gleichsam einen Rahmen gezogen und da mit dreister Hand seine Figuren hineingezeichnet habe.

Zu Eckermann: 2. Januar 1824 (Biedermann II 55)

Ein dramatisches Talent, fuhr Goethe fort, wenn es bedeutend war, könnte nicht umhin, von Shakespeare Notiz zu nehmen, ja es könnte nicht umhin, ihn zu studieren. Studierte es ihn aber, so mußte ihm bewußt werden, daß Shakespeare die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erschöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu tun übrig bleibe. Und woher hätte einer den Mut nehmen sollen, um die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernster anerkennender Seele bewußt war!

Zu Eckermann: 2. Januar 1824 (Biedermann III 57)

Sie haben vollkommen Recht, erwiderte Goethe. Es ist mit Shakespeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimat, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finsterahorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte Rosa, so wird zwar der Montblanc immer ein Riese bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen.

Wer übrigens nicht glauben will, fuhr Goethe fort, daß vieles von der Größe Shakespeares seiner großen kräftigen Zeit

Digitized by Google

angehört, der stelle sich nur die Frage, ob er dann eine solche staunenerregende Erscheinung in dem heutigen England von 1824, in diesen schlechten Tagen kritisierender und zersplitternder Journale für möglich halte. Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentierteller der Oeffentlichkeit. Die täglich an 50 verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isoliert, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, größtenteils negative ästhetische und kritisierende Zeitungswesen eine Halbkultur in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser.

Zu F. von Müller: 10. Dezember 1825 (Biedermann III 247)

Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meister an ihm herumgetupft; allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge.

Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine produktive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zugrunde gehen will. Ich tat wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und Egmont ihn mir vom Halse schaffte, und Byron tat sehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Respekt hatte und seine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zugrunde gegangen, an ihm und Calderon!

Shakespeare, fuhr Goethe fort, gibt uns in silbernen Schalen goldene Aepfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzutun, das ist das Schlimme!

Zu J. Ch. Fleischhauer: vor 26. Juli 1826 (Biedermann III 279)

Es ist wunderlich, sagte ich, daß die Shakespeareschen Stücke keine eigentlichen Theaterstücke sind, da Shakespeare sie doch alle für sein Theater geschrieben hat.

Shakespeare, erwiderte Goethe, schrieb diese Stücke aus seiner Natur heraus, und dann machte seine Zeit und die Ein-

Digitized by Google

richtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen, man ließ sich gefallen, wie Shakespeare es brachte. Hätte aber Shakespeare für den Hof zu Madrid oder für das Theater Ludwigs XIV. geschrieben, er hätte sich auch wahrscheinlich einer strengeren Theaterform gefügt. Doch dies ist keineswegs zu beklagen; denn was Shakespeare als Theaterdichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im allgemeinen gewonnen. Shakespeare ist ein großer Psychologe, und man lernt aus seinen Stücken, wie den Menschen zumute ist.

Zu Eckermann: 6. Dezember 1829 (Biedermann IV 178)

Wir sprachen noch vieles über den Faust und dessen Komposition sowie über verwandte Dinge. Goethe war eine Weile in stilles Nachdenken versunken; dann begann er folgendermaßen:

Wenn man alt ist, sagte er, denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum Besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Raffael hin, bei dem Denken und Tun gleich vollkommen war, einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie den Mozart hin, als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich weiß, was sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur.

Shakespeare

Von Willi Dünwald

Er legte nach eingehender nachdenklicher Betrachtung die Kupferstiche zu den unsterblichen Lust- und Trauerspielen des großen Genies in die Hände Eckermanns zurück, durchmaß sinnend, die Hände auf den Rücken, das Gemach, und äußerte sich zu dem Gesehenen alsdann: Immer wieder, wenn ich etwas von Shakespeare lese oder durch irgend etwas an ihn erinnert werde, habe ich die Empfindung, vor ganz

Digitized by Google

Großem zu stehen, über das zu sprechen unmöglich, weil unzulänglich ist. Man erschrickt förmlich, wenn man diese Bilder sieht, weil man durch sie wieder daran erinnert wird, wie reich und groß Shakespeare ist. Kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte. Wie vielseitig muß demnach sein Erleben gewesen sein. Wir wissen ja davon nicht viel, so gut wie nichts; nicht mal eine Zeile Manuskript ist auf uns gekommen. Gewiß scheint nur, daß er in Stratford geboren wurde, wahrscheinlich, daß er seiner fatalen Ehe entlief und in London als Schauspieler und Theaterdichter seinen Unterhalt suchte und auch fand. Verbürgt ist ferner, daß er nach einem Menschenleben wohlbegütert nach Stratford zurückkehrte und dort als 52jähriger an einem typhösen Fieber starb. Aber man lese seine Werke, wie sie entstanden, und mit einigem Geschick läßt sich sein Leben nachzeichnen, wie es innerlich verlief; und auf das Innerliche kommt es ja an, weil dieses doch den Niederschlag der äußeren Begebenheiten ausmacht.

Welch eine unbehinderte Lebensfreudigkeit in seinen ersten Schau- und Lustspielen, abgesehen von den allerersten Anfängen, die Stücke sind im damaligen Zeitgeschmack mit viel Schwulst, viel Schroffheit und viel Blut. Welch hohen Genuß haben mir immer die Lustspiele dieser Zeit bereitet; ihre Gestalten wären mir zur ständigen Gesellschaft schon recht gewesen. Aber schon in „Was Ihr wollt" ist, wie ein englischer Kritiker sich trefflich ausdrückte, das Lebewohl an den Scherz, verkörpert in der anmutigen Gestalt der Olivia. Dahin ist die Gefestigkeit, aus der eine Lebensfreude so heiterer Art kommen konnte, und statt ihrer ist nun ein Sturm der Leidenschaft gekommen, der, nachdem er ausgetobt, ein umdüstert Gemüt hinterläßt, das fortab Schwermut, dann Bitterkeit und endlich und für lange Zeit Verachtung entäußert. Hamlet, Goneril und Regan, diese entmenschten Töchter Lears, ferner Thimon von Athen, das sind die Verkörperungen dieser Weltuntergangsstimmung. Welch äußere Lebensumstände ihr zu Grunde lagen? Ein Teil wird das Mißverhältnis dazu

Digitized by Google

beigetragen haben, daß sich zwischen diesem freien Geist und der engen Deckungsart des damaligen Englands naturnotwendig ergeben mußte. Beschränktheit, Dummheit und Bosheit sind schon Dinge, die einen jugendlichen Idealismus versteinen können. Hauptsächlich aber wird das Gefühl der Zuneigung Schiffbruch gelitten haben.

Ich denke da an die Sonetten, die sich wie ein Bekenntnis lesen. Von einem „übelgefärbten Weibe" ist die Rede, das erst sein Leben erhöht und dann zu nichte gemacht. Mary Fitton soll sie geheißen haben und Ehrendame bei der englischen Königin gewesen sein. Man kann sich leicht ausdenken, wie die Gunst einer Hofdame, die, nach seiner eigenen Schilderung, hübsch und jung und geistreich war, alles in dem Landkind Shakespeare wecken konnte, was der Weckung entgegenharrte, und sicherlich sind ihr die Lustspiele mit all dem sprühenden Witz und dem feinen Hauch von Erotik zu verdanken. Allerdings dann auch — so weiter geredet — Hamlet, Lear, Thimon von Athen und alles, was nach der Krisis sein verwandelt Gemüt in Wehmut, Haß und Verachtung ausstieß. Die Krisis selbst scheint dadurch entstanden zu sein, daß das übelgefärbte Weib sich Shakespeares leidenschaftlich geliebten Freund, dem hübschen, erst 18 jährigen Grafen Pembroke, anlockte, und er sich so zweier Menschen verlustreich betrachten mußte. Was übrigens diese Sonetten betrifft, so sind sie viel zu wenig bekannt. Das liegt gewißlich an der Form und an dem Mangel einer dramatischen oder doch epischen Aufeinanderfolge, soweit es den Inhalt betrifft. Aber man lese sich hinein und man wird einen der glutvollsten Dichter der Liebe finden, der weiß, wie es um der Liebe Lust und Leid und dem Fieber und dem Wahnsinn, die aus ihr entspringen, bestellt ist. Und dann noch: wie demütig hingebend ist hier ein großer Mensch an einen geliebten Freund. Ist sich doch in anderen Sonetten seines eigen Wertes bewußt.

Das mußte er auch sein, wollte er nicht untergehen. Als was wird er denn gegolten haben in London? Mehr als ein Schau-

Digitized by Google

spieler, der alte Theaterstücke bearbeitete und auch eigen schrieb, nicht. Letzteres mag ihn aber nirgends die Wertung als Dichter eingebracht haben. War doch zu seinen Lebzeiten, und auch noch nachher, in England ein Kirchenregiment mächtig, das alles, was mit Theater zusammenhing, für Teufelswerk hielt und entsprechend abtat; vorübergehend erreichte es sogar die Schließung aller Theater, derer London damals über 30 besaß. Man mag sich ausdenken, wie die Beschäftigung, Bühnenstücke zu verfassen, eingeschätzt werde; nahm doch selbst ein Dichter wie Milton Shakespeare nicht für voll, sondern ließ ihn nur gelten als eine Art wildes Genie. Diese Ansicht wurde später so allgemein, daß man seine Werke auf Anständigkeit hin beschnitt, wenn man sie aufführen wollte. Zu Ehren kam dies Genie eigentlich erst durch Lessing, der in seinen Literaturbriefen warm und ehrfürchtig von dessen Werken sprach. Das regte Wielanden an, etliches davon zu übersetzen, wodurch mir hinwiederum eine Welt aufgetan wurde. Doch ich schaffte mir diesen Uebergroßen durch meinen Götz von Berlichingen und Egmont vom Halse, um selbst leben zu können; Lenz und Klinger und andere vermochten das nicht und gingen an ihm zu Grunde. Man sieht also, wie auch das Große und Erhabene von Gefahr sein kann. Sie wollten es ihm nachtun im Derben und Leidenschaftlichen, gingen aber dabei über das Naturgemäße erheblich hinaus. Ich selbst blieb wohl ein Bewunderer der großen freien Natur Shakespeares, aber es lag in meiner Entwicklung, daß mich mit den Jahren soviel Tatkraft und solche Fülle tragischer Konflikte erschreckten, und so hielt ich mich von der dämonischen Erscheinung dieses Dichters genügend fern, wie ich überhaupt meiner Natur gemäß tragische Situationen lieber vermieden als aufgesucht habe. Jedoch ist mir stets bewußt geblieben, daß ich in Shakespeare ein Wesen höherer Art zu verehren habe.

Um aber darauf zurückzukommen, was dieser Große seinen Zeitgenossen war, und wie ihn das berührte. Er wird es, mein' ich, bitter empfunden haben, daß man ihn nur den Schauspielern,

Digitized by Google

also der Kaste zurechnete, die man damals bar glaubte bürgerlicher Ehre. Ich mutmaße diesen Schmerz bei ihm, weil, wer eine Gestalt wie Richard III. zu schaffen vermag, das Wissen vom Ehrgeiz hat; allerdings wird es bei ihm vornehmlich der höhere und reinere Ehrgeiz des Dichters gewesen sein, wie ich denn überhaupt glaube, daß er zeitweilig von sich gewußt hat, wer er war und wer er sein würde in aller Zukunft. Man will ja auch wissen, er habe sich den Adel gekauft und in seinem Heimatort Güter erworben, alles, um das Makel peinlicher Verschuldung fortzuwischen, das sich gewissermaßen von seinem Vater auf ihn vererbt hatte, der so verschuldet gewesen sein soll, daß er sich aus Furcht, von seinen Gläubigern verhaftet zu werden, nicht zu den Sitzungen ins Rathaus begab, welchen er als Ratsherr pflichtgemäß beizuwohnen hatte. Die Regung will ich als wahrscheinlich gelten lassen, weil Gestalten wie der Kaufmann von Venedig und Shylock die richtige Einschätzung der realen Güter dieser Welt zur Voraussetzung haben. Ein gut Teil kindlicher Liebe mag ihn aber auch bestimmt haben; soll ihm doch der Heimgang seines Vaters sehr nahe gegangen sein, wie ihn denn auch das früher erfolgte Ableben seines Söhnchens Hamnet in seelische Verdüsterung versetzt haben soll.

Einen Vater, einen Sohn, eine Frau und einen Freund in einer Lebensepoche zu verlieren, und außerdem nicht nach Verdienst gewürdigt zu werden, das mag vollauf genügen für einen Weltuntergang, wie ihn Shakespeare in sich erlebte. Sein oder Nichtsein konnte ihm da schon zur bangen Frage werden. Und weil nun die menschliche Natur zum Verallgemeinern des Einzelfalles neigt, mag ihm sein Wesen gleichsam als ein Gleichnis und ein Sinnbild des menschlichen Lebens überhaupt erschienen sein; ist es mir doch immer gewesen, als ob ich aus den Werken dieser seiner leidvollsten Lebenszeit der Menschheit ganzer Jammer höre. In meinem Wilhelm Meister habe ich dem übrigens schon Ausdruck gegeben, und zwar durch Wilhelm, der sich, da er mit Shakespeares Büchern bekannt wird, vor die aufgeschlagenen,

Digitized by Google

ungeheuren Bücher des Schicksals gestellt glaubt, in denen der Sturmwind des bewegten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert.

Es scheint Shakespeare auf lange Zeit eine befreiende Lust gewesen zu sein, den Blick auf Häßliches, Schmutziges und Abstoßendes hinzurichten, ganz nach der Art enttäuschter Idealisten, die irgendwie mit ihren Idealen Schiffbruch gelitten haben, und nun, im Falle der Liebe, das Weib überhaupt, und in anderen Fällen, die ganze Menschheit inferior finden. Das ist begreiflich und auch verzeihlich, aber es steckt darin die Gefahr der Einseitigkeit. Und so sehen wir denn auch tagtäglich, wie sonst trefflich angelegte Naturen ihre Eigenschaften verkümmern lassen und den Haß und die Verachtung als etwas überaus Wertvolles pflegen, was nur möglich ist durch krampfhaftes Verschließen vor weiterer Erfahrung. Sie glauben die Welt in ihrer Höhe und ihrer Tiefe durchmessen zu haben und verzichten eigensinnig auf jede weitere Ausfahrt. Anders Shakespeare. Nachdem er sich entgiftet in etlichen Werken unvergänglicher Art, scheint sein Interesse für alles Menschliche zurückgekehrt zu sein. Ob ihm jemand hilfreiche Hand geboten, aus seiner Hölle herauszukommen, wird nicht zu sagen sein; aber wenn dies der Fall, hat er sie sicherlich dankbar ergriffen. Möglich ist übrigens, daß auch nun eine Frau im Spiele war. Wir sprachen einmal davon — als ich Ihnen die Szene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht —, daß die ewige Metamorphose des irdischen Daseins, des Entstehens und Wachsens, des Zerstörens und Wiederbildens, der Mütter, also des Weiblichen, nie aufhörende Beschäftigung ist. Das kann man ruhig auf das einzelne Leben und in diesem Falle auf das Leben Shakespeares anwenden. Die Betrachtung der von ihm geschaffenen Frauengestalten würde diese Ansicht bestens illustrieren. Der blutjunge Anfänger schuf nur erschreckend blutrünstige Weiber; dem herangereiften, sich im Leben auskennenden Manne sind liebende Geschöpfe, die ganz Hingebung sind, aber auch feine und geistreiche Frauen bekannt; da er im Inferno seiner trüben Er-

Digitized by Google

fahrungen weilt, ist ihm eine Kleopatra und eine Cressida der Inbegriff all dessen, was vom Weibe kommt; aber, aus diesem Inferno erlöst und wieder auf Erden gelangt, lobpreist er jugendliche, weibliche Anmut wie nie zuvor und ist überdies noch geneigt, diese Anmut zu erklären mit einem unweltlichen Schein.

Er hört schon Sphärenklang, er ist schon unterwegs nach einem Jenseits, dem das Diesseits nur ein Gleichnis ist. Er träumt sich förmlich durch die letzten Lebensjahre hindurch, und was er noch schreibt, hat nichts mehr an sich von harter Wirklichkeit, sondern nur noch den märchenhaften, phantastischen Widerschein davon. Was konnte ihm in solch milder Abgeklärtheit da das Leben noch anhaben. Und so durfte er sich getrost zu Pferde setzen und nach 28jähriger Abwesenheit von London nach Stratford zurückkehren in seine fatale Ehe; was konnte ihm in der, da er das Leben doch eigentlich schon hinter sich gebracht hatte, noch Sonderliches geschehen. Daß er überhaupt Heimkehr hielt, wird wohl kaum seiner Frau und seinen beiden Töchtern wegen geschehen sein — die ihm übrigens alle drei, wie seine Biographen wissen wollen, so fremd blieben, wie sie immer gewesen —, er wird wohl haben ausruhen und sterben wollen, wo er geboren worden und jung gewesen. Die Odyssee seines Lebens war denn auch wirklich bald zu Ende, und ich bin es gewiß, daß Homer von seinem Göttersitze aufstand, als er auf dem Olympos ankam, der gleich ihm ein Gebenedeiter gewesen unter den Menschen.

Aus Shakespeares Sonetten

Sonett LXIV

Seh' ich, wie sich die Faust der Zeit vergreift
Am Prunk, erbaut vom toten Uebermut,
Und wie der Türme Wuchs dem Schutt entgenreift,
Und ewges Erz verfällt der irdschen Wut.

Digitized by Google

Und wie das Meer, das gierig Waffen ſchleift,
Dem Königreich der Ufer Abbruch tut,
Und wie das Feſtland in die See ſich häuft,
Sein Gut vermehrend am Verluſt der Flut —

Seh' ich den Wechſel ſolcher Herrſchgewalten,
Die Macht dem Fall verfallen und verſtaubt,
So ahne ich vor Trümmern und vor Spalten:

Der Tag wird kommen, der mein Liebſtes raubt!
In dieſer Ahnung ſchluchzt die Todesangſt:
Gehört dir, was du zu verlieren bangſt?

Sonett LXVI

Ich bin es müd', das Leben, wenn ich ſchau'
All dies —: Verdienſt als Bettlerkind geboren,
Und feiſte Hohlheit eitel wie ein Pfau,
Und reinſte Treue treulos abgeſchworen,

Und güld'ne Ehre abgedankt und grau,
Und Trefflichkeit von keiner Gunſt erkoren,
Und Ehrbarkeit entehrt im Schoß der Frau,
Und Kraft an lahmes Regiment verloren,

Und Wiſſenſchaft geknebelt von der Macht,
Und Dummheit pfuſcherhaft die Kunſt kurierend,
Und Einfalt als Einfältigkeit verlacht,

Und Meiſter Schlecht den Sträfling Gut regierend
— Von all dem müd ging ich aus all der Pein,
Ließ ich nicht ſterbend, Liebling, dich allein.

Sonett LXXVI

Warum iſt kahl mein Vers an neuer Pracht?
Und wechſelt nicht behend mit Stoff und Bildern?
Kein Wortſpiel äugelt, wie's der Zeitgeiſt macht,
Zum Jugendſtil fremdländiſch zu verwildern.

Digitized by Google

Warum denkt mein Gedicht, was schon gedacht?
Und will nicht, was ich fand, erneu'n und mildern,
Daß nicht gleich meiner Worte Art und Pracht
Samt meinem Namen ihre Abkunft schildern?

Ach, Liebling, weil ich Einem Stoff getreu:
Dir und der Liebe gelten meine Lieder,
Wenn's viel ist, faß ich alte Worte neu,

Was ich verschenkte, schenk' ich immer wieder.
Der Tag tagt täglich, gleich wie neu er sei,
So ewig steigt mein Lieben auf und nieder.

Im April 1916. Uebertragen von Conrad Haußmann.

Weingartner in Berlin

Weingartner und Berlin, das waren bisher zwei Begriffe, die sich gegenseitig ausschlossen. Etwa wie Ledebour und Hofball, Papst und Sechstagerennen, D'Albert und Junggesellensteuer. Man hat Jahre lang in Berlin nichts von Weingartner gehört außer Klagen. Wollte man ihn sehen, so mußte man in den Gerichtssaal gehen, nicht in den Konzertsaal. Immer wieder ward man an den widerwärtigen Vertrag von 1907 erinnert, den Weingartner mit der Intendanz der Berliner Hofoper geschlossen hatte und dessen infame, weil infamierende Klausel dem in Ungnade Gefallenen das Auftreten in Berlin samt einem Umkreis bis zu fünfzig Kilometern untersagte. Man erinnert sich, wie humorvoll Weingartner im Winter 1912, gerade als das Reichsgericht gesprochen hatte, seine Klausel umging: er gab vier Konzerte in Fürstenwalde, 52 Kilometer vor Berlin. Vorortverbindung, Sonderzüge. Alles strömte hinaus. Dort dirigierte er alle neun Symphonien Beethovens. Der Fall, daß sich die Berliner einen berühmten Dirigenten kommen lassen, ist nicht neu. Der Fall aber, daß ein berühmter Dirigent sich eine Auswahlsendung Berliner kommen läßt, ist es entschieden. Weingartner hat das Kunststück fertig gebracht.

Am 1. März dieses Jahres ist Berlin für Weingartner möglich geworden. Und jetzt nahm der lang Entbehrte das Publikum im Sturm. Ein Mann der Oeffentlichkeit wie Weingartner ist immer ein bißchen Stratege. Diesmal lautete der Aufstellungsplan so: erst die neue Oper „Dame Kobold" im Deutschen Opernhaus, dann gleich hinterdrein die E-dur-Symphonie, die, obwohl 1909 geschrieben, noch nie in der Reichshauptstadt erklungen ist. Das übrige blieb dem Dirigenten, seiner Persönlichkeit, seinem Temperament, der Erinnerung, der Stimmung, der Spannung überlassen.

Weingartner siegte auf der ganzen Linie. Seine „Dame Kobold" (nach Calderon) bietet ganz feine, geist- und humorvolle Musik. Man glaubt einen neuen Auber gekommen. Dazu eine blitzblanke Instrumentation. Die En-

Digitized by Google

sembleszenen von meisterlicher Hand gefügt. Die Melodik überaus einfach, ansprechend, wenn auch nicht packend, die thematische Arbeit köstlich, aber nur dem Verständnis des Kenners erreichbar. Die Handlung, ein altes „Mantel- und Degenstück", höchst gleichgültig, ohne Spannung, mit Pionten, die niemand versteht, der nicht das Calderonsche Spielchen kennt. Dazu den ganzen Abend eine Doppelbühne und zwei Vorgänge zu gleicher Zeit. Der Musiker hört sie gebunden, vereinheitlicht, der Zuschauer aber gerät ins Schielen. Mit einem Worte: zehn Aufführungen in Ehren und dann Schluß. Gar keine Möglichkeit durchzusetzen. Das würde zur Voraussetzung haben, daß das Publikum um der Musik willen in die Oper ginge. Eine sehr leichtfertige Behauptung.

Damit versinken dann wieder einmal alle die Schönheiten und Feinheiten der Partitur. Unverdient hartes Schicksal. Aber Weingartner hat es mehrfach an sich erfahren: mit dem „Genesius", auch mit dem „Orestes". Er besitzt nicht d'Alberts sicheren Blick für wirkungsvolle Libretti. Und eine Oper zu spielen, nur damit sich die Kenner entzücken und die Feinschmecker, dazu kann sich kein Direktor überreden. Damit läßt sich nicht ein halbvolles Haus machen.

Dann kam die Symphonie. Es ist die dritte, die Weingartner geschrieben hat. Daß sie in den sechs Jahren, die sie bereits vorliegt, in der Reichshauptstadt noch nicht aufgeführt worden ist, möchte man beinahe als Rückständigkeit bezeichnen. Wie viel Wertloses haben wir in der Zeit erlebt! In der E-dur-Symphonie aber hat Weingartner sein Allerbestes gegeben. Ein so klangfreudiges, korybantisches Scherzo ist lange nicht mehr geschrieben worden. Und das Adagio mit seiner pompösen Orgelunterlage erreicht eines der stärksten fff, die bisher gedacht wurden. Das Werk ist schwer einzureihen. Im Einzelnen erinnert die kühne melodische Linie (hier spricht ein ganz andrer Weingartner als in der „Dame Kobold") an Richard Strauß, das ganze aber hat mit Strauß gar nichts zu tun. Eher fühlt man sich an die besten Franzosen erinnert, z. B. an d'Indy und Saint-Saëns. In normalen Zeiten müßte das Werk in Paris Furore machen. Man sollte es in Brüssel einmal spielen. Es gibt kaum ein besseres Beispiel dafür, was ein Deutscher aus fremden Anregungen zu machen weiß. Weingartner besitzt ein überaus feines Verständnis für das romanische Naturell. Das beweist schon seine „Dame Kobold". Er hat bei den Franzosen viel gelernt. Aber was ist nun daraus geworden! Weingartner verhält sich zu ihnen etwa wie der erste Beethoven zu Haydn, wie der junge Brahms zu Schumann, wie Schillings zu Wagner: die Vorbilder sind noch deutlich zu erkennen, aber es ist etwas Neues, etwas Selbständiges daraus geworden.

Den letzten Satz seiner Symphonie läßt Weingartner (unerhört!) in einen richtigen Walzer ausklingen. Auch hier läßt er sich anregen: Johann Strauß erklingt auf einmal. Die Anlehnung ist sogar fast wörtlich. An melodischer Prägnanz, an populärem Schmiß kann sich Weingartner gar nicht messen mit dem alten Strauß. Das wird er auch schwerlich wollen. Sein Ehrgeiz ist ein ganz andrer. Er schrieb einen symphonischen Walzer und würde es sich ganz entschieden verbitten, daß man darauf tanzt. Aber auch hier: wie köstlich hat er die Anregung verwertet! Was hat er daraus zu machen gewußt!

Und erst der Dirigent! Wie jugendlich frisch steht der Dreiundfünfzig-

Digitized by Google

jährige vor uns! Weingartner hat immer zehn Jahre jünger ausgesehen als er in Wirklichkeit ist. Im Alter scheint die Differenz noch größer zu werden. Wie hat man ihm zugejubelt! Wie hat man ihn entbehrt! Wie Tannhäuser aus dem Venusberg erscheint er vor uns. Jahre lang war es still um ihn. Jetzt aber sind die Tage Weingartners.

Und dieser Mann „durfte" wegen eines albernen Paragraphen nicht in Berlin auftreten. Dieser selbe Mann ist einmal an der Königlichen Hofoper in Berlin zu einer Geldstrafe von 120 Mark verurteilt worden „wegen schlechten Dirigierens". Risum Teneatis, amici!

Paul Zschorlich

Ein Dichter Kriegsberichterstatter

Seinen Berichten vom westlichen Kriegsschauplatz „Menschen und Städte im Kriege" (Verlag von Egon Fleischel & Co.) läßt Schmidtbonn im selben Verlage sein zweites Kriegsbuch „Krieg in Serbien" folgen. Mehr noch als jenes erste Buch erscheinen mir diese Berichte aus Serbien wertvoll bleibende Dokumente über den Krieg hinaus, denn sie vermitteln nicht allein Eindrücke unbedingter Ehrlichkeit, sondern auch die herbe und hochgesinnte Gemütsart eines Dichters und Ethikers, dem alles Grauenvolle des Erlebten den Glauben an die Menschheit nicht zerstören konnte. Wie er es im Geleitwort seines ersten Kriegsbuchs aussprach, so hat Schmidtbonn auch beim Ausrücken nach dem serbischen Kriegsschauplatz das „Menschliche im Kriege" gesucht, „das denn doch das allein Wechselnde und ewig Bleibende ist". Er vermag auch als Kriegsberichterstatter aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen; die tiefste Bewunderung für die eminenten Leistungen unseres Heeres in Serbien machen ihn nicht gefühllos für das Schicksal und die bitterste Not eines heimatlos gewordenen Volkes. Eine „Straße der Mühsal" könnte man den ganzen serbischen Feldzug nennen, der uns nicht allein den Feind zu verjagen, sondern eine Straße zu nehmen vorschrieb, die sich in ein endloses Meer von Schlamm verwandelt hatte. Was dem Heer mit allen Kolonnen beim Vordringen auf dieser Straße der Mühsal an Qualen und Erschöpfungen auferlegt wurde, Schmidtbonn zeigt es immer und immer wieder. Diese Schilderungen von besonders suggestiver Kraft verflüchtigen sich nicht: sie werden des Lesers Besitztum wie ein intensiv erlebtes Landschaftsbild. Abwechselnd läßt uns Schmidtbonn auch bei der serbischen Landschaft und den Menschen dort verweilen; er gewährt dann Rast zur Erholung und macht uns vertraut mit dem Charakter und den Sitten der Landesbewohner, bei denen er sympathische, zuweilen ritterliche Züge notiert. Eine deutsch herbe Lebensempfindung strömt aus diesem Buche wie aus Dichtungen Schmidtbonns. Gleich das erste Kapitel, die Reise nach Belgrad, steigert sein Lebensgefühl in dem Maße, daß ihm mit den verjüngten Augen eines Malerdichters die kleinsten Dinge im Zusammenhang mit der Landschaft und dem Kriege wichtig und farbig werden.

Seewalds Zeichnung zum Umschlag stellt, außerordentlich rhythmisch empfunden, die serbische „Straße der Mühsal" dar. Alfred Mayer

Das deutsche Soldatenlied

Gefühle der Freude und des Schmerzes, des seligen Sichhingebens und

Digitized by Google

der nüchternen Entschlossenheit, zu vollbringen, was befohlen wird, der übersprudelnden Fröhlichkeit und der Wehmut, der brausenden liebeheißen Wonne und des Grams über Auseinandergehen und Trennung und tausend andere Stimmungen umspannt das deutsche Soldatenlied. Gedanken und Gemüt des Volkes sind in ihm beschlossen. Immer wieder läßt es einen gewahr werden, wie unsagbar einfach und fein zugleich Empfindungen und Herzensdinge in ein paar Versen von ungefähr zum Niederschlag kommen können. Das deutsche Soldatenlied ist „ein Kämpfer für deutsche Freiheit, Menschlichkeit, Innerlichkeit, für deutschen Humor und deutsche Melancholie. Für den Idealismus einer märchenhaften (romantischen) Weltanschauung. Für Wikingertum. Für Karl den Großen, Till Eulenspiegel, Faust, Rotkäppchen, Martin Luther, Rübezahl, Michael Kohlhaas, Schellmuffski, Blücher, Goethe und Hindenburg. Für alles Deutsche."

Man findet diese Sätze im Nachwort eines jüngst erschienenen Bandes, in dem wir — endlich! — das Soldatenliederbuch besitzen, das wir seit langem entbehrten. An größeren und kleineren Heften, in denen von je bekannte Soldatengesänge — unter ihnen meist viele nie angestimmte — zusammengestellt sind, hatten wir keinen Mangel, wohl aber vermißte man eine Auswahl, in der die Lieder so stehen, wie wir sie vom Soldaten hören, in der vor allem auch jene Strophen nicht fehlen, die zwar schier allerwege gesungen werden, bisher aber noch nicht aufgezeichnet waren. Nun hat also bei Georg Müller in München Klabund eine Sammlung herausgegeben: „Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird", von der ihr Autor mit Recht sagen darf, sie gebe „ein vollendetes und geschlossenes Bild des deutschen Soldatenliedes, wie es im Volke heute lebendig und wert ist, auch über die Kreise seines Entstehens hinaus wirkend gekannt und ..... geliebt zu werden".

Der Büchermarkt legt uns gegenwärtig in fast überreichem Maße Veröffentlichungen vor, die es sich angelegen sein lassen, von den in unserem Heer lebendigen Kräften und Gedanken eine Vorstellung zu vermitteln. Klabunds Soldatenliederbuch ist eines der schönsten Denkmäler des deutschen Soldatengeistes. Ein wahrhaft glücklicher Wurf! Ich gestehe, daß ich das Nachwort, wie soll ich sagen, einfacher und allgemeinverständlicher gewünscht hätte. Es wird manchem wie mir vorab in seinem ersten Teil zu „literarisch" sein. Doch das ist lediglich eine Sache der Form. Was Klabund an Meinungen und Bemerkungen über das Wesen des Soldatenliedes sagt, trifft den Nagel auf den Kopf. Prächtig ist die Art, wie er jene abfertigt, die den Gloria-Viktoria-Abgesang, mit dem Uhlands Lied vom Kameraden gesungen zu werden pflegt, für „wertlos" und einen „unglückseligen Mischmasch" halten. Die Sammlung Klabunds, das verrät jede Seite des Bandes, gibt unverfälscht und frisch das Beste aus dem köstlichen Schatz deutscher Soldatenlieder. Des frohgemuten Buchschmuckes, den Emil Preetorius beigesteuert hat, zu gedenken, mag nicht vergessen werden.

Otto Ernst Sutter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Ernährungsfrage und der Krieg

Von Prof. Friedrich Müller (München)

Wenn schon zu Friedenszeiten das Ernährungsproblem, also die Magenfrage eine große Bedeutung besitzt, so gilt dies in viel höherem Grade jetzt während des Krieges. Setzen doch unsere Feinde, nachdem sie uns mit den Waffen nicht haben niederringen können, ihre Hoffnung darauf, das deutsche Volk durch Hunger zu bezwingen.

Zwei Wege sind möglich, um in diese Fragen einzudringen: Wir können uns Rats erholen bei der Wissenschaft, und wir werden diesen Weg um so lieber einschlagen, weil die Ernährungswissenschaft ganz überwiegend durch deutschen Forscherfleiß aufgebaut worden ist, oder aber wir gehen von der Praxis aus und suchen die Ernährungsgewohnheiten des Volkes zu studieren.

Die Lehren der Wissenschaft, um deren Aufstellung sich vom Altmeister Liebig ab namentlich Voit, Pettenkofer, Rubner, und in hohem Maße auch die landwirtschaftlichen Hochschulen verdient gemacht haben, lassen sich in wenigen Sätzen zusammenfassen.

Die Temperatur des menschlichen Körpers übertrifft fast immer diejenige der umgebenden Luft ganz beträchtlich, und sie wird durch einen Regulationsmechanismus von unbegreiflicher Feinheit in gesunden Tagen stets auf der gleichen Höhe zwischen 36 und 37° C. erhalten. Im menschlichen Körper müssen sich also Verbrennungsprozesse abspielen, durch welche dauernd Wärme gebildet wird, und diese Wärme, deren wir zur Erhaltung unserer Lebensvorgänge bedürfen, wird durch die Körperoberfläche, also durch die Haut und den Atem fortwährend abgegeben und abgekühlt. Der menschliche Körper verhält sich also wie ein behaglich geheiztes Zimmer zur Winterszeit, wo das Feuer im Ofen desto stärker brennen muß, je strenger draußen die Kälte ist. Setzen wir un-

Digitized by Google

seren Körper großer Kälte aus, entziehen wir ihm z. B. in einem kalten Vollbad große Wärmemengen, so werden alsbald die Verbrennungsvorgänge lebhafter angefacht, so daß die Temperatur im Innern auf normaler Höhe erhalten bleibt. Ein kaltes Bad von 20 Minuten Dauer ruft eine Mehrverbrennung von ungefähr 15 Gramm Fett hervor. Die Techniker der Eismaschinenwerke haben berechnet, daß ein Mensch, der in einem Eiskeller arbeitet, ebensoviel Wärme abgibt, also ebensoviel Eis zum Schmelzen bringt als wie drei sechzehnkerzige Glühlampen.

Wenn wir eine Kraftmaschine treiben wollen, z. B. eine Lokomotive, so muß gleichfalls durch Verbrennung Wärme erzeugt werden. Die Spannung des gebildeten Dampfes treibt die Kolben, und indem der Dampf seine Spannung und Hitze verliert, geht seine Energie in Arbeit über. Auch der menschliche Körper ist eine Arbeitsmaschine, er kann mit seinen Muskeln Räder treiben und schwere Lasten heben, z. B. das Gewicht des eigenen Körpers den Berg hinauftragen, und diese Arbeit muß in den Muskeln gleich wie in der Dampfmaschine durch Verbrennungsprozesse erzeugt werden. Es ist klar, daß von einer Dampfmaschine nur dann tüchtige Arbeit geleistet werden kann, wenn auch tüchtig eingeheizt wird; man kann ermitteln, wieviel Wärme durch Verbrennung eines Kilo Kohle, Holz oder Petroleum erzeugt wird; als Maßeinheit für die Wärme, welche sich bei der Verbrennung bildet, verwenden wir die Kalorie, und man versteht unter einer Kalorie diejenige Wärmemenge, welche notwendig ist, um ein Liter Wasser um einen Grad zu erwärmen. Wissen wir, wieviel Kalorien ein bestimmtes Heizmaterial bei einer Verbrennung entwickelt, so läßt sich daraus berechnen, welchen Arbeitswert es erzeugen kann, d. h. wie viel Kilogramm es um einen Meter zu heben im stande ist. Der menschliche Körper ist, wie N. Zuntz nachgewiesen hat, eine vorzüglich gebaute Arbeitsmaschine, welche die Verbrennungsvorgänge in höchst ökonomischer Weise in Arbeit überführen kann, so gut als der beste Diesel- oder Turbinenmotor.

Digitized by Google

Die Verbrennungsvorgänge, welche in unserem Körper stattfinden, um ihn auf seiner normalen Wärme zu erhalten und um die Arbeit des täglichen Lebens zu liefern, werden gespeist durch Zufuhr der Nahrungsstoffe. Die Nahrung stellt also das Heizmaterial des Körpers dar, genau so wie die Kohle im Ofen oder unter der Maschine. Da jede körperliche Arbeit unerbittlich ihren bestimmten Aufwand an Energie erfordert, so muß sich die Nahrung der zu leistenden Arbeit anpassen. Bleibt die Nahrungszufuhr hinter dem Energiebedarf zurück, so muß der Körper diesen auf Kosten seines eigenen Bestandes decken, indem er das Fett, welches in seinen Geweben angehäuft ist und das Eiweiß seiner Muskeln in die Verbrennung mit hineinbezieht. Wer also tüchtige Arbeit leisten soll, der muß unbedingt auch entsprechend essen, sonst wird er rasch von Kraft kommen und leistungsunfähig werden; und so sehen wir auch, daß schwer arbeitende Zugpferde eine ungenügende Fütterung besonders schlecht vertragen.

Es ist möglich, genau zu bestimmen, welche Wärme- bezw. Energiemengen der menschliche Körper unter den verschiedenen Verhältnissen entwickelt. Bei voller Ruhe, z. B. im Schlaf, sind die Verbrennungsprozesse am niedrigsten, sie betragen für einen Mann von 70 Kilo etwa 2000 Kalorien in 24 Stunden, bei Frauen und Kindern etwas weniger. Im Hungerzustand sind die Verbrennungsprozesse nur um etwa 10% niedriger als bei ausreichender Nahrung, denn auch der hungernde Mensch muß die Arbeit seines Herzens und seiner Atmungsorgane leisten und seine Temperatur auf normaler Höhe erhalten. Leistet der Mensch tüchtige Muskelarbeit, so steigen die Verbrennungsvorgänge im Körper bedeutend an. Beim Gehen auf ebener Straße wird in der Stunde ein Mehrverbrauch von ungefähr 160 Kalorien erfordert, wer dagegen einen Berg hinaufsteigt, verbraucht für diese Leistung pro Stunde 330 Kalorien mehr als in der Ruhe, und ein sechsstündiger Marsch bergan erfordert ungefähr 2000 Kalorien, also fast ebensoviel als wie ein im Bett ruhender Mensch während des ganzen Tages notwendig hat. Rubner, der

Digitized by Google

eine größere Anzahl von Arbeiterkategorien seinen Untersuchungen unterworfen hat, bestimmte den täglichen Verbrauch für den handarbeitenden Mann je nach der Schwere der Arbeit zu 3000 bis 4000 Kalorien.

Es ist fast beschämend zu hören, daß die geistige Arbeit keinen Mehrverbrauch bedingt, und derjenige, welcher angestrengt viele Stunden am Schreibtisch sitzend sich der geistigen Arbeit widmet, weist keine höheren Verbrennungsprozesse auf als derjenige, welcher neben der körperlichen auch der geistigen Ruhe pflegt. Der geistig Arbeitende soll also nicht essen wie ein Scheunendrescher.

Es war ein bedeutender Fortschritt in der Ernährungslehre, als Rubner den Nachweis führte, daß die Nahrungsstoffe bei ihrer Verbrennung im lebenden Organismus dieselbe Wärmemenge (und damit dieselbe Energie) entwickeln, als wenn man sie außerhalb des Körpers entzündet und verbrennt. Ein Gramm Fett, z. B. Oel, liefert bei der Verbrennung in der Lampe ebenso wie beim Umsatz im Körper 9 Kalorien, ein Gramm Alkohol 7 Kalorien, ein Gramm Zucker, Stärkemehl oder Eiweiß 4 Kalorien; und wenn wir gesehen haben, daß durch einen einstündigen Spaziergang 160 Kalorien mehr verbraucht werden, so kann man daraus berechnen, daß diese Arbeitsleistung durch 17 Gramm Fett oder durch 40 Gramm Zucker geliefert wird.

Es ist gleichgiltig, ob ich den Ofen meines Zimmers mit Kohle, Heizgas, Petroleum oder mit dem teueren Holz heize, die Wärme bleibt dieselbe und ebenso auch die Leistung der Maschine. In gleicher Weise ist es für die Oekonomie des menschlichen Körpers in weiten Grenzen gleichwertig, ob er seinen Bedarf an Wärme und Energie durch Zufuhr von Eiweiß, Fett oder Kohlehydraten deckt.

Da die körperliche Arbeit durch die Anstrengung der Muskeln geleistet wird, so hatte Liebig, dieser große Begründer der wissenschaftlichen Ernährungslehre, die Ansicht ausgesprochen, daß die Muskelarbeit durch die Verbrennung des Hauptbestandteiles

Digitized by Google

des Muskelfleisches, nämlich des Eiweißes geliefert werde. Es wurde aber bald erkannt, daß diese Lehre unrichtig war, und daß auch bei strenger körperlicher Arbeit nicht mehr Eiweiß verbrannt wird als in der Ruhe. Der Mehrverbrauch an Spannkräften, welcher bei der Arbeit stattfindet, wird viel mehr durch die Verbrennung nicht eiweißartiger Stoffe, nämlich der Fette und Kohlehydrate, erzeugt. Unter den letzteren verstehen wir den Zucker, der auch in allen unseren Körpersäften kreist, ferner das Stärkemehl, welches wir in der Form der Mehlspeisen, des Brotes, der Kartoffeln und vieler Gemüse aufnehmen. In der Kost des Arbeiters müssen deshalb die Kartoffeln, das Brot und die anderen Mehlspeisen, sowie das Fett eine hervorragende Rolle spielen, und bei dieser vorwiegend aus Kohlehydraten bestehenden Kost pflegt der Handarbeiter über stärkere Muskeln zu verfügen und schwerere Arbeit zu leisten als der Wohlhabende, welcher Fleisch und Eier in seiner Kost bevorzugt.

Die Nahrung hat aber nicht nur die Aufgabe, die nötigen Spannkräfte (das Heizmaterial) für die Bildung von Wärme und Arbeit zu liefern, sondern sie muß auch den Körper auf seinem stoffsicheren Bestand erhalten und sie muß deshalb alle jene Grundstoffe enthalten, aus denen sich der menschliche Organismus zusammensetzt. Dies gilt natürlich in erster Linie für das Kind, für das heranwachsende Individuum, dessen Nahrungsbedarf im Verhältnis ganz besonders groß ist und während gewisser Schuljahre den des Erwachsenen fast erreicht. Eine ausreichende Ernährung der heranwachsenden Jugend ist deshalb von der allergrößten Bedeutung und sollte auch bei herrschender Not mit allen Mitteln gewährleistet werden. Ist die Nahrungszufuhr ungenügend oder fehlt ihr auch nur ein einziger der zur Bildung der Organe nötigen Grundstoffe, z. B. das eine oder andere Salz, so steht sofort das Wachstum still. Aber auch beim Erwachsenen findet fortwährend eine gewisse Erneuerung der durch den Lebensprozeß abgenützten Organe statt, die verbrauchten Stoffe müssen wieder ergänzt werden, und dies gilt besonders für

Digitized by Google

die wichtigsten Bestandteile des Körpers, nämlich für die hochkomplizierten Eiweißstoffe. Man hat berechnet, daß täglich ungefähr der tausendste Teil des Gesamteiweißbestandes abgenützt und verbraucht wird. Es muß also in der Kost immer ein gewisses Maß von Eiweiß enthalten sein, soll der Körper nicht an Eiweiß und namentlich an Muskelsubstanz verarmen.

Seit Jahren wird eine, zum Teil erregte, Debatte darüber geführt, welche Eiweißmenge für die Gesunderhaltung eines kräftigen Mannes notwendig ist. Untersuchungen über die freigewählte Arbeiterkost, also über die tatsächlichen Ernährungsverhältnisse der arbeitenden Klassen, wie sie erst jüngst wieder durch Gigon in Basel erhoben worden sind, haben ergeben, daß eine tägliche Eiweißzufuhr von 90 bis 110 Gramm die Regel ist. Die Soldatenkost im Kriege ist sogar erheblich eiweißreicher (ca. 150 Gr. Eiweiß), es hat sich aber nachweisen lassen, daß auch bei einer niedrigeren Eiweißkost von etwa 75 Gramm Gesundheit und Leistungsfähigkeit auf die Dauer vollkommen bewahrt bleiben kann. Chittender, Hinhede, Rose und andere haben in Versuchen an sich und andern sogar bei einer Nahrung, welche nur 40 bis 50 Gramm Eiweiß enthielt, den Eiweißbestand des Körpers und eine volle Leistungsfähigkeit erhalten. Die Furcht vor einer Schädigung der Gesundheit durch eine gewisse Reduktion der Eiweißnahrung dürfte tatsächlich durch die Erfahrung nicht begründet sein.

Die für die Erhaltung des Körperbestandes notwendigen Eiweißstoffe können sowohl in der Form von tierischem als auch von pflanzlichem Eiweiß zugeführt werden; denn auch im Mehl (11%), dem Brot (6—8%), den Hülsenfrüchten (20%) und andern Gemüsen, ja selbst in der Kartoffel (2%) sind neben der Stärke nicht unbeträchtliche Eiweißmengen enthalten. Freilich konnten Rubner, Thomas und andere nachweisen, daß von den pflanzlichen Eiweißstoffen etwas größere Mengen gereicht werden müssen, um einer Eiweißverarmung des Körpers vorzubeugen, als von den tierischen Eiweißarten. Die Eiweißstoffe des Fleisches, der Fische,

Digitized by Google

der Eier, der Milch und des Käses stehen den Eiweißsubstanzen des menschlichen Körpers eben doch viel näher als etwa diejenigen von Roggen oder Mais und können deshalb schon in geringerer Menge das verbrauchte Körpereiweiß ersetzen; auch wird das tierische Eiweiß vom Verdauungsapparat viel besser ausgenützt. Eine zweckmäßig zusammengesetzte Kost pflegt etwa 50% der genannten Eiweißstoffe in der Form von solcher animalischer Herkunft zu enthalten, wobei jedoch zu betonen ist, daß wir unter tierischem Eiweiß nicht etwa bloß das Fleisch, sondern auch Milch, Käse und Eier verstehen.

Auf Grund der alten, längst überwundenen Liebigschen Anschauung herrscht auch heute noch das Vorurteil, daß eine eiweißreiche Kost besondere Kraft verleiht, und so hat diese Lehre zu einer Ueberschätzung des Fleisches geführt. Das Fleisch ist ferner eines unserer wohlschmeckendsten Nahrungsmittel, dessen Zubereitung übrigens auch an die Kunst und Arbeit der Küche viel geringere Anforderungen stellt als z. B. das Gemüse. Wohl hauptsächlich aus den letztgenannten Gründen hat sich während der letzten Jahrzehnte in der Volksernährung ein Umschwung vollzogen, indem der Fleischverbrauch immer mehr anstieg und auch in solchen Volkskreisen zur Regel wurde, welche früher das Fleisch nur als Leckerbissen an Feiertagen kannten. Man hat berechnet, daß der Fleischkonsum in Deutschland jetzt 3½ mal so groß ist als vor 100 Jahren, und daß er in Deutschland und Nordamerika mit 52 Kilo pro Kopf und Jahr viel höher ist als in England, Oesterreich (29 Kilo) oder gar in Italien (10 Kilo).

Durch diese Aenderung der Volksgewohnheit, die in manchen Kreisen, z. B. bei den Bauernknechten, geradezu zur Ehrensache geworden ist, ist die Fleischnot und Teuerung entstanden, über die so vielfach Klage erhoben worden ist. Demgegenüber kann gar nicht energisch genug betont werden, daß das Fleisch zur Erhaltung der Gesundheit und Kraft *nicht* nötig ist; die Gesundheit des Volkes wie des Einzelnen leidet sicher in keiner Weise, wenn der Fleischgenuß ganz bedeutend eingeschränkt wird.

Digitized by Google

Die Eiweißfrage ist nicht gleichbedeutend mit der Fleischfrage, und der an sich nicht große Eiweißbedarf kann ebensogut durch Fische, Milch, Käse, Eier, Brot, Mehlspeisen und Gemüse gedeckt werden. Jedenfalls ist es für die Erhaltung der Volksgesundheit viel wichtiger, daß die Milch erhalten bleibt, als daß die Kuh geschlachtet und ihr Fleisch verzehrt wird.

Andererseits wird man die Frage aufwerfen dürfen, ob der Fleischgenuß, den wir als entbehrlich erkannt haben, für die Gesundheit nachteilig und somit verwerflich ist, wie die Vegetarier behaupten. Diese Behauptung ist gänzlich unbewiesen, es steht vielmehr fest, daß das Fleisch ein durchaus bekömmliches, ja anregendes Nahrungsmittel ist. Wir dürfen uns auf dem Gebiet der Ernährung nicht von Glaubenssätzen leiten, sondern müssen die Tatsachen sprechen lassen. Die Geschichte des Menschengeschlechtes zeigt, daß die primitiven Völker nicht Ackerbauern, sondern Jäger und somit Fleischesser waren und noch sind, und daß sich die ackerbauende Bevölkerung mit zunehmender Kultur und Wohlhabenheit wieder mehr dem Fleischgenuß zuwendet. — Wenn wir erfahren, daß die Volksgesundheit sich in Deutschland während der letzten 50 Jahre ganz bedeutend gehoben hat, daß die Sterblichkeit an Tuberkulose fast auf die Hälfte zurückgegangen ist, und daß die durchschnittliche Lebenserwartung im Jahre 1879 nur 35 Jahre betragen hat und jetzt auf 44 Jahre gestiegen ist, und wenn man daneben stellt, daß in derselben Zeit der Fleischkonsum pro Kopf sich etwa verdoppelt haben dürfte, so wird man daraus gewiß nicht den Schluß ziehen dürfen, daß der vermehrte Fleischkonsum die Ursache dieser Hebung der Volksgesundheit sei, wohl aber wird man sagen müssen, daß er nicht schädlich gewirkt und zur Degeneration des Volkes geführt hat. Die abundante Fleischkost unserer Truppen im Felde hat sicher diesen keinen Schaden gebracht, davon können wir uns an dem günstigen Ernährungszustand der heimkehrenden Urlauber überzeugen. — Wenn der überzeugte Vegetarier für seine Abscheu vor dem Fleisch ethische Bedenken geltend macht, so wollen wir seine Ueberzeugung achten,

Digitized by Google

ebenso wie den Glauben des Juden oder des Inders, welche den Genuß des Schweinefleisches oder der Kuhmilch verwerfen. Es wäre verkehrt in Sachen des Glaubens unsere Nebenmenschen anzugreifen, und es wäre aussichtslos, sie bekehren zu wollen.

Von manchen neueren und alten Propheten, so von Chittender und Fletcher, ist die Behauptung aufgestellt worden, daß die Menschen nicht nur zu üppig, sondern meist überhaupt zu viel äßen. Eine solche Anschauung ist einer ernsten Ueberlegung wert, namentlich zu einer Zeit, wo manche wichtigen Lebensmittel anfangen, knapp zu werden. Was ist die Folge, wenn die Nahrungszufuhr von der vorher gewohnten Höhe auf ein niedriges Maß reduziert wird? Das Körpergewicht vermindert sich um einige Kilo, bis sich der Organismus mit der verminderten Nahrung wieder ins Gleichgewicht gesetzt hat. Eine solche Abnahme des Körpergewichts ist denn auch bei Chittender, Fletcher und ihren Schülern eingetreten, aber sie geben an, daß dies nicht nur ohne jede Schädigung, sondern mit einer Steigerung des Wohlbefindens einhergegangen sei. Es läßt sich in der Tat nachweisen, daß eine (nicht zu weit gehende) Unterernährung von vorher gesunden und gutgenährten Individuen auffallend gut und ohne jeden Schaden vertragen wird, und der Arzt fürchtet eine zeitweilige Nahrungsverminderung, die er aus therapeutischen Gründen bei manchen Magen-, Darm- und Stoffwechselleiden durchführen muß, sehr wenig. Nur darf eine solche Unterernährung nicht Platz greifen bei Individuen, welche schwere körperliche Arbeit zu leisten haben, oder welche noch im Wachstum begriffen sind, bei jenem führt sie zu einem baldigen Versagen der Leistungsfähigkeit, und bei diesen zu einer Hemmung der Entwicklung. Bei den voll ausgewachsenen Menschen aber, welche nur leichte körperliche oder vorwiegend geistige Arbeit zu leisten haben, wird eine mäßige Verminderung der Nahrung und damit des Körpergewichts sicherlich keine Schädigung der Gesundheit hervorrufen. Da durch den Maschinenbetrieb in den meisten Berufsarten dem Menschen die eigentlich großen Kraftanstrengungen mehr und mehr abgenommen

Digitized by Google

werden, so vermindert sich die Zahl derjenigen Arbeiter, welche wegen schwerer Arbeit auch sehr große Nahrungsmengen bedürfen, relativ immer mehr. — Umgekehrt nimmt bei Ueberfütterung, selbst mit Eiweißstoffen, nicht die Muskelmasse und damit die Kraft zu, sondern nur die Fettmenge, und es ist auch den Landwirten bekannt, daß durch Mastfütterung keine Zunahme des Fleisches erzielt werden kann. Uebrigens ist es erstaunlich, mit welcher Zähigkeit der Körper an seinem normalen Zustand festhält und wie er durch zeitweilige Unterernährung und Ueberfütterung nur vorübergehend von diesem abweicht.

(Schluß folgt.)

Eine deutsche Rede

Von Alwin Saenger (München)

Frankreich, April 1916.

Seit den Tagen, da russische Barbarei, französische politische Dekadenz und englische kapitalistische Instinkte auch für uns Sozialdemokraten den kategorischen Imperativ der Verteidigung des Vaterlandes erstehen ließen, haben wir in Deutschland manche große Stunde erlebt; der 5. April gab uns eine der größten. Der Rede des deutschen Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg wird die politische Kulturgeschichte der Menschheit einst ein Blatt zu widmen haben. Was in diesem ungeheuersten Zusammenprallen der Völker Europas das deutsche Volk über seine Feinde stellt, was seine Größe reifen ließ zur Höhe von Pflicht und Sittlichkeit, was in dem Kopfe und dem Herzen eines Deutschen bei aller warmen Hoffnung auf eine dereinstige dauerndere Verständigung der Nationen die Bedeutung des civis Germanicus sum zur Erkenntnis brachte: in der Rede des Kanzlers finden wir den Mikrokosmus dieser sittlichen Welt des Deutschen dieses Weltkrieges, des Deutschen im Frieden. Es gilt für die Worte des Staatsmannes wie des Menschen im gleichen Maße.

Die Leiden dieses Krieges sind unendlich; auf das Geschlecht von heute hat sich Trauer gesenkt; wir wissen, daß erst unsere Kinder wieder fröhlichen Herzens über Berge und Täler schauen werden. Blut und Tränen dieser furchtbaren Zeit legten auch den verantwortlichen Staatsmännern unserer

Digitized by Google

Feinde manches Klagewort in den Mund, aber der Uebel größtes, die Schuld, ließ alle Worte leer verklingen, wo sich die Hoffnung auf ein größeres Sterben, die Verkündung der Vernichtung des Gegners, der Tötung des letzten deutschen Barbaren als Kriegsziel anschloß.

Erschütternder wurde niemals des tiefsten menschlichen Wehs mit wenigen Worten gedacht, da der erste deutsche Staatsmann von dem Frieden Europas, der aus den Gräbern von Millionen entsteht, und dem Sterben der Söhne Deutschlands fern der Heimat sprach. So konnte nur ein Mann reden, dessen Herz tief erschüttert ist von den Schmerzen der blutenden Menschheit und der gewillt ist, an der Beendigung zu arbeiten, sobald die Möglichkeit dazu geboten ist.

Unter der Mitwirkung sozialistischer Minister und sozialdemokratischer Arbeitervertreter, auf deren Fahnen heute noch das Dreigestirn der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eingewebt ist und die auch heute noch in der beglückenden Sonne russischer Großfürsten von den Proletariern aller Länder, die sich vereinigen sollen, deklamieren, sinnt die Entente mit konzentrischer Rhetorik darauf, wie nach dem Kriege das Aushungern des größten Kulturvolkes als perpetuum mobile etabliert werden, das gesamte deutsche Wirtschaftsleben dauernd zerstört werden könne. Ob die deutsche Arbeiterklasse darüber zu Grunde gehen kann, ist der Anti-Boche-Liga, ist den Trabanten der Politik eines Grey und Delcassé gleichgültig. Ein deutscher Staatsmann war es, der die Nachkommen der Kämpfer der nordamerikanischen Freiheitskriege daran gemahnte, daß die Grenzen der Menschheit von der Friedens-Arbeit sich gegenseitig achtender Völker beschirmt seien, daß die Sicherung des europäischen Friedens durch friedliche Arbeit möglich gewesen wäre, daß Deutschland die Vernichtung fremder Völker nicht will. Der Haß gegen uns, der tiefe, gemeine Haß wütet noch immer, der Selbstbetrug feiert steigende Orgien; ohne den Leitsatz: „La vengeance du peuple allemand sera aussi terrible qu'elle est inévitable“ findet man bald keinen Artikel über deutsche Verhältnisse in der französischen Presse mehr; die militärische Lage Deutschlands ist heute so, daß wir wissen, von unseren Siegen wird uns nie und nimmer etwas mehr entrissen werden. Wenn dann der verantwortliche Staatsmann vor das deutsche Volk tritt, als Kriegsziel die unumgänglich notwendige und für jeden pflichterfüllten Politiker selbstverständliche Sicherung des Reiches, die mit der Befreiung vom zarischen Despotismus unterdrückter Völker zusammenfällt, erklärt, dem Gegner ritterlich die Achtung nicht versagt und nochmals feierlich verkündet, daß wir nicht die Vernichtung eines Feindes, sondern nur den Schutz der heimatlichen Grenzen wollen, dann ja fürwahr können und dürfen wir nur ein einiges Volk von Brüdern sein. Dann fürwahr ahnen wir, daß diese Worte des ersten deutschen Staats-

Digitized by Google

mannes die sittliche Größe eines Volkes zum Ausdruck bringen, wie sie die politische Kulturgeschichte bisher nicht zu verzeichnen hatte und die für ferne Geschlechter erst voll erkennbar wird.

Die Wahrhaftigkeit bewegt uns. „Für Deutschland, nicht für ein fremdes Stück Land bluten und sterben draußen Deutschlands Söhne". Wir Sozialisten hatten zu oft Erscheinungen der deutschen innern und äußern Politik bekämpfen müssen, um nicht dem Zweifel Raum zu geben, daß — manchen Einflüsterungen zum Trotz — der Verteidigungskrieg Verteidigungskrieg bleibe. Die Worte des Kanzlers lehren uns, daß es Wahrheit war und bleibt. Es galt dem Schutz des Vaterlandes, es gilt der Heimat, dem deutschen Bruder, es gilt der Frau, den Kindern, den deutschen Fluren, dem heiligen Boden der Väter.

Dies deutsche Beispiel erhebe uns und banne über die verbitterte Leidenschaft der Stunde die froheren Bilder: daß man uns doch noch einst, wenn die Notwendigkeit des Zusammenlebens wieder kommt, erkenne und die Welt wieder genese, sei es auch am deutschen Wesen.

Venedig während des Krieges

(Reise-Eindrücke)

Von Dalkar

Venedig, im Frühjahr 1916.

In der von Kanälen durchzogenen Stadt der Dogen sind die schmalen Gäßchen (i calli nennt sie der Venezianer) weniger belebt und geräuschvoll als die Mailänder Straßen, jedoch fühlt man die Nähe des Krieges mehr als dort, schon an der Unmasse von Soldaten aller Waffengattungen, die mit ihren schweren Stiefeln durch die Gassen poltern, die Kaffeehäuser und Schenken mit rauhem Gesang erfüllen, in allen Kasernen und sonst verfügbaren Räumen untergebracht sind und mit fieberhafter Eile eingeübt werden. Mit einiger Ueberraschung lese ich noch in manchem Ladengeschäft und Wirtshaus die Anzeige „Si parla tedesco" (Man spricht deutsch), und höre bei dem Konzert auf dem Markusplatz zwischen Stücken aus der Tosca und der Cavalleria Rusticana auch noch Klänge von Brahms, Wagner und Beethoven. Mit letzterem hat sich das italienische Publikum leicht ausgesöhnt, nachdem ein Franzose entdeckt hat, daß er kein Boche, sondern ein Belgier war. Aber sonst hat doch auch die Venezianer der vorschriftsmäßige Haß gegen alles

Digitized by Google

Deutsche ergriffen, und die einfachste Klugheit verbietet gegenwärtig hier ein deutsches Wort auf der Straße hören zu lassen. Immerhin sah ich noch in dem Schaufenster von Buchhändlern die Werke Kants, Bernhardis, die Hardensche Zukunft und Schriften wie „Wir müssen siegen". Gekauft werden diese Artikel natürlich nicht mehr. Daneben fällt eine große Karte des italienisch-österreichischen Kriegsschauplatzes ins Auge, auf der die italienischen Fähnchen lustig gegen Wien vorrücken; sie haben schon das ganze Trentino und Kärnten bedeckt. Ein Menschenknäuel drängt sich ununterbrochen davor, studiert, bewundert und strahlt vor Freude. Hier und da ist aber auch ein Zweifler darunter, der die Frage seinem Nachbar zuflüstert, ob wohl der Generalstab die volle Wahrheit sagt und die Zeitungsmeldungen ganz zuverlässig sind? Wer solch einen Zweifel hat, wagt ihn aber nicht laut zu äußern und sieht sich scheu um, wenn er ihn überhaupt ausspricht. In den Schenken des Volkes, wo die unbeschäftigten Hafenarbeiter und sonstige kleine Leute ihr Glas Wein zu einer Toskanerzigarre trinken, hört man schon freiere Aeußerungen, und nicht selten sagt einer seufzend zum andern: „Mag das auch alles wahr sein, was die Regierung uns wissen läßt?"

Die Ankunft von Hunderten und aber Hunderten Verwundeter, die tiefen Eindruck macht, erweckt dergleichen Zweifel, ebenso die Erzählungen zahlreicher Flüchtlinge aus dem Kampfgebiet und die Berichte von Bürgermeistern der Provinz, die zu dienstlichen Verhandlungen an der Front waren. Aus allen solchen Darstellungen erfährt man hier doch, daß dort längs der Grenzlinie in den Bergen ein Krieg mit ganz neuen Methoden geführt wird, ein ungeheurer Belagerungskrieg gegen einen Feind, der über eine erstklassige Artillerie und eine Unmasse mächtiger Geschosse verfügt. Man erfährt nun, daß die militärische Stärke der Oesterreicher und Ungarn in jeder Beziehung furchtbar ist, und daß sie verwünscht und wütend auf die Italiener schießen. Zwischen Sagrado und Monfalcone ist ein Gelände diesseits des Isonzo, dem die Italiener den Namen il deserto (die Wüste) gegeben haben, so hart wurde es von dem österreichischen Geschützfeuer mitgenommen; und unter den Truppen, die dort stehen und den Kampf führen müssen, soll die fröhliche Begeisterung geschwunden sein, sie hat einem großen Ernst Platz gemacht, der sich der furchtbaren Schwere der Aufgabe bewußt geworden ist. Die Offiziere an der Front haben oft ihre Mißbilligung über die italienischen Zeitungsberichte ausgesprochen, die unwahre Schilderungen über den Zustand der österreichischen Gefangenen gaben. Kein Wort sei davon wahr, sagen sie, daß die Gegner am Ende ihrer Kräfte, ermattet, zerlumpt und verzweifelt wären. Ganz im Gegenteil, man sollte dem italienischen Volk die Wahrheit sagen, daß der Feind gut bewaffnet und ausgerüstet, und durch lange Erfahrung mit dem Krieg vertraut ist, und daß dieser Krieg lang und schwer

Digitized by Google

sein wird und voll von Ueberraschungen, und daß es sehr gefährlich wäre, sich in optimistischen Illusionen zu wiegen. In diesem Sinne sprach sich zu mir ein Abgeordneter aus, der jetzt Offizier im Generalstab ist.

Die Kriegszeit hat das Angesicht Venedigs schon völlig umgewandelt. Es hat nicht mehr das verführerische Lächeln wie ehedem. Drei österreichische Fliegerbesuche haben einschneidende Sicherheitsvorkehrungen erzwungen, und infolge davon haben viele Einwohner die Stadt verlassen. Der Dogenpalast und die Markuskirche gelten als besonders gefährdet. Man hat daher die 32 Bogen im Erdgeschoß des Palastes durch starke Ziegelsteinpfeiler gestützt und umgibt noch andere wertvolle Teile des Baues mit neuem Mauerwerk. Der Anblick des Denkmals wird dadurch trostlos, ob die Schutzvorkehrungen wirksam sein werden, steht dahin. Am traurigsten sieht die Markuskirche aus. Das älteste der fünf großartigen Portale ist hinter Sandsäcken verborgen, die wunderbaren Mosaiken der Schauseite sind hinter grauen Schutzhüllen verschwunden, die vier antiken Bronzepferde sind vom Giebel herabgenommen. Das Innere der Kirche, sonst von geheimnisvoller Pracht, gleicht jetzt einer Baustelle, Sandsäcke umgeben die Pfeiler bis zur Wölbung, die herrlichen Marmorkanzeln stecken in Holzkäfigen, und die 14 Statuen der heiligen Jungfrau, der Apostel und des Schutzpatrons stehen in ihrer Verpackung von Wolle und Decken wie seltsam geformte Ungeheuer in dem Dämmerlicht der Kirche. Den Hochaltar sieht man noch gerade zwischen schützendem Balkenwerk und einer doppelten Reihe von Sandsäcken hindurch, die als Dach und Schild aufgeschichtet sind. Alle Museen sind geschlossen, die hervorragendsten Gemälde großer Meister nach Orten Mittelitaliens verbracht.

Um sich ein Bild von der Verödung Venedigs durch den Krieg zu machen, genügt ein Spaziergang über den Markusplatz, unter den Bogengängen des Königlichen Palastes und der alten Prokurazien: die meisten Schaufenster sind geschlossen, denn Fremde und Bewunderer der poesievollen Stadt sind nicht mehr da, der Krieg und die Furcht vor einer Beschießung aus der Luft oder durch die österreichische Flotte hält sie fern. Venedig macht eine schwere schmerzliche Krisis durch. Das Treiben im Hafen ist unwiderbringlich ruiniert, die Reeder und Schiffahrtsgesellschaften sehen ihre Geschäfte zusammenbrechen, keine Sirene ertönt mehr, die Ketten der Krane rasseln nicht mehr, das Schweigen des Todes liegt über dem Hafen.

Ueber den Besuch dreier feindlicher Flugzeuge über Venedig in den ersten Kriegstagen haben die italienischen Zeitungen Witze zu machen versucht, indem sie die Fahrt einen deutschen Bluff nannten; aber ich habe mit eigenen Augen die schweren Schäden gesehen, welche die Bomben der österreichischen Flieger angerichtet haben. Man braucht sich nur die Brüstung des am Arsenal entlang laufenden Kanals della Tana und die völlig zerstörten Nachbargebäude

Digitized by Google

anzusehen. Man hat nun als erste Sicherung sieben Beobachtungsposten eingerichtet, die Tag und Nacht den Himmel durchforschen, und mehrere französische Flieger sind zur Verfügung der Militärbehörde. Täglich machen die Flieger Erkundigungsfahrten längs der Adriaküste, um dem Marinekommando verdächtige Schiffe zu melden und die feindlichen Unterseeboote einzuschüchtern. Die Stille in der Nacht, die immer eine kennzeichnende Note für Venedig war, ist jetzt noch dadurch vermehrt, daß die Militärbehörde von 9 Uhr abends an jegliche Beleuchtung verboten hat, so daß die Stadt in völlige Finsternis getaucht ist. Alles das trägt natürlich dazu bei, die Seelenruhe der Bürger zu stören.

Vor kurzem erwachte die Stadt durch das Glockengeläute ihrer 90 Kirchen. Die Markuskirche, San Zanipolo, Santa Maria della Salute und San Salvatore wurden von den Gläubigen angefüllt, die den guten „italienischen Gott" um den Sieg baten. Generale, höhere und Unteroffiziere von allen Waffen, Soldaten, Seeleute, Zivilbehörden, Mönche, Prälaten, Freimaurer, Sozialisten und Republikaner haben den Gottesdiensten beigewohnt. Nach der Messe haben die Geistlichen von der Kanzel herab gegen Oesterreich gedonnert, ihre Predigten waren von einem Ende Venedigs bis zum andern ein einziger Ruf des Zornes und Hasses. „Wir haben nur einen Feind: Oesterreich! Wir werden siegen, weil Gott mit uns ist". Und die Gläubigen haben die Kirchen zufrieden und zuversichtlich verlassen und haben sich in die Schenken und Kaffeehäuser gesetzt, um vom Krieg zu reden.

Ich will hier nicht die Unterhaltungen wiederholen, die ich in Venedig mit Leuten aus allen Schichten gepflogen habe, sie unterscheiden sich nicht voneinander. Man braucht kein großer Meister in der Seelenkunde zu sein, um unter der stolzen Versicherung der lachenden Heiterkeit und unter den abfälligen Witzen, die gegen die Oesterreicher geschleudert werden, eine Beunruhigung wahrzunehmen, welche das Siegesgeschrei der Zeitungen nicht beschwichtigen kann. Ohne Zweifel verdaut das Volk, das unfähig ist, die amtlichen Aufbauschungen der Agenzia Stefani zu durchschauen, in aller Gemächlichkeit die Erörterungen der Presse, nach denen die Feinde Italiens alle Tage besiegt werden. Das kleine Volk im allgemeinen nimmt wie ein göttliches Orakel alles hin, was von oben kommt, vom Ministerium des Innern und vom Kriegsministerium. Aber die gebildeten und mit etwas Urteil ausgerüsteten Personen können nicht umhin, die tatsächlichen Erfolge und die Siegesversicherungen zu vergleichen, und darum zeigen sie sich trotz der mutigen Haltung erstaunt und beunruhigt, und im Grund ihrer Seele lauert die Frage: Wen will man täuschen?

Digitized by Google

Noch ist die Erde dein

Die Jahre spulen sich von großer Spindel ab:
Einmal steht die Spindel, dann sinke ich hinab. —
Einmal bleiben alle großen Spindeln steh'n,
Keiner kann mehr dann über die glühende Dorfgasse geh'n . . .

Mein Leben ist wie ein Brunnen mit springenden Strahlen hell,
Noch birgt unendlich Wasser der ungestüme Quell;
Noch wohne ich unter Bäumen mit breitem Schattendach:
Seele, süße Seele, was sinnst du dem Ende nach?

Jeden Lenz sprossen die Pflanzen auf deinem Gartenbeet,
Alle Sommer glüht an den Berghängen dein fröhlicher Wein,
Alle Herbste dein Nußbaum voll Früchten steht:
Seele, süße Seele: noch ist die Erde dein!

Seele, süße Seele: wohne glücklich am Rand
Des grünenden Hügels, den die Wälder behüten:
Noch liegt das uralte Land
In Blüten! . . .

Friedrich Schnack

Stoßgebet

Vater unser, der du bist im Himmel
Wie auf Erden:
Laß uns unsrer Feinde mächtig werden,
Sieh, wie der alte Trotz erglüht,
Um Gerechtigkeit Stahl und Feuer sprüht:
Daß der deutsche Geist befreit
Aufbraust in alle Ewigkeit!
Amen.

Gerrit Engelke

Digitized by Google

Der Fiskus als Spekulant

In einer Vollversammlung des Zweckverbandes Groß-Berlin hat der Rechtsanwalt Sonnenfeld (Berlin) kürzlich die merkwürdige Siedlungspolitik der königlichen Aufteilungskommission in Dahlem scharf gekennzeichnet. Er wies auf die schreiende Tatsache hin, daß der Fiskus Gelände, das ihm nur 5—10 Pfg. für das Quadratkilometer kostete, für 35 Mk. wieder verkauft. Die Folge sei, daß sich nur reiche Leute in Dahlem ansiedeln können. Leute mit einem Jahreseinkommen von 3000 bis 10500 Mk. machen in der Stadt Berlin nur 5% aller Steuerzahler aus, in Dahlem dagegen 23%, und während 20% der Dahlemer Steuerzahler ein Jahreseinkommen von mehr als 10500 Mk. haben, befindet sich in Berlin nur 1% der Steuerzahler in solchen Vermögensverhältnissen. Charakteristisch für diese fiskalische Siedlungspolitik ist es ferner, daß in Dahlem kein einziger Spielplatz angelegt ist, und daß die vielen öffentlichen Gebäude auf Hinterland gerichtet sind, weil sich mit dem Vorderland besser spekulieren läßt.

Solche Feststellungen mögen die überraschen, die sich durch den Schleier der Maja täuschen lassen, mit dem der „Staat" Eigenschaften vorspiegelt, die er in Wirklichkeit nicht besitzt, und nie besitzen wird, solange er ein Instrument der Herrschaft weniger über viele bleibt. Man hat von der Wirksamkeit des Fiskus als Bergwerkbesitzers erwartet, daß sie zum Wohle der Volksgesamtheit die Kohle verbillige, und man hat im Gegenteil erlebt, daß der Fiskus die monopolistische Preispolitik der privaten Bergwerksbesitzer nicht nur mitmacht, sondern noch überbietet. Man hat lange Zeit mit Engelszungen auf den preußischen Fiskus eingeredet, daß er der Berliner Bevölkerung ihre „Lunge", den Grunewald erhalten helfe, man hat erfahren, daß sein Drang, möglichst viel aus diesem Besitz herauszuschlagen, stärker ist als seine Hilfsbereitschaft für das Wohl der reichshauptstädtischen Bevölkerung. Gleiche Erfahrungen machte man bei dem Verkauf des Tempelhofer Feldes durch den Militärfiskus. Wer je Gelegenheit hatte, hinter die Kulissen der Tätigkeit des deutschen Reichsfiskus als Bodenherr in überseeischen Kolonien zu werfen, wird über die Harmlosigkeit lächeln, mit der manche darin eine bodenreformerische Wirksamkeit erblicken.

Der Reichsfiskus wird sich nach dem Kriege wirtschaftlich sehr staatssozialistisch geben, um von der deutschen Volksvertretung allerhand Monopole zu erlangen, und mit den Erträgen daraus diejenigen Kriegskosten verzinsen und tilgen helfen zu können, für die unsere Feinde etwa nicht haftbar gemacht zu werden vermochten. Man wird sie ihm wohl nicht versagen, aber man sollte sich politischer Handhaben versichern, das Volk vor einem Mißbrauch solcher fiskalischer Monopole durch ihre jeweiligen Verwalter zu schützen. Zu unfreiwilligen Zeugen für die Berechtigung solchen Mißtrauens machten sich die beiden Minister für preußische Eisenbahnen und preußische Finanzen wie deren Freunde unter den Parteien im preußischen Abgeordnetenhause bei Beratung des Etats der preußischen Eisenbahnverwaltung, als sie mit auffälligem Eifer den Gedanken einer Uebernahme der gesamten deutschen Eisenbahnen durch das Reich bekämpften. Man stritt, besonders entschieden Herr Dr. Lentze, dem Reiche den guten Willen wie die Fähigkeit ab, die Bahnen so „pfleglich" zu verwalten, wie es Preußen getan habe. Dazu werde, betonte

Digitized by Google

Herr Sydow, der Geldbedarf des Reiches zu groß sein!

Herrschaft über die vaterländischen Verkehrsmittel bedeutet volkswirtschaftlich ungefähr dasselbe wie Herrschaft über vaterländischen Boden. Wer nicht gewillt oder fähig ist, das eine Monopol gemeinnützig zu verwalten, wird es auch für das andere nicht sein. Herr Lentze hat eine richtige Witterung für die Gefahr bewiesen, die dem deutschen Volke nach dem Kriege aus der voraussichtlichen großen Verschuldung droht. Um ihr zu begegnen, kann sich das deutsche Volk nicht früh genug auf die Aufgabe vorbereiten, das deutsche Reich durch eine wahrhaft große Finanzreform aus der Gefangenschaft seiner Gläubiger zu befreien.

Otto Corbach

„Das Regenbogenbuch"

Das Erscheinen einer französischen Ausgabe dieses Werkes, unter dem Titel „Le livre arc-en-ciel", erinnert an die fast verjährte Pflicht, dem ganz vortrefflichen Werk eine nachdrückliche Empfehlung zu widmen. Den drastischen und glücklichen Titel dankt das Buch der Farbigkeit der diplomatischen Aktensammlungen; seine Aufgabe ist es, die politische Vorgeschichte des Weltkriegs, soweit sie in den Noten der Regierungen, in den Berichten der Botschafter und Gesandten faßbar, darzustellen. Dr. Max Beer hat diese Aufgabe mit dem größten sachlichen Geschick angepackt und hat sich der Mühe unterzogen, fast durchweg neue, selbständige, auf Genauigkeit des Ausdrucks abgemessene Uebersetzungen zu bieten. Ohne Zweifel ist einer Mehrzahl von Menschen die Vorgeschichte des Krieges in ihren diplomatischen Verästelungen längst gleichgiltig geworden — sie haben ein paar Formulierungen, in denen sie sich befriedigen und meinen nicht ohne Grund: jetzt kommt es nur darauf an, daß und wie der Krieg ausgeht! Immerhin, wenn gerade in Deutschland die Kriegsliteratur nicht nachläßt, die geschichtlich klären will, wenn der Kanzler, dem ein Teil der öffentlichen Meinung die Kundgabe eines „Kriegsziels" abtrotzen will, gestehen muß: Deutschland hatte kein Kriegsziel, als es in den Kampf gerissen wurde, dann heißt es, daß unser gewissenhaftes Denken und Spüren doch immer an jenen Wochen der Entscheidung hängen bleiben wird. Je größer die Opfer, desto drückender die Frage: war all dies unvermeidbar? Das Verfahren des Dr. Beer ist höchst einleuchtend; unter erlaubter Vernachlässigung gleichgiltiger Akten stellt er aus allen diplomatischen Büchern die Kundgebungen in ihrer sachlichen und zeitlichen Folge zusammen, Frage, Antwort, Entschluß, Mitteilung — wir erleben noch einmal die erst langsame, dann katastrophale Entfaltung der Wirkungen von Serajewo. Diese in oft nüchternem Amtsstil niedergelegte Quellengeschichte ist — man scheut das Wort unterhaltend — in höchstem Maße spannend, weil es die Verkettung der Katastrophe zeigt. Einleitung und Schlußwort umrahmen das urkundliche Material — ohne daß mit moralischem Aufgebot an Stimmung gearbeitet wird, fällt das Fazit des Verfahrens gegen den Dreiverband. Vor allem: während der österreichisch-serbische Konflikt in Petersburg zur europäischen Angelegenheit ausgedehnt wurde, tat Berlin das Mögliche und Notwendige in Wien, um die Katastrophe einzudämmen. Paris aber ließ mit Leichtsinn und heimlicher Freude an dem Kommenden den imperialistischen Uebermut seines Ver-

Digitized by Google

bündeten ohne Hemmung ins Maßlose und Haltlose wachsen. Das Buch ist in sehr guter und übersichtlicher Ausstattung bei Ferd. Wyß in Bern (6 Mk.) erschienen.

Theodor Heuss

Der kunstgeschichtliche Unterricht

Mit stillem Vergnügen konnte man nach dem Erscheinen von Wolfg. Golthers weitausholenden Untersuchungen über die Tristansage konstatieren, daß an mindestens fünf deutschen Hochschulen im darauffolgenden Semester Vorlesungen über Entstehung und Entwickelung des Tristanmetiers gehalten wurden. Bei dieser — sagen wir — raschen Anpassungsfähigkeit der o. und a. o. Professoren und Dozenten durfte der Freund der bildenden Künste hoffen, daß vielleicht die große Geschichte des Kunstgewerbes, die G. Lehnert in Verbindung mit andern namhaften Fachgelehrten herausgegeben hatte, eine ähnliche Wirkung ausüben würde. Erfreute sich doch das so umfangreiche Gebiet der angewandten Künste einer gänzlichen Ignorierung durch die Lehrer der Kunstgeschichte an den Universitäten. Aber auch nach Lehnerts Werke, das doch mit den umfassendsten Literaturangaben ausgestattet ist, blieb es still in den deutschen Vorlesungsverzeichnissen.

Erforderlich aber ist, entsprechend der Bedeutung des Kunstgewerbes in alter und neuer Zeit, eine oder die andere Professur für dieses Fach in Deutschland. Nicht an allen Universitäten. In Betracht kämen in erster Linie Berlin und München als Sitze der beiden bedeutendsten Kunstgewerbemuseen Deutschlands. Denn ein reiches, originales Anschauungsmaterial müßte zur Verfügung stehen. Nur dann hätte eine solche Professur die Bedeutung, die ihr zukommen könnte, wenn der Schwerpunkt nicht so sehr auf der ästhetischen Bewertung ruhte, als auf den historischen, stilkritischen und in erster Linie den technischen Grundlagen aufgebaut wäre. Oder mit anderen Worten, soll irgend ein Erfolg erreicht werden, dann darf eine solche Stelle nur mit einem Fachmann ersten Ranges, am besten mit einem Museumsbeamten, besetzt werden. Denn es handelt sich nicht darum, daß ein anpassungsfähiger Privatdozent nun rasch einige ästhetische Brocken hinzuwerfen im Stande ist, sondern es müßte auch die Herstellungsweise und ihre Vervollkommnung, Fälschung u. a. m. in Betracht gezogen werden, das heißt, nur jemand, der neben gründlichen theoretischen Kenntnissen umfassende praktische Erfahrung durch langjährige Beschäftigung mit den Objekten besitzt, ist geeignet und im Stande, einen solchen Posten in der richtigen Weise auszufüllen.

Den Wert, den ein solcher Lehrstuhl für den Staat als Brotgeber der Museumsbeamten, die jetzt nur mit Kenntnissen in den hohen Künsten ausgestattet in Kunstgewerbemuseen eintreten, um sich dort erst allmählich in das neue Gebiet einzuarbeiten, für Kunstgewerbeschulen und Industrie hätte, darzulegen, ist wohl überflüssig. Wohl aber drängt sich noch eine andere Beobachtung auf. Die Kategorie, die man unter dem Namen Kunstgeschichte zusammenfaßt, sind sicher auf deutschen Universitäten sehr gut — wenigstens in den meisten Fällen — vertreten. Es ist das Gebiet der historischen, ästhetischen und stilkritischen Würdigung meist der Bilder allein. Plastik erfreut sich meist keiner besonderen Beliebtheit bei den Dozenten, Architekturgeschichte wird mehr den technischen Hochschulen überlassen. Aber all das, was mit der technischen Seite der Malerei zusammenhängt, wird in der

Digitized by Google

Regel außer acht gelassen. Es sei gestattet, einen Kronzeugen anzuführen, Theodor von Frimmel, der in seinem „Handbuch der Gemäldekunde" schreibt: „Dieses Studium (scl. der Monumente) ist zweifellos bisher an den Universitäten sehr vernachlässigt worden. Es ist mir nicht selten vorgekommen, daß jüngere Kunstgelehrte, die schon ganz wohlgewachsene Dissertationen geschrieben und schon manche große Galeriereise getan hatten, durch die einfachsten Querfragen nach Uebermalung, Technik, Echtheit von Signaturen in die größte Verlegenheit gesetzt wurden." Es sieht heute noch nicht wesentlich anders aus auf reichsdeutschen Universitäten.

Daß eine Professur für die technisch-historische Seite der Gemäldekunde und die damit zusammenhängenden Fragen mindestens ebenso wichtig wäre wie das in Marburg eingerichtete archivalische Institut, das zum Dienste an den preußischen Archiven vorbereitet, braucht wohl keines Nachweises. Auch sie wäre ein Erfordernis für unsere großen Hochschulen, die mit einem Fachmanne besetzt gehörte.

Willi Burger

Das Mädchenhaar und das Massengrab

Liebste!

Als ich heute mittag vom Arbeitsdienst ins Lager kam und die steifen Knochen auf der Drahtpritsche langstreckte, trommelten im verschneiten Wald immer noch die Granaten. Heftig und scharf pochten auf la Fille Morte die Minenschläge, die zitternd durch die Erde liefen und in meinen Adern verebbten.

Du kennst das unheimliche Sausen nicht, liebe Lisa, dieses saugende Sausen, das mit übermächtiger Schnelligkeit auf Dich zuhumpelt und alles zu Boden schmettert. Unterstände und Stollen quetschen leicht zusammen, die gemarterte Erde schreit auf, haushoch frißt sich Qualm und Glut in den mitleidlosen Himmel und triumphierend hängt sich der schwarze Rauch über die keuchenden Menschenleiber.

Ein wunderliches Gelüst nach Dir, Liebste, überkam mich da, als im Wald der Donner rollte und die Minen pochten.

Andächtig küßte ich das feine, seidige Haar, ein Raub aus den Urlaubstagen (denkst Du noch daran?) und all die verschüttete Zärtlichkeit quoll in mir auf, ich spannte Dein Haar und riß mit den Zähnen daran, bis es sang und klang.

Musik des Einsamen ist nicht himmelstürmend und brausend, Lisa, sie ist still und fein, zart und innerlich. Wie eine abendliche Landschaft, oder wie ein morgenlicher Quell, wie Dein edler Gang, wie das himmlische Spiel Deiner jungen Brüste . . .

Gestern haben wir ein Massengrab geschaufelt und aus der zerschossenen Stellung vierzehn Musketiere geschleppt, vierzehn blutige, zerfetzte Menschenleiber . . .

Sie liegen eng aneindergeschmiegt in der dunklen Grube. Ich bin zu dem Grab geschlichen und habe — Liebste, lache nicht! — Dein zartes, glänzendes Haar auf die vierzehn toten Kameraden gelegt — obwohl jeder eine Liebste hat mit feinem, seidenem Haar . . .

Max Barthel, Musketier.

Berichtigung.

In der dritten Shakespeare-Sonette (Heft 16) muß es in der siebenten Zeile (Seite 57) Tracht statt Pracht heißen.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Ernährungsfrage und der Krieg

Von Prof. Friedrich Müller (München)

(Schluß)

Bis hierher sind die Lehren der Wissenschaft klar und fest begründet, sie sind der Berechnung zugänglich und somit unerbittlich. Aber es wäre falsch zu glauben, daß damit nun alle Probleme der Ernährung restlos gelöst wären. Auch wird man zugeben müssen, daß den Vertretern der wissenschaftlichen Ernährungslehre schon wiederholt Fehler unterlaufen sind, und zwar dann, wenn aus der neugewonnenen Erkenntnis allzuraſch weittragende Schlußfolgerungen gezogen wurden. So haben wir gesehen, daß Liebig den Irrtum begangen hat, die Eiweißnahrung zu überschätzen. Ein anderer interessanter Fehler ist einige Jahrzehnte früher in München dem genialen Grafen Rumford, dem Schöpfer des englischen Gartens, untergelaufen. Er hatte erkannt, daß in den Schlachtabfällen, nämlich den Sehnen, den Knochen und dem Bindegewebe der Schlachttiere eine wertvolle stickstoffreiche Substanz, nämlich der Leim enthalten ist und er beschloß diesen auszukochen und den Insassen der Armenhäuser als nährkräftige Suppe zu verabreichen. Aber die mit der neuen Ernährungsart Beglückten verweigerten die Rumfordsuppe auf das energischste, und ihre instinktive Abneigung erwies sich bei späteren Untersuchungen als berechtigt. Denn der Leim, der zwar in vieler Beziehung dem Eiweiß sehr ähnlich ist, ist diesem in der Ernährung durchaus nicht gleichwertig und zwar deshalb, weil dem Leim gewisse Bestandteile fehlen, welche dem wirklichen Eiweiß obligat zukommen. Fügt man diese Substanzen dem Leim hinzu, so kann er nun in der Tat das Eiweiß ersetzen. Wir stoßen hier auf die Tatsache, daß eine Ernährungsart nur dann vollwertig ist, wenn sie alle zum

Digitized by Google

Aufbau des Körpers nötigen Bausteine enthält, und daß eine Nahrung, der auch nur ein untergeordneter Bestandteil fehlt, den Körper nicht auf die Dauer gesund zu erhalten vermag.

Es liegt auf der Hand, daß die eben auseinander gesetzten wissenschaftlichen Prinzipien auf die tatsächliche Nahrungsauswahl des Menschen keinen Einfluß ausüben. Der gesunde Mensch gibt sich über die Vorgänge in seinem Körper sowie über seinen Nahrungsbedarf wenig Rechenschaft, und auch die Hausfrau und die Köchin werden die Kost sicherlich niemals nach Kalorien einrichten, sie werden sich vielmehr von ihrem natürlichen Empfinden und den hergebrachten Sitten leiten lassen. Und das ist auch gut so, sehen wir doch, daß die natürlichen Instinkte, welche auf die Erhaltung des Einzelindividuums wie auch der Rasse gerichtet sind, den Menschen wie das Tier mit wenigen Ausnahmen richtig leiten. Dies äußert sich unter anderem darin, daß der erwachsene Mensch, wenn keine Krankheit dazwischen kommt, sein Körpergewicht bis auf wenige Kilo über viele Jahre hin genau gleich erhält; der Appetit paßt also die Nahrungsaufnahme dem wechselnden Bedarf immer richtig an.

Gebieterisch, kaum zu unterdrücken, zwingt er nach großen körperlichen Anstrengungen den Mehrverbrauch alsbald wieder hereinzubringen, er vermindert sich bei körperlicher Enthaltigkeit, und sorgt durch eine gewaltige Steigerung während der Periode des stärksten Wachstums dafür, daß dem jugendlichen Körper die für seine Entwicklung nötigen Stoffe nicht fehlen. Auch das wildlebende Tier wird von seinem Instinkt immer richtig geleitet, es vermeidet die nicht bekömmlichen Futterarten und legt während der Sommerzeit ein gewisses Fettpolster an, von dem es im Winter, zur Zeit der Not zehren kann. Freilich verliert der Instinkt an Sicherheit bei dem vom Menschen gezähmten Tier, das nicht mehr selbst für seine Ernährung zu sorgen hat, und deshalb kommen auch bei diesem die Fettsucht und andere Nährschäden vor, die dem unter natürlichen Lebensbedingungen lebenden Tier fremd sind. Auch beim Menschen, diesem am aller-

Digitized by Google

meisten domestizierten Tier, wird man hin und wieder auf ein Fehlgehen der Instinkte treffen, die dann zu abnormen Ernährungszuständen führen können, aber im allgemeinen leitet auch beim Menschen der Instinkt des Appetits mit erstaunlicher Sicherheit richtig, ja, man wird sogar sagen dürfen, daß es unzweckmäßig ist, mit dem Licht des Bewußtseins allzusehr in jene Vorgänge hineinzuleuchten, welche *ohne* unsere Willkür und *unter* die Schwelle des Bewußtseins von der Natur weit besser geregelt werden. Man wird ohne Uebertreibung behaupten können, daß beim Gesunden unter der instinktiven Leitung des Appetits viel weniger Nährschäden eingerichtet werden als unter der Herrschaft von laienhaften Ueberlegungen oder rasch wechselnder Modetheorien. Wie viel ernste Gesundheitsschädigungen sind durch die Sucht nach einer schlanken Figur zustandegekommen, oder andererseits durch die falsche Anschauung, man müsse, um kräftig zu werden, so viel essen, als man *kann*, statt so viel, bis der Hunger gestillt ist.

Indem wir also das Nahrungsbedürfnis ganz von der praktischen Seite ansehen, fragen wir uns: was verlangt denn der natürlich empfindende Mensch von seiner Nahrung?

Er verlangt erstens, daß die Nahrung hinreichend sei, um ihn zu sättigen, also seinen Hunger zu stillen, zweitens, daß sie ihm wohlschmecke, und drittens, daß sie ihm bekömmlich sei, oder mit andern Worten, daß sie ihm nicht schade.

Zum ersten Punkt ist zu bemerken, daß der Hunger ähnlich wie der Durst wohl nur zum geringsten Teil vom Magen empfunden und von diesem ausgelöst wird. Wohl mahnt uns der Magen zu bestimmten Zeiten durch Leerkontraktionen, daß nun die gewohnte Essensstunde gekommen sei, aber diese Magenempfindungen gehen bald wieder vorüber und machen sich bei längerem Hungerzustand überhaupt nicht mehr geltend. Dagegen äußert sich der Hunger durch ein allgemeines Schwächegefühl, besonders bei körperlichen Leistungen, durch Erblassen, und selbst durch Uebligkeit, und diese Erscheinungen werden dann von manchen

Digitized by Google

Menschen irrtümlich als Herzschwäche gedeutet. Vom Hunger, der also eine unangenehme Empfindung darstellt, ist zu trennen der Appetit, unter dem wir ein Lustgefühl verstehen. Es geht mit einer Sekretion von Magensaft wie auch von Speichel einher, und tritt meist erst während des Essens hervor, kann sich aber schon vorher einstellen, wenn der Anblick und vor allem der Geruch der Speisen oder auch nur deren Vorstellung einwirkt. Auch das Sättigungsgefühl ist im Allgemeingefühl und nicht allein vom Füllungszustand des Magens abhängig. Es ist bemerkenswert, daß die einzelnen Nahrungsmittel sehr ungleich auf dieses Sättigungsgefühl einwirken, so sättigt ein Beefsteak nicht nur viel stärker, sondern auch für eine viel längere Dauer als ein tüchtiges Butterbrot, obwohl das letztere ungefähr die selbe Menge von Nährwerten (Kalorien) darbietet. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß manche Speisen, wie z. B. eine Fleischmahlzeit eine viel stärkere Sekretion und damit Entleerung der Magensaftdrüsen erzeugen, und daß es dann länger dauert bis diese wieder ihren Füllungszustand erreichen. Nach Stillung des Appetits pflegt der Geruch der Speisen, der vorher appetiterregend gewirkt hatte, oft geradezu widerlich empfunden zu werden.

Der Appetit sagt dem Gesunden aber nicht nur, wie oft und wieviel er essen soll, sondern er lehrt ihm durch den Wohlgeschmack auch was er essen soll, und die Auswahl in qualitativer Beziehung ist mindestens ebenso wichtig als die quantitative Seite. So kann der Appetit, nachdem er für Fleischspeisen schon völlig gesättigt ist, uns darauf aufmerksam machen, daß es zweckmäßig sei, noch Amylaceen (Mehlspeisen) oder Obst zu uns zu nehmen. Man denke nur an den Obsthunger der Kinder, der bei diesen oft die Unterscheidung von Mein und Dein völlig aufhebt und sie veranlaßt, sich Gefahren und Prügeln auszusetzen, und man wird verstehen, daß es sich hier um ein natürliches Bedürfnis handelt.

Man wird es also als eine zweckmäßige Einrichtung bezeichnen müssen, daß das Essen Freude macht und man wird im Interesse

Digitized by Google

der Erhaltung der Gesundheit darauf achten müssen, die Freude am Essen zu erhalten durch genügende Abwechslung, durch gute Zubereitung und durch appetitliche Darreichung.

Jede Tierart hat ihre ganz bestimmte Zusammensetzung der Organe und besonders der Eiweißstoffe, die von den andern Tierarten verschieden sind; dementsprechend verlangt jede Tierart ihre ganz bestimmte Ernährungsweise, bei der allein sie gesund bleiben kann, und aus diesem Grunde ist auch der Verdauungsapparat der einzelnen Tierarten ganz verschieden gebaut. So bedürfen die Pferde, die Rinder und selbst die Mäuse einer größeren Menge Rauhfutter, sonst gehen sie an Darmstörungen zu Grunde. Ein junger Hund kann nicht mit rein vegetabilischer Kost aufgezogen werden. Es genügt also nicht, dem Tier oder dem Menschen die für seinen Energiebedarf nötige Kalorienzahl in irgend einer beliebigen Form darzureichen, sondern es müssen auch *alle* zur Erhaltung seines stofflichen Bestandes und seiner Funktionen nötigen Stoffe in der Nahrung enthalten sein, also z. B. vielerlei Salze, obwohl diese an sich keinen Energiewert besitzen, ferner die Eiweißstoffe, und zwar solche, aus denen das Tier gerade die ihm spezifisch eigentümlichen Eiweißarten aufbauen kann, und manches andere. Aus diesem Grunde wollte es lange Zeit nicht gelingen, Tiere „künstlich", das heißt mit rein dargestellten Eiweiß-, Fett- und Kohlehydratarten, zu ernähren oder gar ihre Jungen aufzuziehen, sie gingen alle nach einigen Wochen zu Grunde, obwohl sie die notwendige Menge von Kalorien erhielten. Erst vor Kurzem kam Röhmann dadurch zum Ziel, daß er den Tieren eine gerade für diese Art geeignete, möglichst mannigfaltig zusammengesetzte Nahrung aus *mehrerlei* reinen Eiweißstoffen, Salzen, Fetten und Stärkemehl verabreichte. Wenn man einem Menschen eine Nahrung gibt, in welcher alle Kohlehydrate (Mehl, Kartoffeln, Zucker) vollständig fehlen und nur Eiweiß und Fett enthalten ist, so zeigt er nach einer Reihe von Tagen deutliche Krankheitserscheinungen, die sofort wieder verschwinden, sobald man ihm auch nur 60

Digitized by Google

Gramm Kohlehydrate gewährt. Es scheint, daß auch bei völligem Ausschluß von allem Fett und den fettartigen Stoffen gewisse Tiere nicht gedeihen können.

Wenn also die Anforderungen an eine ausreichende Kost so groß und vielgestaltig sind, ist es da nicht geradezu wunderbar, daß das wild lebende Tier oder der in seiner Nahrungswahl nicht beschränkte Mensch, allein von seinem Instinkt geleitet, immer das richtige trifft, keinen Nahrungsstoff vergißt, der für seine Gesunderhaltung notwendig ist und Unzukömmliches vermeidet? In der Tat sehen wir weitere Nährschäden nur unter solchen Verhältnissen eintreten, wo die Nahrungsauswahl durch einen Zwang beschränkt ist.

Am besten bekannt sind diese „Nährschäden" aus der Kinderheilkunde bei dem künstlich, d. h. nicht mit einer natürlichen Nahrung, der Muttermilch ernährten Säugling. Wird ein solcher z. B. mit einer durch überlanges Kochen sterilisierten Kuhmilch aufgezogen, so können sich Blutungen um die Knochen und an anderen Stellen und ein schweres Krankheitsbild entwickeln, das wieder verschwindet, wenn die Milch roh, also nicht denaturiert gegeben wird oder wenn man daneben Gemüse und Obstsäfte reicht. Es ist eine alte Erfahrung, daß auf Segelschiffen langer Fahrt beim Fehlen jeder frischen Nahrung unter der Besatzung der Skorbut drohte, der sich durch Blähungen aus dem Zahnfleisch, in Haut und Muskeln, sowie durch große Hinfälligkeit äußerte und durch frische Gemüse geheilt werden konnte. Nansen konnte diese Krankheit, welche schon mancher Polarexpedition Verderben gebracht hatte, dadurch vermeiden, daß er reichlich Kartoffeln, Gemüse und Obstkonserven mitnahm. Auch in Gefängnissen, deren Kost zwar quantitativ ausreichend, aber höchst einförmig war, kam schwerer Skorbut vor, und ähnliche Krankheitsbilder mit Anschwellungen der Glieder wurden bei solchen Geisteskranken beobachtet, welche bei Nahrungsverweigerung wochenlang durch Schlundsonde mit Milch und Breien gefüttert werden mußten. Auch bei der Ernährung der großen Feldheere des

Digitized by Google

jetzigen Krieges hat der Mangel an Gemüsen gewisse Schwierigkeiten bereitet. Wetzler hat für die österreichische Armee dadurch Abhilfe zu schaffen versucht, daß er den Fleischkonserven Sauerkraut beigab, das ja auch bei den schwäbischen Bauern fast als einziges Gemüse das ganze Jahr hindurch genossen wird. In gewissen Gegenden Italiens kommt bei der ärmsten Bevölkerung, welche sich fast ausschließlich mit Polenta aus Maismehl ernährt, die Pellagra vor; diese äußert sich in Hautveränderungen, großer Blutarmut, Schwäche und schweren Nervenschädigungen. In Ostasien ist bei der hauptsächlich mit Reis ernährten Besatzung von Schiffen und Arbeiterlagern die Beri Beri eine gefürchtete Krankheit, welche viele Opfer fordert. Die Leute erkranken an Nervenlähmungen, wassersüchtigen Anschwellungen und sterben an Herzschwäche. Man hat lange Zeit nach Giftstoffen oder bakteriellen Krankheitserregen im Reis gefahndet, bis Eykmann durch Experimente an Tieren nachweisen konnte, daß nur die ausschließliche Ernährung mit dem geschälten, seines Silberhäutchens beraubten Reis die erwähnten Lähmungserscheinungen erzeugt. Gibt man dagegen ungeschälten Reis oder fügt man dem geschälten Reis Auszüge der Silberhäutchen bei, so bleiben die Tiere gesund und die schon erkrankten erholen sich wieder. In den Schalenhäutchen (dem Perisperm) des Reiskorns, die beim Polieren verloren gehen, sind also Stoffe enthalten, welche notwendig sind, um den Reis zu einer vollwertigen Kost zu gestalten. C. Funk hat voreilig geschlossen, daß im Reishäutchen Substanzen von geheimnisvoller Kraft vorhanden seien, die er Vitamine nannte, und welche unentbehrlich seien für die Gesundheit des ausgewachsenen wie auch für das Wachstum des jungen Tieres. Da aber nicht nur die Zugabe des Reishäutchens, sondern auch diejenige von Fleisch und Eiern zum geschälten Reis das Auftreten der Beri Beri-Krankheit verhüteten, so suchte er auch in diesen Nahrungsmitteln nach den hypothetischen Vitaminen oder Wachstumsstoffen. Mit demselben Recht könnten wir jedoch sagen, daß bei ausschließlicher Fleischfettkost die Kohle-

Digitized by Google

hydrate oder die Gemüse, bis Milchkost das Obst, bis Mehlkost das animalische Eiweiß, sowie das Salz jenes notwendige Komplement enthielte, das die Vervollständigung der Nahrung zur Erhaltung der Gesundheit gewährleistet.

Abwechslung und Mannigfaltigkeit in der Kost, passende Mischung von pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln, zu welch letzteren wir aber im Gegensatz zu manchen Vegetariern auch Milch, Käse und Eier rechnen, ist also eine wohlbegründete Forderung der Diäthetik, sie erhält den Appetit und die Gesundheit am sichersten.

Drittens verlangen wir von einer Kost, daß sie bekömmlich sei und keinen Schaden erzeuge. Dieses schwierige Gebiet ist besonders von den Tierzüchtern bearbeitet worden, welche längst erkannt haben, daß es nicht genügt, die nötigen Nahrungsmengen zuzuführen, sondern auch auf gesundheitsschädliche Eigenschaften zu achten. So vertragen Hunde das Eiereiweiß überaus schlecht, Kaninchen gehen bei Oelnahrung zu Grunde, Meerschweinchen bei ausschließlich Milchkost und Hühner bei rein animalischer Nahrung. Beim Menschen wird die Beurteilung deswegen so schwierig, weil manche allgemein gebräuchlichen Nahrungsmittel auch bei bester Beschaffenheit nur für einzelne Individuen unbekömmlich sind und bei diesen Krankheitserscheinungen hervorrufen. So ist es bekannt, daß manche Leute nach dem Genuß von Erdbeeren oder Hummern von Nesselsucht oder anderen Ausschlägen befallen werden. Es ist keine Fabel, daß einzelne Erwachsene und selbst Kinder die Milch nicht vertragen können und hernach nicht nur an Durchfällen, sondern auch an Eczemen erkranken. Am merkwürdigsten ist die allerdings seltene Idiosynkrasie gegen Eier. Die damit Behafteten erkrankten jedesmal, wenn sie ein Ei genießen, sei es auch zerkaut in irgend einer Speise oder einem Kuchen, an heftigen Entzündungen der Mund- und Backenschleimhaut, an Magenstörungen und Erbrechen. Ja, wenn man ihnen etwas Eiweiß auf die Haut einreibt, gibt es einen roten entzündeten Fleck. Ja, selbst Asthma kann bei manchen Indivi-

Digitized by Google

duen durch bestimmte Speisen ausgelöst werden, und es dauert oft lange, bis man die dem Leiden zu Grunde liegende Schädlichkeit ausfindig macht, weil die meisten der mit solchen Idiosynkrasien ausgestatteten Menschen davon selbst keine Ahnung haben und weil die ihnen schädlichen Nahrungsmittel ihnen oft sogar sehr gut schmecken.

Wir können dessen sicher sein, daß unser Volk auch in der gegenwärtigen Kriegszeit in seiner Ernährung nicht leiden wird, und daß vor allem unsere Truppen in ihrem guten Ernährungs- und Kräftezustand erhalten bleiben. Das ist die Hauptsache, denn wir haben vor wenigen Jahren erlebt, daß auch ein waffentüchtiges Volk unterliegen mußte, weil die Verpflegung des Heeres unzureichend war. Von der daheim gebliebenen Bevölkerung wird nicht verlangt werden müssen, daß sie unter ihren wirklichen Nahrungsbedarf herabgeht, was übrigens, abgesehen von den schwer arbeitenden Klassen und der heranwachsenden Jugend, vorübergehend ohne Gesundheitsschädigung ertragen würde, es wird vielmehr nur das sehr viel geringere Opfer erwartet, daß wir uns in der Wahl der Nahrungsmittel mehr an die tatsächlich vorhandenen Nahrungsmittel anpassen und auf manche Volksgewohnheiten verzichten. Diese Volkssitten spielen bei der Ernährung eine ungeheuer große Rolle und werden mit unglaublicher Zähigkeit von jedem Volksstamm festgehalten. Sie sind sicherlich zum Teil begründet und zwar durch das Klima und durch die verschiedene Produktion der einzelnen Länder. Der Japaner lebt überwiegend von Reis, der Eskimo des hohen Nordens, dem kein Getreide mehr wächst, nährt sich mehr von Fett, die Küstenbewohner Norddeutschlands und der skandinavischen Länder decken ihren Eiweißbedarf durch Fische, und die Alpengegenden durch Milch und Käse. Es ist erwiesen, daß der Bedarf an Kohlehydraten ebensogut durch Kartoffeln als durch Brot und durch Mehlspeisen gedeckt werden kann. Wenn wir auch jetzt wegen der Mehlknappheit gezwungen sind, diesen Bedarf durch reichlicheren Genuß von Kartoffeln zu ersetzen, so wird eine ausgiebige

Digitized by Google

Kartoffelkost bei den norddeutschen Stämmen kaum eine Aenderung der gewohnten Kost herbeiführen, während der bayerische und schwäbische Bauer, der früher die Kartoffel als Schweinefutter verachtet hat, nur mit Widerstreben davon gehen wird, diese an Stelle seiner geliebten Nudeln und Spätzle zu setzen.

Umgekehrt hören wir, daß in Norddeutschland die Fettknappheit, und zwar die Butternot besonders schwer empfunden wird. Wir verstehen dies, wenn wir erfahren, daß der Butterverbrauch in den norddeutschen Großstädten um das zehnfache größer ist (50—60 Gramm pro Kopf und Tag) als in München oder Stuttgart (5 Gramm). Aus der Zusammenstellung von Gigon über die Arbeiterkost in Basel erfahren wir, daß dort nur 3,5 Gramm Butter täglich genossen werden. Der Norddeutsche pflegt das Brot fast nur mit Butter bestrichen zu genießen, der süddeutsche Arbeiter ißt es trocken und bleibt bei einer viel fettärmeren Kost ebenfalls gesund. Man wird deshalb die Volkssitte des reichen Fettverbrauchs ebensowenig als berechtigt anerkennen können, als wie die Abneigung des Süddeutschen gegen die Kartoffel. Wenn also die Verwendung der Butter zum Bestreichen des Brotes sehr wohl entbehrt werden kann, so ist doch ein gewisses Minimum von Fett in der Kost unentbehrlich und zwar deshalb, weil es in der Küche zur Zubereitung und Schmackhaftmachung vieler Speisen notwendig ist.

Die Fettfrage ist deswegen so schwer zu lösen, weil Deutschland abgesehen von dem wenig erfreulich riechenden und schmeckenden Rüböl kaum fettbildende Pflanzen produziert. Olivenöl und Palmfett müssen von indischen Ländern bezogen werden. In Deutschland werden hauptsächlich die von den Tieren gewonnenen Fette zur Ernährung verwandt, das Milchfett, Butter und Schmalz, wie das Fett der Schlachttiere, Schweinespeck, Rinder-, Hammel- und Gänsefett. Es liegt auf der Hand, daß diese Tiere weniger Fett produzieren können, wenn der Mensch einen großen Teil jener Nahrungsmittel selber verzehrt, die sonst zur Tierfütterung verwendet wurden, z. B. Kartoffeln, Körnerfrüchte

Digitized by Google

und Mais, und wenn sie nur auf das vom Menschen nicht genießbare Futter angewiesen sind. Außerdem ist die Gewinnung des Fettes vom Schlachtvieh sehr teuer, denn die Tiere müssen nicht bloß aufgezogen werden und ein für ihre Erhaltung ausreichendes Futter erhalten, sondern sie müssen darüber hinaus ein Mastfutter erhalten, und von den über das Erhaltungsfutter hinausgehenden Nahrungsmengen wird auch nicht der ganze Energiewert in der Form von Mastfett angelagert, sondern vom Eiweiß 23%, von den Kohlehydraten 56% und vom Fett 50 bis 70%. Wenn also z. B. beim Schwein das Kartoffelmastfutter zur Gewinnung von Speck verwendet wird, so ist dieses Veredelungsverfahren mit einer großen Einbuße von Nährwerten verbunden. Jeder Versuch, die Volksgewohnheiten zu ändern, stößt auf große Schwierigkeiten, der Norddeutsche paßt sich nur sehr ungern der süddeutschen Küche an und umgekehrt, auch wäre es unmöglich, einem Oesterreicher die englische Ernährungsart anzugewöhnen. In Süddeutschland sind die Versuche, die Seefischnahrung in Krankenhäusern oder bei den Dienstboten einzuführen, fast ausnahmslos gescheitert, und zwar einfach deshalb, weil die Bevölkerung diese vortrefflichen Nahrungsmittel als ungewohnt aus Vorurteil von vornherein abweist. Jeder Zwang, die Essensgewohnheiten zu ändern, wird als Eingriff in die heiligsten Menschenrechte empfunden und erregt Unzufriedenheit, namentlich in den Kreisen der Ungebildeten. Aber wer ist gebildet? Sicher nicht jeder, der eine gewisse Schulbildung genossen hat. Man beobachte einmal bei einem Festessen, wie wenige der Teilnehmer sich während einer Rede entschließen können, das Essen zu unterbrechen. Also die Erzogenen, welche gelernt haben, ihre Wünsche zu beherrschen, müssen hier mit gutem Beispiel vorangehen.

Es ist erwiesen, daß bei steigendem Wohlstand vor allem der Mehraufwand für das Essen gewaltig zunimmt, und daß ein sehr großer Teil des Mehrerworbenen dazu verwendet wird, die Nahrung schmackhafter und üppiger zu gestalten. Es ist ein

Digitized by Google

Charakteristikum für den Reichgewordenen, daß er ein übertrieben großes Gewicht auf das Essen legt, während der schon in guten Verhältnissen Aufgewachsene den Freuden des Essens weniger Bedeutung beilegt. — Deutschland, dessen sozialer Wohlstand seit Gründung des Reiches ganz bedeutend zugenommen hat, verhält sich in dieser Beziehung wie ein rasch Reichgewordener. Die übertrieben hohe Wertschätzung des Fleischkonsums, der in den letzten Jahren vor dem Krieg pro Kopf der Bevölkerung berechnet, höher war als selbst in England, ist ein Beweis dafür, zugleich aber auch ein Zeichen, daß die Volksgewohnheiten nicht stabil sind, sondern sich ändern können. Es schadet uns Deutschen gar nichts, wenn wir wieder zu den einfacheren Lebensgewohnheiten unserer Urgroßeltern zurückkehren und zwar gilt dies nicht bloß für die Wohlhabenden, sondern auch für die unbemittelten Bevölkerungsklassen. Wer das nicht glauben will, der gehe auf den Markt und beobachte die Käufer.

Wohl mag manchem unserer Volksgenossen die durch den Krieg bedingte Notwendigkeit einer Aenderung seiner Nahrungsgewohnheiten beschwerlich fallen, aber die Ursache zur Unzufriedenheit, der Eindruck der Deklassierung fällt weg, wenn alle Kreise der Bevölkerung von derselben Zwangslage betroffen werden, und wenn die Beschränkung durch die Maßnahmen des Staates auf Reich und Arm gleichmäßig verteilt wird.

Angesichts der großen Gefahren, welche die Existenz unseres Volkes bedroht haben, dürfen wir darauf vertrauen, daß die unserem Volke auferlegten Beschränkungen der Ernährungsgewohnheiten nicht nur ohne Schaden, sondern auch *bereitwillig* ertragen werden, denn stärker als die kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens ist die Idee. Mächtige geistige Bewegungen, große Ideale tragen uns über das Alltägliche hinaus, und ein hohes Ziel bringt es mit sich, daß man sich ihm ganz unterordnet und seiner selbst vergißt.

Digitized by Google

Ein katholisches Buch

Von Engelbert Pernerstorfer

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieses Krieges gehört die Stellungnahme des Katholizismus in Frankreich, insbesondere die Haltung des katholischen Klerus. Daß die christlichen Kirchen in den verschiedenen Ländern für den Sieg ihres Volkes bitten, ist nicht wunder zu nehmen. Daß die französischen Katholiken trotz der kirchenfeindlichen Gesetzgebung Frankreichs zu ihrem Lande stehen, ist aus dem starken Nationalgefühl der Franzosen ohne weiteres verständlich. Daß sich aber der französische Katholizismus bald nach Beginn des Krieges, indem er sich gegen Deutschland wendet, zugleich auch mit den schwersten Anschuldigungen gegen die deutschen Katholiken vorgeht, ist doch einigermaßen befremdlich und darf in der Geschichte des währenden Krieges ein besonderes Kapitel beanspruchen.

Anfang 1915 erschien in Paris ein Buch La guerre allemande et le catholicisme. Ouvrage publié sous la Direction de Mgr. Alfred Baudrillart, recteur de l'institut catholique de Paris et sous le haut patronage du comité catholique de propaganda française à l'étranger. XII, 298 p. Als Beilage zu diesem Buche erschien ein Album in fünf Stücken, das dokumentarische Belege brachte.

Schon vor Erscheinen dieses Buches hat der Professor an der katholischen Theologie an der Universität Bonn, Dr. Heinrich Schrörs, eine Broschüre veröffentlicht*), auf die hinzuweisen ist, weil hier ein deutscher Katholik spricht. Er erörtert ganz objektiv, natürlich von seinem Standpunkte aus, die Aussichten des Katholizismus nach dem Krieg. Er kommt dabei auch auf Frankreich zu sprechen. Natürlich erscheint ihm der Sieg Frankreichs für die Sache des französischen Katholizismus wenig förderlich, aber nie entschlüpft ihm ein Frankreich verletzendes Wort.

Als gleichsam offizielle Antwort auf den französischen Angriff erschien alsbald eine Art Denkschrift**). Sie wurde im Auftrage eines zahlreichen Komitees von Prof. A. J. Rosenberg in Paderborn verfaßt und behandelt den Gegenstand so, daß die Anklagen in acht Kapiteln nach ihrer Zusammengehörigkeit geordnet werden und jedesmal sogleich die deutsche Antwort angefügt wird. Die Arbeit ist mustergültig und sie erledigt eigentlich das französische Schmähbuch vollständig.

*) Der Krieg und der Katholizismus. Kempten. Kösel. 1915.

**) Der deutsche Krieg und der Katholizismus. Deutsche Abwehr französischer Angriffe. Herausgegeben von deutschen Katholiken. Berlin. Germania. 1915.

Digitized by Google

Dabei ließen es aber die deutschen Katholiken nicht bewenden. Ein Komitee von katholischen Gelehrten setzte sich zusammen und beschloß, neben der mehr dokumentarischen Denkschrift eine eingehende kritische Erörterung aller Vorwürfe des französischen Buches zu veranlassen. Und so entstand ein dickes Buch: Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches La guerre allemande et le catholicisme. In Verbindung mit G. Briefs, G. J. Ebers, M. von Faulhaber, H. Finke, H. v. Grauert, K. Hoeber, F. X. Kiefl, A. Knöpfler, P. Lippert, J. Mausbach, A. Meister, K. Muth, A. Pieper, H. Platz, J. Sauer, F. Sawicki, J. Schmidlin, H. Schrörs, B. W. Switalski herausgegeben von Georg Pfeilschifter. Freiburg i. B., Herder. 1915. (VIII, 494 S.) Das Komitee verteilte den Stoff in zwanzig Kapitel, die den verschiedenen Verfassern zugeteilt wurden und so war es möglich, die umfangreiche Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit zu vollenden. Man muß nach aufmerksamer Lesung des Buches sagen: es gereicht der katholischen Gelehrtenwelt Deutschlands zur höchsten Ehre. Alle Beiträge atmen den Geist der Vaterlandsliebe. Aber dieser Geist hat die Verfasser nie gehindert, nach dem Ausdruck der Wahrheit zu trachten. Darin kann ja schließlich jeder im besten Glauben irren. Aber noch weit mehr ist zu loben, daß die Verfasser — und man denke, daß es sich um scharfe Polemik handelt — nie einen Ton der Verbitterung (wenn auch hie und da eines nicht ganz unterdrückten Zornes) von sich geben. Sie haben ihre Artikel wirklich im christlichen Geiste der Versöhnlichkeit geschrieben, wenn auch mit ernster Entschiedenheit. Das ist umso mehr hervorzuheben, als es ja unumgänglich war, auch auf den Kampf des amtlichen Frankreichs in der Kirchengesetzgebung einzugehen. Auch derjenige, der wie der Schreiber dieser Zeilen nicht auf katholischem Standpunkte steht, kann nicht umhin, den Geist der Mäßigung und Objektivität dieser katholischen Gelehrten von Herzen anzuerkennen. Wenn nun noch hinzugefügt werden muß, daß im Buche eine Summe von großer Gelehrsamkeit niedergelegt und dabei ein gutes, gar nicht gelehrtenmäßig versteiftes Deutsch herrscht, ist wohl das Lob vervollständigt, das das Buch nach Absicht und Ausführung verdient. Auf den reichen Inhalt erschöpfend einzugehen, würde einen größeren Raum beanspruchen, als er hier zur Verfügung steht. Wenn doch auf Einzelheiten hingewiesen werden soll, so bin ich mir dabei dessen bewußt, daß darin eine Art von Ungerechtigkeit liegt gegenüber vielem, das unerwähnt bleibt.

Vor allem wird mit Nachdruck auf die Ungeheuerlichkeit hingewiesen, die die Haltung der französischen Katholiken zutage fördert. Sie erheben „unter Führung angesehener Kirchenfürsten und Gelehrten die furchtbarsten Anklagen" gegen die deutsche Nation und im besondern gegen die deutschen Katholiken. Man kann diesen vom katholischen Standpunkte aus wahrhaftig nicht den

Digitized by Google

Vorwurf machen, daß sie den Staatsgewalten nicht Widerstand geleistet hätten, als diese sich gegen sie im sog. Kulturkampfe wandten. Das sind nun vier Jahrzehnte her. Ihr Widerstand hat Erfolg gehabt und es ist besonders nach dem Kriege ausgeschlossen, daß die Katholiken Deutschlands im Reiche Bürger niederen Rechtes sein werden.*) Auch diejenigen, die, wie der Schreiber dieser Zeilen, ein ausgesprochener Gegner des Katholizismus als einer religiösen und politischen Organisation ist, muß nach dem Gebot der Gerechtigkeit und der Geistesfreiheit für das gleiche Recht aller Ueberzeugung eintreten. Er wird damit nur bewähren, was Prof. Finke, der über das Recht und die Notwendigkeit des Weltkrieges spricht, in sehr bemerkenswerter Weise sagt: „Und gerade der Deutsche, dessen dürfen wir uns rühmen, hat eine starke Dosis von Unabhängigkeit des Urteils, Objektivität auch in Dingen, die sein Innerstes ergreifen, besonders aber die Fähigkeit, sich in die Auffassungen und Anschauungen anderer hineinzuleben, von einer gütigen Natur als Erbteil mitbekommen. Diese Eigenschaften fehlen, soweit ich sehe, auch in den neuesten deutschen Arbeiten über den Ursprung des Krieges, trotz allen felsenfesten Glaubens an Deutschlands Recht, keineswegs. Jedenfalls sind diese Arbeiten in der Erfassung der politischen Probleme ebensoweit entfernt von der leichtfertigen Methode der meisten französischen Darsteller, die aus der Lektüre einige Dokumente des Juli 1914 ihr Urteil fällen, wie von der englischen Massenware, die „für jede Parteirichtung und Klassenschichtung diejenigen Argumente liefert, die man hören will", unter der sogar ein schon in mehreren Auflagen vorliegendes Werk beweist, daß die Jesuiten die Hauptanstifter des Krieges sind und eine Riesenverschwörung zwischen Deutschland und Rom für Vernichtung Englands zustande gebracht haben".

Vor ähnlichen Torheiten hat sich Deutschland im allgemeinen freigehalten. Man hat sich doch hier bemüht, die tieferen Ursachen des Krieges zu erforschen. Die Leidenschaft des katholischen Klerus in Frankreich schreckte nicht einmal davor zurück, zu sagen: „Krieg führen gegen Frankreich heißt Krieg führen gegen Gott", ein im Grunde genommen blasphemisches Wort, das auch Prof. Schrörs kräftig zurückweist. Der Krieg, in dem Angehörige der verschiedensten Konfessionen auf beiden Seiten stehen, kann wahrhaftig kein Religionskrieg genannt werden. Wobei noch zu bemerken wäre, daß auf Seite der Zentralmächte unter den Kriegern wenigstens keine wilde Heiden sind.

Die französischen Katholiken des Anklagebuches machen auch die deutsche Philosophie für den Krieg verantwortlich. Prof. Sawicki fertigt sie treffend ab. Der Vorwurf ist umso drolliger, als ja gerade Frankreich das klassische

*) Wie wenig das gleiche Recht gegen die Katholiken früher geübt wurde, zeigt die kleine Schrift „Die Vertreibung der Jesuiten aus Deutschland im Jahre 1872" von August Sträter. Freiburg i. B., Herder. 1914.

Digitized by Google

Land des gröbsten Materialismus ist, der heute in Deutschland eine so gut wie gänzlich überwundene Sache ist.

Was über die Lügenberichte unserer Feinde in dem Buche in sehr ausführlicher Weise gesagt wird, gehört zu dem unterrichtendsten, was in dieser Hinsicht in Deutschland geschrieben wurde.

Zu den besten Kapiteln gehört „Der französische und der deutsche Kulturkampf in ihren Ursachen und Folgen" von Dr. Platz. Hier wird doch recht deutlich auseinandergesetzt, um wie viel tiefer die Religionsauffassung in Deutschland ist als in Frankreich. Wie man sich zur Religion als einzelner auch stellen möge, entscheidend ist, wie stark — positiv und negativ — diese Stellung ist. Die müde Gleichgültigkeit, die in Frankreich in den Massen in dieser Beziehung herrscht, steht in starkem Gegensatz zu der leidenschaftlichen Anteilnahme, die in Deutschland gerade in den letzten Jahrzehnten, angeregt durch die religionskritischen Arbeiten der protestantischen Theologie, besteht. Es ist nicht deutsche Art, sich mit den Fragen der Religion leicht und oberflächlich auseinanderzusetzen. Der seichte Materialismus der oberen Klassen der französischen Gesellschaft findet bei uns kein Gegenstück. Die wissenschaftlichen Gegner des Christentums ziehen mit großem Ernst zu Felde und die Anhänger des positiven Christentums wehren sich aus allen Kräften. Das geschieht sowohl von protestantischer als auch von katholischer Seite. In allen den bezüglichen Werken herrscht ein tiefer Ernst und ein starkes Bestreben, die kirchlichen Lehren mit den Forderungen der Zeit in Einklang zu bringen.*) Daß man als Gegner diese Literatur mehr kennen sollte, scheint mir ohne weitere Begründung durchaus notwendig.

Was zum Schlusse als ein besonderer Vorzug des großen Buches hervorgehoben werden muß, das ist neben der vaterländischen Gesinnung der ernste vornehme Ton und der Geist einer echten Duldung. Dieser Umstand stellt es dem französischen Anklagebuch gegenüber auf ein unvergleichlich höheres Niveau. Es gereicht den Verfassern als Deutsche und als Katholiken zur Ehre.

*) Wir beachten insbesondere vielleicht die betreffende katholische Literatur zu wenig (Catholica non leguntur). Ich möchte hier nur beispielsweise auf zwei Bücher von Dr. J. Ch. Schulte verweisen: „Die Kirche und die Gebildeten" und „Unsere Lebensideale und die Kultur der Gegenwart" (beide bei Herder in Freiburg i. B.).

Japan und Amerika

Wer im Laufe dieses Krieges jemals den Blick besorgten Herzens amerikawärts wandern ließ oder in diesem Augenblick von dorther Unheil erwartet, der sollte ein vor Wochen erschienenes Buch zur Hand nehmen, das den Titel führt: „Der Krieg zwischen Japan und Amerika". Es gibt keine bessere Medizin für furchtkranke Herzen, die unter Herrn Wilsons Stirnrunzeln erzittern.

Das Buch wird verbreitet durch die sehr einflußreiche japanische „Ver-

Digitized by Google

einigung zur nationalen Verteidigung", deren Vorsitzender der gegenwärtige japanische Ministerpräsident Okuma ist; Baron Kato, der Auslandsminister Japans, bekleidet in besagter Vereinigung die zweite Vorsitzenderstelle. Man darf also sagen, daß die in dem Werke enthaltenen Ansichtsäußerungen und Willenserklärungen nicht die des erstbesten für sich stehenden Sonderlings sind. Kommt hinzu, daß das Buch wie eine geschäftliche Propagandaschrift in Millionen von Exemplaren durch ganz Japan verbreitet worden ist . . .

„Die Herzen von sechzig Millionen Japanern", so beginnt die große Proklamation, „sind festen Mutes entschlossen, gegen die Vereinigten Staaten Krieg zu machen. . . . Warum liegt uns ob, diesen Krieg zu führen? Um zweier Dinge willen: einmal der übermäßigen Unmenschlichkeit Amerikas wegen, das japanischen Bürgern den Eintritt in die Vereinigten Staaten weigert; und zweitens wegen der schreienden Ungerechtigkeit der gegen die Japaner gerichteten nordamerikanischen Gesetze, die uns auf eine tiefere Stufe stellen wie die Chinesen". Weiter wird dann von dem „Problem Kalifornien" gesprochen, das Japan in der Zukunft zu kolonisieren willens sei. Es wird erinnert, daß Mexiko dabei Japans natürlicher Bundesgenosse sein werde, es wird von den Philippinen und Sandwich-Inseln gesprochen, „die wir annektieren müssen und werden", und um die Leichtigkeit des kriegerischen Unternehmens überzeugend darzutun, wird von dem Panamakanal und seiner militärischen Bedeutung also gesagt: „Um ihn zu vernichten, haben wir nicht mehr als ein abgetakeltes, mit Dynamit geladenes Schiff nötig; ehe dann die amerikanische Flotte ihren Weg um Südamerika herum gemacht haben kann, werden wir im Besitze der gewünschten Eilande im Stillen Ozean sein" . . .

Die Kriegsschrift scheut es nicht, ganz offenherzig von der Arbeit japanischer Spione an Kaliforniens Küsten zu erzählen — wohl um zu zeigen, wie sicher man schon seiner Sache ist und wie wenig man sich Amerika gegenüber an die Höflichkeit der konventionellen Lüge zu halten veranlaßt sieht. „Wir müssen zugeben", heißt es auf den die Spionage betreffenden Seiten, „daß dergleichen Methoden nicht besonders ehrenvoll sind, aber wir haben es nun einmal mit einer Nation von Lügnern und Rechtsverdrehern zu tun, denen wir Japaner erst noch ein Gefühl für Schicklichkeit, Moral und Ehrgefühl beizubringen haben . . ."

Der Rest des Buches ist Kritik an der amerikanischen Geschichte, Kultur und Seele. Es kann uns nicht gleichgültig sein, wie die offizielle japanische Lesart in diesem Betrachte lautet. „Nie dürfen wir vergessen", heißt es da unter anderm, „daß die Amerikaner ein wüstes Durcheinander von allen möglichen Rassen darstellen, während Japan im Besitze einer tausendjährigen Geschichte und Kultur ist. Dieser Völkermischmasch hat einen schlechten Geschmack und strömt einen üblen Geruch aus". . . „Der amerikanische Präsident kommt uns vor wie ein Mann, der das Haupt einer übelbeleumundeten Familie ist, die er nicht zu zügeln vermag". . . Besonders geringschätzig wird das amerikanische Heer gekennzeichnet. Seine Hauptaufgabe sei, die Indianer-Reservationen zu bewachen, damit ja keins dieser Opfer amerikanischer Edelmenschlichkeit entkomme. . . . Wo das japanische Volksbuch von der amerikanischen Geschichte handelt, schlägt es eine überlegen ironisch-humoristisch-

Digitized by Google

sarkastische Tonart an. Bitter wird es indessen, wo von der amerikanischen Volksseele die Rede ist: „Amerika hat nur einen Gott", so lautet eine solche Stelle, „zu dem es ernsthaft betet: das goldene Kalb. Vor ihm allein fallen sie in die Kniee, auf daß ein Glanz von ihm auf sie falle, der sie noch reicher macht". . . Der Mammonismus Amerikas ist es, der dem Japaner den großen Zukunftskrieg heiligt; schon jetzt wird von diesem Kriege gesagt, daß er dem ganzen Menschengeschlecht zum Heile ausschlagen und der ganzen Welt eine „Wohltat" sein werde. An diesem Punkte müsse auch die „moralische Mobilisation der Schulen" einsetzen.

Die letzte Aeußerung deutet darauf hin, daß man sich in Japan den Krieg gegen Amerika nicht als unmittelbar bevorstehend vorstellt. Mag dem nun sein wie ihm wolle: uns darf die Tatsache, daß man in ganz Japan mit diesem Kriege rechnet, und daß Amerika diese Tatsache wohl noch besser sieht als wir Europäer, eine Gewähr sein. Welche Gewähr, braucht nicht erst gesagt zu werden. Amerika ist in der Lage des Mannes, von dem man sagt, er tue gut daran, sein Pulver trocken zu halten.

Adolf Teutenberg, Weimar

Hermann Bahrs katholisches Bekenntnis

Als Hermann Bahr noch eine europäische Angelegenheit war, und bald in Paris mit Maurice Barres freundschaftlich plauschte, in Petersburg die Duse entdeckte, oder auch in Ragusa die dalmatinische Schönheit erlebte (Bahr entdeckte und erlebte ja immer etwas), da beklagte er sich einmal bitter und heftig, daß man so viel über ihn redete und von seiner Persönlichkeit spräche, niemand aber ein bestimmtes Werk von ihm auch wirklich inwendig kenne, und er selber glaubte sich ja auch nur in seiner „Mutter" ganz zu finden. Nun aber, seit Bahr aus einer europäischen Berühmtheit ein braver österreichischer Schriftsteller geworden ist, der in rührender Sohnesliebe für seine Heimat wirbt und um ihre Zukunft sich sorgt, suchen wir ihn lieber dort, wo er am österreichischsten ist: in seinen Romanen. Da finden wir ihn. Da ist er echt und unparfümiert und kein Tändler, sondern ein Mensch. Seine spielerische Leichtlebigkeit wird ernster und gravitätischer.

In einem Zyklus von 12 Romanen will er das ganze öffentliche Leben in Oesterreich darstellen. Gesellschaft, Kunst, Wissenschaft und Religion, in ihren Wechselbeziehungen und in ihren Wirkungen auf das Individuum. Die drei bisher erschienenen Romane dieses Kreises haben ihm den ersten buchhändlerischen Erfolg gebracht. Sein letzter „O Mensch" ist in acht Auflagen verbreitet. Seit dieser Roman hinausgegeben war, ist Bahr aber ein anderer geworden. Der vor 21 Jahren die konfessionellen Schranken seiner Kirche durchbrochen hatte, ist 1913 wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Nicht etwa als reumütiger Sünder, nicht als fanatischer Renegat, sondern überzeugt, aber mild und tolerant und voll tiefen Männerglaubens. Und nun schreibt er mitten im Krieg den vierten seiner österreichischen Romane: „Himmelfahrt". Bahr hat genug Takt und Geschmack, damit zunächst nicht seine Himmelfahrt anzudeuten. Unbenommen bleibts dem, der mit ihm die 400 Seiten dieses Buches durchwandert und durchredet, schließlich doch auch an Bahrs Himmelfahrt zu denken. Aber erst auf den letzten Seiten, wenn Graf Flayn zum

Digitized by Google

ersten Male nach Jahren wieder zur Beichte geht. Zunächst bedeutet die Himmelfahrt eine Fahrt in das Gebiet der Himmelsbrauerei, und der Wirtschaft „Zum Himmel", die einst den alten Himmelsbrauer zum Millionär und Schwiegersohn des Grafen Flayn gemacht hat. Vom jüngeren Grafen Flayn erzählt Hermann Bahr. Der Roman ist das persönlichste Buch des Oesterreichers und doch wieder von einer fast herben imponierenden Objektivität. Der Franz Flayn, der Unstete, Vielbeneidete und immer doch Tatenlose, der siebenunddreißig Jahre lang Pfade ohne Ziele gewandert ist, kommt schließlich auf seiner Fahrt an einen Grenzstein. Und von da ab braucht er eine Stütze, einen Halt. Stehen will er können. In der katholischen Kirche findet er, was er sucht. Auch wenn er nie von dieser schattenhaft dahinhuschenden Hauptmannswitwe geleitet und zurückgelenkt worden wäre, auch wenn er nie die religiös-philosophischen Sentenzen des büßenden Infanten Don Tadeo kennen gelernt, und nie mit dem alten Domherrn Zingerle zusammengesessen und über die katholische Religion und Konfession gesprochen hätte, wäre er zum Katholizismus gekommen. Einmal finden diese Naturen doch den Weg, ihr Ich aus dem Tumult des Irrens und dem Leben des Wirrens zu retten, indem sie es ganz von sich geben. So ist auch Hermann Bahr an den Katholizismus geraten. In der scheinbaren Ruhe, in der er seines Grafen Flayns Schicksal vorträgt, flammt und brennt die Energie seines eigenen seelischen Erlebens. Wir erkennen im Grafen Flayn gerade so gut unseren Hermann Bahr, wie aus den Aufzeichnungen des Infanten und aus den lehrhaften Reden des einst von Kant zu Mach geratenen Domherrn. Und doch sind alle diese Gestalten vollrunde Typen des österreichischen Lebens vor und im Kriege. Der Edelmann und der Bauer erlebt in Oesterreich den Katholizismus rein und geklärt, und damit in allen Varianten. Bahr zeigt uns den Katholizismus an einem halben Dutzend Menschen; jedesmal ists ein anderer Katholizismus, und doch verbindet ein religiöses Grunderlebnis diese gläubigen Kinder der Kirche. Bahr ist ein Mann geblieben; er schrieb keine Apologie seiner Wiedertaufe, wird nirgends Missionar und Glaubensprediger, sondern begnügt sich damit, zu sagen, warum und wie einer — ja, wie er, der Bahr von Schloß Bürgelstein in Salzburg — katholisch geworden ist. Er hats gebraucht. Ihm ward es zur Notwendigkeit. Wer den Halt nicht braucht und allein bis ans Ende gehen kann, gut —. Bahr will ihn nicht bekehren. Er läßt ihm seine Kraft des Alleinstrebens. Ohne Sensationsgier und ohne heißen Atem leitet er die Enden der Geschichte in die Kriegszeit hinein. Was Franz Ferdinand war und durch seinen Tod den österreichischen Landen noch mehr geworden ist, spüren wir auf einigen Seiten. Krampfhaft beinahe hält sich Bahr von Sentimentalität weg, wenn er das Erwachen der neuen österreichischen Volksseele andeutet. Politisch ist der Roman und sozial; ein Kultur- und Gesellschafts- und Zeitroman; aber immer im Zentrum das Problem des Katholizismus; die Proportion: das Ich zum Katholizismus — Bahr zur religiösen Heimkehr. Das Epische wird dadurch zurückgedrängt; das Stoffliche unter die Ideen gezwängt. Zwischenhinein liest man seitenlange Essays, Monologe Bahr-Flayns, in denen das Wort noch nach alter Bahrscher Technik gewirbelt, geballt und dreimal umgeprägt wird, um des Sinnes letzter Sinn restlos zu enthüllen. Er ist

Digitized by Google

Plauderer geblieben. Nur zurückhaltender ist er inzwischen geworden. Schützend hält er vor seine Bekenntnisse die Hand und sagt abwehrend: Dies Bekenntnis ist meine Privatsache, die niemanden etwas angeht.

Rudolf Karl Goldschmit

Aussaat

Totgesagt, krank und von dem Grauenhaften verstört, das er miterleben mußte, kam der Dichter und Soldat Oskar Maurus Fontana aus dem ersten serbischen Feldzug nach Hause. Und aus einem Bedürfnis nach innerer Aufrichtung suchte er und klammerte sich an alles, was, zu diesem Kriege erschienen, ihm über die Zeit hinaus in eine frohere und reinere Zukunft zu weisen schien. So ist seine eben in den Zeitbüchern des Verlages Reuß & Itta herausgekommene Sammlung „Aussaat" entstanden.

Das Volkslied „Urlicht" steht am Anfange, jenes aus tiefster Menschennot aufgeschriene „Ich bin von Gott, ich will wieder zu Gott!", das sanft, aber zuversichtlich aus allen Beiträgen des Buches strahlt: Aus Mich. Jos. Eislers sehnsüchtigem „Die Brücke", aus H. E. Jacobs schönem und gutem Prosastück an den „Bruder unter der Nacht", aus Anette Kolbs verzweifeltem Aufschrei über die widerwillige Verrohung des Menschengeschlechtes, aus einem Feldpostbriefe Walter Heymanns, der mitten in Haß und Zerstörung „Menschlichkeit geht über alles" niederschreibt.

Urlicht leuchtet aus jenem, von einem österreichischen Offizier anonym erschienenen Protest gegen den Jaucheskrieg der Zweimaltäglichen, aus dem Essai des Professors Förster, der gegen die Aufpeitschung der jugendlichen Kampfinstinkte mutig das Ideal einer Erziehung zu Selbstzucht und Friedensliebe aufstellt, aus Ilse Lindens sanfter Klage um die der Zeit verloren gegangene Musik, aus Siegfried Jakobsohns klarer, aufrüttelnder „Forderung", aus Hans Francks beglückten Worten über eine neue Jugend, die in das Schiff der Zeit die Bussole ihres vollen, starken, vom Atem Gottes durchwehten Herzens getan hat. Und dasselbe Licht brennt in Holitschers sehr gütiger, menschlicher, brüderlicher „Utopie", brennt in den Gedichten: in des unbekannten Arbeiters machtvollem „Denk es o Deutschland", in Paul Zechs männlich gefaßtem „Lied an meinen Sohn", in des unglücklichen Trakls dunkel umrändertem Heldensange „Grodek", in Fontanas wundem, flehentlichem „Die Erde klagt".

Den Wert und Reiz dieser Anthologie von „Prosa und Versen einer neuen Jugend" liegt zum großen Teile darin, daß sie weder literarisches Gruppenmanifest, noch auf zahlenmäßige Vollständigkeit hin gearbeitet ist, sondern, aus von gleichem Gefühl jungen Mutes und liebreichen Glaubens getragenem, einem suchenden Herzen, gleichsam von selbst, sich zusammenfügte. Darum sollten die in dieser Zeit auch an Gott, Welt und Menschheit irre zu werden fürchten, aus dem kleinen Buche ein wenig Trost und beglückende Zuversicht sich holen. Denn sie werden darin die schönen Sätze René Schickeles bestätigt finden, die auch mit aufgenommen sind:

„Was aber Europa betrifft, so ist die Fackel des Geistes noch nie erloschen. Noch immer waren die Läufer unterwegs, die die Fackel mit dem heiligen Feuer von Hand zu Hand ins Dunkel tragen."

Erich Singer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Der gesetzliche Ausbau der Stellenvermittelung

Von Friedrich Kleeis in Halle a. S.

as wichtigste noch ungelöste sozialpolitische Problem ist wohl die Fürsorge für die Stellen- und Arbeitslosigkeit. Die Nachteile einer längeren Beschäftigungslosigkeit sind für den davon Betroffenen und wenn sie als Massenerscheinung auftritt, für das ganze Volk sehr vielseitiger Art. Zu den verschiedenen Maßnahmen, die Stellenlosigkeit und ihre Folgen zu bekämpfen, gehört vor allem eine gut funktionierende Stellenvermittelung. Aber hier liegt ganz besonders vieles im Argen. Das zeigte sich bei Ausbruch des Krieges, der während den ersten Wochen eine noch nie gekannte Stellen- und Arbeitslosigkeit zeitigte, und das wird sich, wenn nicht inzwischen durchgreifende Verbesserungen vorgenommen werden, bei Kriegsbeendigung zeigen, wenn die Massen der Kriegsteilnehmer in die Heimat zurückfluten. Der Ausbau der Stellenvermittelung gehört daher zu den Friedensvorbereitungen, die so bald wie möglich in Angriff genommen werden müssen. Gelingt es nicht, den von keiner Seite bezweifelten Schwierigkeiten dieser Aufgabe Herr zu werden, so wird sich der Uebergang in die Friedenswirtschaft sehr schwierig gestalten, vermeidbare Not die Sorgen der Uebergangszeit vermehren und die Freudigkeit der Heimgekehrten sehr herabdrücken.

Der Krebsschaden der heutigen Stellenvermittelung liegt vor allem in der überaus großen Zersplitterung der einschlägigen Veranstaltungen. Da gibt es gemeindliche und gemeinnützige, also mehr oder weniger öffentliche Arbeitsnachweise, daneben eine Menge von verschiedenen privaten Körperschaften wie Unter-

Digitized by Google

nehmer-Verbänden, Innungen und Arbeitervereinigungen betriebene Stellenvermittelungen, und schließlich noch eine Anzahl gewerbsmäßiger Stellenvermittler. Nach den amtlichen Feststellungen gab es im Jahre 1915 zusammen 2817 Arbeitsnachweise, davon 891 öffentliche aller Art, 73 paritätische, also private, aber von Unternehmern und Arbeitern gemeinsam verwaltete, 304 Nachweise der Innungen, 205 solche der Unternehmer und 1134 solche der Angestellten und Arbeiter. Daneben bestehen noch rund 3000 gewerbsmäßige Stellenvermittler. Die Arbeitsnachweise vermittelten im Jahre 1914 rund vier Millionen Stellen, die gewerbsmäßigen Stellenvermittler etwa eine halbe Million. Diese Erhebungen sind aber äußerst lückenhaft, denn wie aus anderen Feststellungen hervorgeht, bestehen allein 2400 Arbeitsnachweise der Innungen. Man kann daher die Gesamtzahl der Arbeitsnachweise und Stellenvermittelungen um rund 2000 höher annehmen. Im allgemeinen häufen sich in den großen Städten die Arbeitsnachweise sehr — in vielen Provinzstädten sind ihrer 50 und noch mehr anzutreffen —, während in den Kleinstädten und auf dem Lande meist überhaupt keine anzutreffen sind. Unter den Arbeitsnachweisen befinden sich viele, die nur ganz wenige Stellen vermitteln. Nach der amtlichen Erhebung vermittelten rund 600 Nachweise weniger wie 200 Stellen im Jahr, in Wirklichkeit ist die Zahl der kleinen Nachweise aber noch viel größer.

Das Ziel des Umbaues hat daher die Zentralisation der Stellenvermittelung, die Zusammenfassung der Kräfte zu sein. Hier liegen auch gerade wieder die Haupthindernisse. Die verschiedenen Berufsorganisationen wollen ihre Einrichtungen nicht aufgeben. Sie versprechen sich davon Vorteile für ihre Verbandsbestrebungen. Die Unternehmer benützen die Arbeitsnachweise zu einer Kontrolle über die zu vermittelnden Angestellten und Arbeiter, diese wiederum sehen in ihren Stellenvermittelungen ein Werbemittel für ihre Vereinigungen und ein Werkzeug zur Ueberwachung etwa getroffener tariflicher Vereinbarungen über die Arbeitsbedingungen. Als Ausweg könnte die Errichtung neutraler Stellen-

Digitized by Google

vermittelungen durch die Gemeinden und Gemeindeverbände erscheinen. In der Tat ist dieser Weg auch durch viele größere Städte mit Erfolg beschritten worden. In manchen Orten ist aber die Neutralität der Einrichtungen der Nachweise durch das Ueberwiegen der Unternehmervertreter in den Stadtverwaltungen so eigenartig, daß manche Arbeiterverbände nicht mittun. So kommt es, daß in manchen Städten trotz vorhandenem öffentlichen paritätischen Nachweis noch unzählige andere bestehen.

Im Februar 1915 wurde die mangelhafte Verfassung des Stellenvermittelungswesens in einer Konferenz erörtert, die in Berlin unter Anteilnahme vieler Vertreter von Berufsvereinigungen verschiedenster Richtung und sozialpolitischer Institutionen stattfand. Die Beratungen führten zu Eingaben an die gesetzgebenden Stellen, in denen die Neuorganisation der Stellenvermittelung durch ein Reichsgesetz gefordert wurde. Im ganzen Reich ist für jede größere Gemeinde mit ihren Vororten sowie für je einen Bezirk von kleineren Gemeinden ein Arbeitsamt zu errichten. Die Arbeitsämter sind für bestimmte Landesteile zu Verbänden (Bezirksarbeitsämter) zusammenzufassen. Die Zentrale bildet ein Reichsarbeitsamt. Dem Arbeitsamt sind alle Arbeitsnachweise in seinem Bezirk zu unterstellen. Es wird verwaltet von gleichzähligen Vertretern der Unternehmer und Arbeiter unter Leitung eines unparteiischen Vorsitzenden. Dem Arbeitsamt sind alle im Bezirk von den Arbeitsnachweisen nicht erledigten Anforderungen von Arbeitskräften oder Ueberangebote von offenen Stellen zu melden, um, wenn möglich, einen Ausgleich herbeizuführen. Im Bezirke des Arbeitsamtes sind öffentliche, paritätisch verwaltete Arbeitsnachweise möglichst mit beruflicher Gliederung zu errichten und von den Gemeinden zu unterhalten.

Der Reichstag stimmte den Forderungen im März 1915 auch mit großer Mehrheit zu. Am 30. April 1915 berief daraufhin die Regierung eine Konferenz ein, an der eine große Zahl interessierter Korporationen teilnahm. Sie besprach die erforderlichen

Digitized by Google

Maßnahmen. Was daraufhin geschah, war recht wenig. Es erschien ein Erlaß, der ein enges Zusammenwirken aller Arbeitsnachweise in den großen Orten durch Schaffung von Zentralauskunftsstellen oder ähnlichen Einrichtungen anregte. Weiter erschien ein Erlaß des Bundesrates, der auf Grund des § 15 des Stellenvermittler-Gesetzes für die nicht gewerbsmäßig betriebenen Arbeitsnachweise verschiedene Anzeige- und Meldepflichten an das Kaiserliche Statistische Amt einführt. Schließlich wurden noch in den einzelnen Bundesstaaten Verfügungen erlassen, die die Meldepflicht ausgestalteten und dabei jenen Arbeitsnachweisen Vorteile einräumen, die einer der Zentralauskunftsstellen angehören. Inzwischen ist es auch zur Gründung einiger weniger derartiger Zentralausgleichsstellen gekommen, so in Berlin, Breslau, Magdeburg, Halle a. S., Dresden, Köln usw. Ihnen sind zu bestimmten Zeiten (wöchentlich zweimal) von den angeschlossenen Arbeitsnachweisen die nicht besetzten Stellen oder die nicht untergebrachten Stellensuchenden anzugeben. Durch gegenseitige Mitteilung an die Arbeitsnachweise sucht hier die Zentralstelle einen Ausgleich herbeizuführen. Die hier angeschlossenen Arbeitsnachweise sind von den entsprechenden Mitteilungen an dem den gleichen Zweck verfolgenden Arbeitsmarkt-Anzeiger des Kaiserl. Statistischen Amtes in Berlin entbunden.

Das ist der augenblickliche Stand der Reform. Er befriedigt in keiner Weise. Eine reichsgesetzliche Regelung im Sinne der angeführten Eingabe ist das Mindeste, das zu geschehen hat. Dabei sind aber noch einige weitere Maßnahmen ins Auge zu fassen. So ist die öffentliche Stellenvermittelung allenthalben auf die Privatangestellten auszudehnen. Diese Forderung wird z. Bsp. vom Bund der technisch-industriellen Beamten in einer Eingabe an den Bundesrat erhoben. Ein zentralisiertes Netz öffentlicher Stellennachweise für Privatangestellte sei deshalb nötig, weil durch die jetzt bestehende Zersplitterung der Angestelltenvermittelung keine Möglichkeit bestehe, Angebot und Nachfrage völlig zu erfassen. Auch aus den Kreisen der kaufmännischen Angestellten

Digitized by Google

sind gleiche Forderungen schon erhoben worden. Nach Kriegsausbruch wurden zwar eine Anzahl privater gemeinnütziger kaufmännischer Stellenvermittelungen gegründet, doch müssen diese namentlich durch Angliederung an die öffentlichen Stellenvermittelungen noch wesentlich ausgestaltet werden. Unerläßlich ist auch ein Verbot der privaten gewerbsmäßigen Stellenvermittelung, namentlich der Tätigkeit der „Seelenverkäufer", der Agenten, die im Ausland billige Arbeiter unter Vorspiegelung falscher Tatsachen nach Deutschland hereinlocken und mit ihnen schon draußen Verträge abschließen, die den Tarifen in Deutschland widersprechen. Auch hier im Inlande selbst werden durch die gewerbsmäßigen Stellenvermittler häufig unerfahrene Leute, insbesondere Dienstboten, weidlich ausgenützt.

Die Sozialpolitik hat hier noch ein großes Arbeitsfeld. Rasches Zugreifen ist umsomehr geboten, als die Aussichten über die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege noch sehr ungeklärt sind.

Briefe aus Frankreich

Von * * *

In Heft 45 des vorigen Jahres brachten wir einen Brief aus Paris, heute wird uns vom gleichen Financier ein zweiter zur Verfügung gestellt." Nice, Avenue de la gare, März 1916. Die Veilchen duften nicht mehr in Nizza, ein Zeichen, daß es dort schon zu warm wird und, daß man gehen soll von der Côte d'Azure, sie wird zu blau. Im Frieden, wer kann sich noch recht an ihn erinnern, waren um diese Zeit die Franzosen auch schon längst nach Paris und die anderen ebenfalls zum größten Teile nach ihren Hauptstädten abgereist, wo der Rasen für die Osterrennen grünte. Da einen alten und noch dazu neutralen Junggesellen nichts bindet, so will ich morgen gerade wie im Frieden abreisen nach der Hauptstadt. In Monte drüben ist ebenfalls nur halber Betrieb, sowohl in den Sälen als auch unten am Strand, fast nur Neutrale füllen dem Intimus eueres Baron de Schön etwas die Taschen. Der Fürst lebt inkognito z. Z. außer Landes — es ist dies die heutige Mode für die petits rois des Westens —. Vielleicht schleppt er seine Netze

Digitized by Google

irgendwo den Meeresgrund entlang. Die Ausbeute wird jetzt reichlich sein, wenn er auch nur verbrauchte Kulturgegenstände und von den Haien als ungenießbar erachtete Knochen zu Tage fördert. Aus ihnen ließe sich vielleicht manche Verletzung des Kriegsrechts festnageln und es wären für einen neutralen Herrscher gewiß solche Aufklärungen interessanter als den Beweis der Parthenogenesis bei den Seeigeln zu erhärten. Ja, es ist jedenfalls nötig, etwas für die Kultur des verrohten Europas zu tun. Sicher ist es der erste Schritt, um einerseits später den Schrei nach dem Kind bei den nicht zur Ehe gelangenden Frauen verstummen zu machen und anderseits zur Lösung des Problemes für Millionen Heere zum definitiv letzten und größten europäischen Weltkrieg im Jahre . . . .

Um zu sehen, wie Italien sich mit dem Kriege abfindet, bin ich letzthin auch über das Einfalltor Ventimiglia bis Genua vorgedrungen, da mir aber mein Geld doch zu lieb war, um es mir direkt aus der Tasche stehlen zu lassen, kehrte ich bald wieder um. Die Preise, die heute in besseren Hotels dort gemacht werden, stehen über jene in einer Animierkneipe der Goldminendistrikte auf Alaska von Anno dazumal. Doch darüber vielleicht nächstens von Paris aus . . . . . .

. . . . . .

Paris rue St. Honoré . . März 1916.

. . . . . .

Die leblose Natur kommt einem hier vor, wie ein ahnungsloses Kind. Die Sonne lacht, die Erde, die Bäume fangen an, sich zu schmücken, wenn ich täglich durch die Porte d'Auteuil vorbei an dem historischen Graben nach Boulogne fahre, so blicke ich immer hinüber nach den Cours. Auch dort grünt der Rasen, wie frisch gestrichen sieht er aus für die Osterrennen und dessen Clou den 200,000 Fr. Preis des Präsidenten.

Erinnerst Du Dich noch im Frühjahr 1914 der Rennen anläßlich der Anwesenheit des englischen Königspaares zu Longchamp. Du lasest mir damals die Zahlen des Handels der 3 Hauptindustrieländer England, Deutschland und der U.-St. für 1913 vor. Es waren, wie ich neulich nachsah,

12,292 Milliarden für England
12,450 „ für Deutschland
12,582 „ für die U.-St.

Deutschland hatte somit 1913 im Rennen um den Weltmarkt England um Nasenlänge geschlagen und Du hast mit dem Perser, der wegen der Zementfabriken damals von Euch eingeseift wurde, um 5 Louis gewettet, daß 1914 oder doch 1915 auch das Sternenbanner von Sieg auf Platz abrücken müßte. Es würde mich interessieren, so Du Dich heute dazu äußern würdest. Daß

Digitized by Google

der Sieg vergeben ist und es sich nur mehr um die Behauptung des Platzes handeln kann, allerdings durch unser aller Schuld, die wir diesen Kontinent bewohnen, wirst auch Du bei allem Optimismus nicht leugnen können. Mit diesem Kriege ist der letzte Rest von Rokoko und Gottesgnadentum zur Theaterrequisite geworden und die ganze Welt kennt nur mehr den einzigen Gott, dessen Priester die Banquiers sind und dessen Himmel über dem Wasser liegt. Schon rüstet Cook in diesem Himmel, um jene Amerikaner nach dem Kriege nach Europa und auf die Schlachtfelder zu bringen. Jeder von dort will sehen, wo die Europäer für Amerika den Sieg errangen, jeder will sehen die Wirkung der Jankeegeschosse und jeder will sehen die Uebriggebliebenen, die Selbstlosen (der Jankee-Journalist, der mich auf diese Invasion aufmerksam machte, sprach so schlecht französisch, daß er Selbstlos mit Idiot übersetzte), welche bereit gewesen wären, sich für Amerika zu opfern. Was ist in Zukunft ein Comte, ein Duc, dessen Schloß zerschossen, dessen Ländereien durchfurcht und zerstampft sind, gegen einen Smith aus Boston, der 2 Jahre statt Nähmaschinen Maschinengewehre fabrizierte, oder gegen A . . . ., zu dem Intendanturräte nicht aufzusehen wagten, wenn sie um die Nennung des Preises für seinen Speck baten? Kann es etwas Traurigeres geben, als daß ein Aesthet mit 20 Ahnen vor einem Fleischergesellen, der auch als Multimillionär die Schuhe noch krummtritt, um seinen und seiner Geschlechtsgenossen Unterhalt für blankes Gold betteln muß. Dies haben die Wände vom Palais . . . . . zu Paris, in dem ein Abt. des Kriegsministeriums untergebracht ist, mit angehört. Ich kann und will Dir nicht weiter mitteilen, was trauriges ich noch alles hier in der kurzen Zeit mitansehen mußte. Eines möchte ich aber festgehalten wissen. Merke Dir, es geht bei allen Alliierten bis zur völligen Erschöpfung. Wen ich hier sprach, Italiener, Engländer, Franzose und Russe, es gab nur eine Meinung, wohlgemerkt in den leitenden Kreisen, es gibt kein Aufhören, es gibt nur ein Niederringen. Den Lenkern der Geschichte der 4 Ländern ist das Heft nur durch die Deutschen aus den Händen zu ringen, die eigenen Völker werden es nicht vermögen, selbst hier, wo man ein Volk vor sich hat, das den politischen Werdegang bis zu Ende durchschritten hat. Im Lande sind nur Greise und Krüppel; mit diesen und einigen, denen Niere, Galle oder Herz jede Aufregung verbieten, baut man keine Barrikaden, zieht man nicht vor die Tuilerien, wer aber etwas Kraft und Willen hat, den drückt der Stahlhelm in der Front und deutsche Geschütze hämmern jeden revolutionären Gedanken zu Brei, wessen Gehirn aber trotzdem noch eines klaren Gedankens fähig ist, für den hat die eigene Regierung nicht nur *eine* Kugel, sondern ganze Maschinengewehrstreifen. Selbst von einem Armeelieferanten hörte ich dies verurteilen. Wollen wir ihm die bona fides zubilligen?

Digitized by Google

Von den Alliierten hat z. Zt. jeder einen Hauptschmerzen, den er seinen lieben Verbündeten bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit als ein unaufhörliches ceterum censeo entgegenschleudert. Die italienischen Cicerone rufen mit ihrer Plebs:

„Panem et carbonem" — dann könnt Ihr etwas von uns verlangen. Eventuell sogar Soldaten an die Westfront. Rußland sagt: „Aurum! Nullum bellum sine auro" — können wir die Westfront entlasten, wenn wir im Osten keine Artillerie und keine Munition haben. Frankreich schreit: „Milites, Milites, — oder Ihr seid alle mit uns verloren. England schweigt in allen 3 Tonarten und sucht nach Laderaum. Ein König, wer in England einen neutral fahrenden Dampfer besitzt. Habt ihr auch einen Hauptschmerz oder ist es nur der, daß die sossis de Vienne ou Frankfort nur mehr mit der Lupe zu sehen ist? Ja Hunger tut weh, kein Geld haben ist sehr unangenehm, an Blutleere sterben ist für einen Sanguiniker der schrecklichste Tod, und sein Geld verlieren und seinen Konkurrenten nicht erwürgen können, kann einen Geizhals und Krämer des Lebens überdrüssig machen. So büßt Ihr alle, weil Ihr alle schuldig seid. Doch sapienti sat. Ich bin nicht Abraham à Santa Clara und Du nicht Wien . . . . . .

. . . . . .

Ich schließe mit der Frage des Tages: Was ist voller Englands Kassen oder Deutschlands Vorratskammern?

X. Die Wähler von Mammers haben ihren Auserwählten z. Zt. unter sich. Die Zurückgebliebenen trinken am Zink den Wein der Sarthe und prophezeien ihm Großes. Dort notierte ich auch folgende Weisheit: Des Volkes Wille ist Gotteswille. Des Volkes Willen aber zu beeinflussen, versteht nur ganz die jeweilige Regierung, wenn es dazu kommt, daß es andere besser verstehen, so ist das ihr Ende. — Der Friede kommt erst, wenn die meisten Regierungen abgewirtschaftet haben. In vino veritas? . . . .)

Ermatingers Gottfried Keller

Von Theodor Heuß

Gottfried Keller ist jetzt bald sechsundzwanzig Jahre tot; über kurzem wird sein Werk frei sein. Die Cottasche Buchhandlung, in der es sich jetzt befindet, hat aber erfreulicher Weise darauf verzichtet, ihr Monopol etwa so einzurichten wie der Verlag, der Mörike hatte und stumm und taub blieb, während rings um ihn der Ruf

Digitized by Google

nach einer handlichen billigen Ausgabe des schwäbischen Poeten wuchs. Sie behandelt Keller wie einen Autoren, für den „etwas geschehen muß", und wenn man seine neuen Auflageziffern sieht, so freut man sich, wie das steigt und zunimmt; von den zehn Bänden der Gesamtausgabe müssen jetzt insgesamt etwa Siebenhunderttausend ausgedruckt und unterwegs sein.

Nun ergänzt Cotta das literarische Werk seines Dichters durch eine neue Sammlung der Briefe und Tagebücher, und er leitet das Unternehmen ein durch die Lebensbeschreibung, die Professor Emil Ermatinger in Zürich geleistet hat. Das ist ein sehr stattliches Buch von 677 Seiten geworden (17 ℳ); es erschien im Herbst 1915 und nach wenigen Wochen mußte bereits eine neue Auflge gedruckt werden. Das sei vermerkt, nicht weil es als äußerliche Erfolgsempfehlung gelten mag, sondern weil es für den Verlag wie für das deutsche Käuferpublikum gleich ehrenvoll ist: daß jener mitten im Krieg mit einem so großen und ernsthaften, völlig unkriegsmäßigen Unternehmen sich auf den Markt wagte und weil dies Wagnis so dankbaren Empfang fand.

Jakob Baechtholds Ausgabe von Briefen und Tagebüchern mit verbindendem Text sollten die Unterlage bilden und die alte Fassung „möglichst geschont" werden — aber allein dadurch, daß die biographischen „Quellen" in zwei Sonderbände verwiesen wurden und dies erste Buch eben nur Beschreibung ist (in der der Dichter freilich an entscheidenden Punkten doch selber wieder das Wort erhält), hat Ermatingers Arbeit einen völlig neuen Rhythmus. Meinethalben mag das eine Philologenarbeit in fünfzig Jahren sein, auseinanderzuklauben, wo der Bearbeiter der Vorlage im Sinn, wo im Wortlaut folgte — für den unbefangenen Leser, für den die Bekanntschaft mit Baechtholds Buch eine etwas blasser gewordene Erinnerung ist, stellt sich Ermatingers Werk im Wesentlichen als eine neue und selbständige Leistung dar.

Nicht nur hat sich, auf Baechthold fußend, eine gewisse Keller-Literatur entwickelt, die je und je neues Material aufschloß. Der Abstand der Jahre hat manche Rücksichten auf Menschen und

Digitized by Google

Verhältnisse ausgewischt, die für Baechtholds Buch noch Gebot gewesen — denn das begann bereits drei Jahre nach des Dichters Tod zu erscheinen. Auch hat sich in der Gesinnung wie im Gesichtsfeld manches verschoben. Unserem Geschlecht ist der Zürcher Poet kein Zeitgenosse mehr, sondern wir sehen ihn „historisch", vor allem seine Entwicklung vom Ausgang der vierziger bis zum Ende der sechziger Jahre, bedingt durch die Zeit und doch in manchem Gegensatz zu ihr das Eigenste gestaltend, die literarische Philologie durchsucht sein Verhältnis zur vorangegangenen Dichtung oder zu den Quellen (Musterbeispiel der Sieben Legenden), die Geistesgeschichte horcht auf die gedanklichen Auseinandersetzungen, der Aesthetiker sucht nach einer Festlegung der künstlerischen Formen- und Ausdruckswelt, der Biograph und Psycholog aber sucht seiner Menschenart und des Menschentums habhaft zu werden. Diese letzte Aufgabe ist dadurch vor allem notwendig geworden und nicht mehr ganz leicht, da neben dem Leben Kellers schon früh genug die Kellerlegende zu wuchern begann.

Manchen Freund des Dichters mögen solche Sätze etwas bänglich anmuten — also ist der ewig Frische nun auch „wissenschaftliches Material" geworden, eingegangen in den Himmel klassischer Werte, Stoff für Dissertationen, Textkritiken und Quellenvergleiche, der uns gestern und heute noch nur durch das eigene unverwesliche Wort nahe und unmittelbar geblieben war. Soll der Weg zu ihm jetzt über die Eselsbrücke der erklärenden Darstellung genommen werden, auf dem der Schmelz der poetischen Erfindung an Bücherrücken abgestrichen wird und der gedankliche Tiefsinn der Werke als entlehntes Gut „entdeckt" wird?

So ist es doch nicht. So konnte es geschehen, wenn subalterne Hände dieses Nachzeichnen unternommen hätten. Aber Ermatinger hat selber so starken Kunstverstand, daß er diese Lebensbeschreibung nicht in Wissenschaftlichkeiten ertränkt; die Wissenschaft selber, d. h. das Wissen um die Dinge und die Aufhellung der Wahrheit, bleibt aber in allem so starke und gesicherte Voraussetzung, daß das Buch nie in einen schöngeistigen Feuilletonismus

Digitized by Google

gerät. Seine Nüchternheit ist eine den reinlichen Geist befriedigende Klarheit, seine Anmut aber die Wärme, die sich aus dem köstlichen Stoff der empfänglichen Seele immerdar mitteilt.

Ermatinger ist Baechthold nachgefolgt in der schlichten Haltung des Erzählertons, er ist über ihn hinausgewachsen in der künstlerischen Klärung der Kellerschen Arbeitsweise, in der oft sehr feinsinnigen Darstellung, wie Keller sich mit seinen eigentümlichen Instinkten zum Stoff verhält. Er gibt hier bei den Legenden etwa oder beim „Grünen Heinrich" geistreiche Analysen, die von der Literaturbesprechung unvermerkt in die psychologische Charakteristik überleiten. Umgekehrt, und das ist mit das Wichtigste des Buches, die sorgsame und nicht zu pedantische Prüfung, wie die Lebensschicksale, vor allem die Arbeiten, Abenteuer und Erfahrungen des Geistes, sich umsetzen in künstlerische Prägung. Mit großer Liebe etwa sind so die unfruchtbar-fruchtbaren und fast ziellosen Berliner Jahre beschrieben, und in gründlicher, aufschlußreicher Betrachtung festgestellt, wie Kellers Weltbild und Lebensbetrachtung sich in den Jahren der langsamen inneren Befreiung an Ludwig Feuerbach festigten.

Vielleicht ist Ermatingers Buch etwas zu dickleibig geworden, die Freude am neuen Stoff und der Wille, über das Material hinaus doch eigene Richtung und Gestaltung zu geben, läßt in manchen Freundschaftsbeziehungen etwa, die später gleichgültig wurden, Episodisches zu breit geraten. Aber zum Glück ist das alles nie langatmige Schreiberei, sondern solche Nebenpartien, in denen allerhand biographische Schicksale zusammengestellt sind, geben muntere Zeit- und Geistesbilder aus dem Münchener und Züricher, Heidelberger und Berliner Kreis. Eine spätere Darstellung wird hier vielleicht straffer sein müssen.

Hier ergibt sie sich zum Teil aus technischen Gründen: die Biographie ist die Einleitung zu Tagebüchern und Briefen, diese Briefe werden in ihrem menschlichen Zusammenhang erst dann ganz lebendig, wenn nicht nur über den Empfänger etwas zu erfahren ist, sondern die mancherlei Namen, von denen die Rede,

Digitized by Google

nicht eben nur Namen bleiben. Statt einer übergroßen Last von Anmerkungen wurde dieses biographische Material in dem ersten Band mit verpackt.

Vor wenigen Wochen nun ist der erste Band der Briefe und Tagebücher (1830—1861) erschienen (13.50 *M*). Die Sammlung, die Baechthold zur Verfügung stand, erscheint schon für diesen frühen Abschnitt wesentlich vermehrt. Mutter und Jugendfreunde, dann Freiligrath und Hettner, fernerhin Duncker und Ludmilla Assing sind die Empfänger; Storm und Vischer werden erst den zweiten Band zieren. Die Haltung der Briefe ist sehr unterschiedlich und zeigt, wie stark doch Kellers Natur, in aller Spröde, anpassungsfähig. Für die Arbeit die wertvollsten sind die Auseinandersetzungen mit Hermann Hettner, in denen sich die Klärung der Selbstkritik vollzieht; am menschlich freiesten und unbefangensten gibt sich die männliche Seele in den Briefen an Freiligraths. Welche Wanderung und Wandlung des Lebens in den hier umschlossenen dreißig Jahren, vom knabenhaften Versuch über Unsicherheit, Selbstversportung, Behaglichkeit, Stolz, Gewißheit des eigenen Wertes und Bescheidenheit im sachlichen Urteil. Diese Briefe hatten gelegentlich das Schicksal, halbfertig liegen zu bleiben; dann wurde der Faden wieder gefunden. Es sind keine flüchtigen konventionellen Zwangsbriefe, sondern zumeist breitgesponnene Episteln, zur Selbstvergnügung oder Selbstbefreiung, oft witzig, mit guter Selbstironie, dabei immer solid und ernsthaft in der Sachmeinung.

In einer Bemerkung von Ermatingers Vorwort wird mitgeteilt, daß eine „Kritische Gesamtausgabe der Werke für die allernächste Zeit geplant ist." Darin sollen Kellers nicht fertig gereifte Entwürfe und die halbbearbeiteten Materialien Aufnahme finden. Einstweilen begrüßen wir die zwei vorliegenden Bände als günstige Boten des großen Unternehmens.

Sie haben für unser Bewußtsein heute schon, da sie so „unaktuell" sind, die schöne und vielleicht notwendige Aufgabe, in der

Digitized by Google

deutschen Schweiz und im „Reich" das Gefühl der geistigen und kulturellen Zusammengehörigkeit aufzufrischen, das durch schlechtes Zeitungspapier da und dort verstaubt ist.

Die Wolke

Von Ernö Szep

(Autorisierte Uebersetzung aus dem ungarischen von Amelie Agoston)

In der frühjährigen Mittagsstunde ist der Himmel oben so blau, wie die weite, reine Freude, und in der Bläue schimmern weiße zerfetzte Fasern, die wir benennen, jedoch nicht als Wolken fühlen. Als ob diese süßen nach und nach sich zerreißenden weißen Glanzlichter miteinander spielten, als ob sie vor einander flüchteten und nach einander griffen, als ob diese schöne und unbegreifliche Zerfaserung das zärtliche Sinnen der himmlischen Langeweile wäre. Auf einmal entsteht ein aschgraufarbiges Flöckchen auf dem blauen Himmel, es scheint nur sich verflüchtigender Rauch zu sein, wir erblicken es, dann sehen wir es nicht, dann ist es wieder da und bleibt, seine Farbe ist schon etwas ausgesprochener, ernster; graue Trübung in der blauen Freude und das freudige Licht der frühjährigen Bläue wird gedämpft, irgend ein Schatten huschte darüber hinweg, als nähme ein junges Mädchen einen Schleier vor sein lächelndes Gesicht.

Ich sitze im Wagen, der Wagen fährt bei einem Spielplatz vorbei, auf dem lustigen Rasen atmet Bläße, das freudige neue Laub der Kastanie erzittert, auf der Bank sieht sich eine dicke weiße Kinderfrau unruhig nach dem spielenden Kinde um, die Fenster des Miethauses am Rande des Platzes vergessen plötzlich zu lächeln. Die Sonne scheint, das Wetter ist schön, es kam nur jene aschfarbige Wolkenfahne über den Himmel und die Kühle fröstelte durch die Luft und die Sorge läßt sich auf die Dächer nieder, denn

Digitized by Google

es ist April, und man weiß über das Wetter nicht Bescheid. Mein Wagen bleibt gleich stehen, ich greife in meine Tasche, bereite das Geld, welches dem Kutscher gebührt. Ich habe einen Gulden, einen alten Gulden in der Hand, mein Auge heftet sich zerstreut darauf, es schaut das silberne Profil, dessen Wölbung nach so langer Zeit auf die Platte des Guldens abgemagert ist.

Wie viele Hände hielten ihn, wie viele Finger rutschten auf diesem Gulden herum? In wie vielen Taschen, Schubladen, Geldbörsen, alten Strümpfen kam er herum, durch wie vielen Leichtsinn, Geiz, Sorgen und Spiel reiste er durch, in wie vielen lauten Gesellschaften war er und wie viel lebte er in angstvoller Einsamkeit. Ich schaue die Jahreszahl an! 1869. Wie blaß dieser alte Gulden, vielleicht glitzert er darum nicht in meiner Hand, weil die Sonne in diesem Augenblicke schwächer scheint. Er ist dünner wie der neue Gulden, wo ist wohl diese unglaublich kleine Silbermasse hin, welche die Hände im Laufe der Zeiten von ihm abgewetzt haben? Wie viel Zeit? Die engen kleinen Buchstaben und die Punkte zwischen den Buchstaben verwischten sich hier und dort an der Rundung des Guldens.

Und den Kranz am glatten Kopf kann man auch bloß vermuten, auch die Zeichnung des Bundes am Halse ist kaum zu sehen, und das feine Werk des Schnurrbartes und des Backenbartes ging auch verloren, das Gekräusel der Fäden verging am Geld, es ist nurmehr in Flecken zu sehen. Ich schaue vom Geld in die Höhe, irgend ein Verdacht befällt mich, aber er ist so unwahrscheinlich, man kann es so nicht begreifen, daß irgend etwas sich so plötzlich verändern kann, wenn wir uns zu ihm gesellen, etwas, das über uns und zwischen uns und in uns ist, nicht wahr, es ist nicht möglich? — es ist doch alles genau so auf seinem Platz, die Häuser, die Brücke, die Bäume und der Himmel... der Himmel ist so blau wie das Leben, nur ein trüber Fleck schleicht an ihm herum, und sein Schatten erstreckt sich hier unten auf der Wiese.

Digitized by Google

Frühling entlang

Wo die Frühjahrssonne ihre ersten warmen Rasten hält,
lehnen die Menschen sehnsüchtig über Zäune
in den goldenen Schein.

Müde macht das Wandern Hand in Hand
unter den blühenden Bäumen hin
weiße staubige Wege entlang
Hügel hinan
und über leuchtende Wiesenbreiten.

Doppelt müde wandelt der Einsame,
wenn er allein die Last der Einsamkeit
tragen muß den flüsternden Frühling entlang.

Aber wem das Herz leicht ist und unbeschwert von Sorgen,
der läßt es fröhlich steigen
mit den bunten, leicht beschwingten Drachen
tief in den blauen Himmel hinein . . . .

Emil Wiedmer

Ismene

Gleichwie ein einzeln Reh vor fernem Wald,
schwand hin, Ismene, deine Mädchenzier
neben der Schwester dunkelnder Gestalt;
und selbst die Dichter wissen kaum von dir.

Ich aber seh' dich: du hast helles Haar,
das da und dort wie Seide schattig wird,
durchscheinend Antlitz, Augen groß und klar
vom vielen Schauen wie ein junger Hirt.

Botin bist du, du läufst geschickt und schnell,
dich hemmt nicht Stein noch Ast, dich schreckt kein Tier.
Nur manchmal rastest du an einem Quell.
Verweile doch! Wie mühsam folg' ich dir!

Digitized by Google

Du aber lächelst leise in die Flut
und springst schon fort und weißt nicht, daß vielleicht
ein Satyr, der im hohen Riedgras ruht,
dich noch mit einem heißen Blick erreicht.

Du kennst die Blumen, weißt von jedem Kraut
und jeder Beere Heilkraft oder Gift;
dir ist des Weberschiffleins Gang vertraut,
du wirfst den Ball, daß er den Himmel trifft.

Trotz deines Kronreichs Bürgerstöchterlein,
dir schien bestimmt des Hauses Werk und Ruh,
der Lieben Kreis, des Herdes Flammenschein —
o Kind, wer löst dir einst die Wanderschuh?

Ich wäre glücklich, säh' ich wo im Raum
Erzlicht erfunkeln, einen Helmbusch wehn.
Doch niemand darf durch deinen Mädchentraum
noch als der Vater und die Brüder gehn.

Wien. Felix Braun

Albert Weisgerber

(Zu seiner Nachlaß-Ausstellung in der Münchener Neuen Sezession)

Albert Weisgerber ist einer der „Fälle", die man, um gründlich zu sein, als ein Stück Zeitgeschichte schreiben müßte. Man müßte ein ganzes Geschlecht analysieren, mit all seinem Wühlen und Wollen in und außer der Kunst, bis in die entferntesten Zweig-Enden seiner sozialen Verästelungen hinein, mit all seinen Rückschlägen vom Mechanischen aufs Persönliche und allen schmerzhaften Auflehnungen gegen den Verbrauch der heiligsten Seelenkräfte durch die organisatorische Erstarrung des Daseinswillens. Die Unmöglichkeit der ewigen, zeitlich zwecklosen Anschauung, die Sinnlosigkeit der aus ihren eigenen Stammessäften auf ungenährtem Boden zur Entfaltung strebenden Seelenblüte, die Prostitution jeder innerstpersönlichen Mitteilung an ein Zeitalter, das die Anschauung flieht, nur dem Wirbel des Zeit-Erlebens erliegend; das nicht das lauteste, nicht das zarteste Seelenprodukt „verwerten" kann, außer es seinem mechanischen Umwertungsbetrieb einzuverleiben; das als Entwicklungsmedium persön-

Digitized by Google

licher Kräfte nur die physischen an sich ziehen und nähren kann — das alles müßte zergliedert und wieder zusammengefaßt werden, in seinen zerstreuten Wirkungen dargestellt und in den Brennpunkt einer Personifikation zurückgeführt. Und hierauf wäre dann der Name Albert Weisgerbers zu schreiben.

Wer unwissend und unbefangen, mit Weisgerber bisher noch unbekannt, die Räume betritt, kann den ersten Eindruck einer Ausstellung von zwanzig oder noch mehr von einander unabhängigen Malern empfangen. Es gehörte schon ein beträchtliches Einfühlungsvermögen dazu, um hier ohne weiteres, und sei es nur durch Entdeckung einer durchgängigen Handschrift, auf das Werk eines Einzelnen zu raten. Bald wird er an Richtungen erinnert, bald an Einzel-Einflüsse, dazwischen stößt er wieder auf Uebungen ganz voraussetzungsloser Malerleidenschaft. Wir aber, umgekehrt: wissend und befangen treten wir ein, sträuben uns gegen die Anerkennung einer Persönlichkeit, die so vielem unterliegt, und selbst in ihren besten Zeugnissen nicht verspricht, Endgültiges von sich selber zu sagen — und immer tiefer geraten wir in ihren Bann, immer klarer tritt das Band hervor, das sich um den Kranz der Experimente schlingt — unser eigenes Miterleben ist es, das er erzwingt. Plötzlich finden wir uns mit ihm in den Brennpunkt der Zeit gerückt, mitten in ihn hineinversetzt blicken wir um uns herum, aus uns heraus — und finden das ganze große Elend der kunstzerfleischenden Gegenwart vor uns aufgetan. In einem Märtyrer offenbart. Der Titanenkampf der Seele gegen das Zeitalter der Zerstückelung umblitzt uns mit wirren Zuckungen . . .

Jeder große Künstler ist berufen in seiner Zeit. Sie hat kein anderes Organ, ihr Menschliches auszusprechen, als den Künstler. Wie sie ist, was sie zeigen will oder muß, das wird sichtbar allein in ihm. Und je nach ihrem Wesen ist er ihr Held oder ihr Opfer. In der Zeit des seelischen Ideals ist er ihr Held, in der Zeit des mechanischen Ideals ist er ihr Opfer. Das mechanische Ideal ist der Todfeind des seelischen, aber Künstler und Kunst sind durch urewige, unzerbrechliche Gesetze Offenbarer der Seele, und das ehrlichste, stärkste, tiefste Talent kann im Zeitalter des mechanischen Ideals nichts höheres sein, als das tragische Abbild des hoffnungslosesten seelischen Auflehnens. Weisgerbers Heldentod für den politischen Begriff Deutschland — eine geknickte Hoffnung der deutschen Kunst soll er sein? Was hat die Kunst zu hoffen? Sein ganzes künstlerisches Ringen war ein von seiner Zeit erpreßter Heldentod, aber für etwas, das mehr ist, als Begriff. Jedes Leben gegen seine Zeit ist ein fortgesetzter Tod, und der Tätigste, Stärkste erleidet ihn am wissendsten und heftigsten, weil er in ihm sich selber darstellen muß, er, der nur das Leben sein möchte. Seht ihm nur in die Augen, in der Reihe seiner Selbstbildnisse, wie die Qual der Frage sich mit seiner Reife steigert! Es sind die Augen eines Gefesselten. Der naiven Urkraft, die nicht weiß, wo ihr Bedrücker zu fassen ist.

Jedes spätere, reifere Werk klammert sich — bald als Stoff, bald im malerischen Ausdruck — an eine neue Möglichkeit. Zeitgerecht sein! Das für die Seelenkünder längst unerfüllbar gewordene Sehnen bricht doch immer, immer wieder durch bei ihm. Denn er lebt durchaus in seiner Zeit und weiß nicht, wer sie ist. Er ist zu sehr Künstler, um intellektuell zu sein. Und

Digitized by Google

nur der Intellekt kann diese Zeit vertreten. Aber unsagbar rührend kommt die geniale Hilflosigkeit bei ihm zum Ausdruck: indes er Anschluß sucht an jeden malerischen Neuklang, und neuer Hoffnung voll das künstlerische Gegenwart-Erlebnis an sich reißt, klimmt er in seinen Stoffen zeitlich nur immer weiter und weiter zurück, wo immer verlassene Gefilde des Seelendienstes zur Heimkehr und Neubesiedelung laden. Der Dienst des Leids (seine Sebastiane und Kreuzigungen), der Dienst der Heldenkraft (sein über sein eigenes Erwachen erschrockener, noch unschlüssiger David) und endlich — fast möchten wir Jubelklänge des endlichen Landens in der Heimat in das frohe, warme Licht des Bildes hineinhören — der gewaltige Sprung mit beiden Füßen mitten in die Welt Homers hinein, das Amazonenbild!..

Daß Weisgerber in seinem unbestechlichen dunkeln Drange als Sucher des Bildstoffes für seine am höchsten entwickelten Ausdrucksmittel bis dorthin zurückgefunden hat, wo noch die Menschen mit den Göttern leben, Natur und Seele, Geist und Gefühl noch eins ist — soll das Verlegenheit sein, Zufall, oder rein ästhetisches Verlangen? Ich glaube es nicht! Mir ist es Symptom und Symbol zugleich. Symptom für den endlich unvermeidlichen Bruch der Kunst mit der Zeit des mechanischen Ideals, für die Trennung einer längst zum Skandal gewordenen Ehe zwischen Seele und Daseinsform (wofür das reinere malerische Genie Frankreichs die Mittel hervorgebracht hat). Symbol für die Ewigkeit der alten Griechenwelt des nie verblühenden Mutterschoßes, in den die Seele auf der Flucht vor allem Problematischen, heiße es Christentum oder Humanismus oder Sozialismus oder Wissenschaft oder wie sonst — immer wieder zurückkehrt.

Ich weiß nicht, ob ein Kamerad den letzten Verklärungsblick Albert Weisgerbers aufgefangen hat. Aber sein Amazonenbild sagt mir, daß er auf Hellas fiel.

Hermann Gottschalk

Kriegsliteratur

In der immer mehr anschwellenden Masse von Kriegsschriften gibt es auch einige fortlaufende Sammlungen, die eine gewisse Beachtung verdienen.

Da ist vor allem die „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte“ (Berlin, S. Fischer). Sie enthält u. a. eine Reihe Schilderungen von Augenzeugen aus Kriegsgebieten. Darunter ragen besonders die Bändchen hervor: „Zwischen Lindau und Memel während des Krieges“ von Paul Schlenther. „Die Front in Tirol“ von F. K. Giezkey. „Im Kriege durch Frankreich und England“ von H. Vorst. Außerdem aber finden sich in der Sammlung eine Reihe von überaus bedeutsamen Schriften, die nicht bloß Gelegenheitserzeugnisse, sondern von dauerndem Wert sind. Da ist vor allem „Preußische Prägung“ von Lucia Dora Forst, eine Studie, klassisch im Stil und in der Gedankenführung, ein vielleicht einseitiger aber glänzender Versuch, das Wesen des Preußentums zu ergründen.*) Thomas Mann will in dem Büchlein „Friedrich und die große Koalition“ ebenfalls einen Beitrag zu dem Gegenstand „Preußentum“ geben und er tut es in seiner bekannten geistreichen Art. „Der deutsche Mensch wird von Leopold Ziegler in tief-

*) Bei diesem Thema muß man wenigstens erwähnen das viel umfangreichere Buch von Moeller van den Bruck „Der preußische Stil“ (München. Piper. 1916).

Digitized by Google

schärfender Weise analysiert. Auf dieses Buch soll mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden. In den Gedankengängen und Absichten schließen sich zwei weitere Schriften an: „Gedanken zur deutschen Sendung" von Alfred Weber und „Deutsche Zukunft" von Ernst Troeltsch, Bücher, die wie das L. Ziegler reich an völkischen Erkenntnissen und Zukunftsweisungen sind, Bücher, deren Lektüre aufs ernsteste zu empfehlen sind. Mit wirtschaftspolitischen Fragen beschäftigt sich in seiner bekannten scharfsinnigen Weise F. Oppenheimer in der „Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft" und Leopold von Wiese im „Staatssozialismus."*) Großes und berechtigtes Aufsehen hat K. Leuthners „Russischer Volksimperialismus" erzeugt. Glänzend und hinreißend im Stil sucht der der russischen Sprache und Literatur kundige Verfasser den Nachweis zu führen, daß der großrussische Imperialismus nicht bloß eine Sache bestimmter abgegrenzter Kreise ist, sondern daß er je länger je mehr das gesamte großrussische Volk zu ergreifen anfängt, ja schon ergriffen hat. Ueberaus zeitgemäß ist die vom Herausgeber der Sammlung Prof. Dr. S. Saenger veranstaltete Zusammenstellung aus Theodor Fontanes Werken: „Der englische Charakter, heute wie gestern", ein nachträglicher Beleg für die scharfe Beobachtungsgabe des viel zu wenig noch gewürdigten Verfassers. Jeder dieser Bände kostet 1 Mark.

*) Desselben Verfasser „Gedanken über Menschlichkeit" (Leipzig, Duncker & Humblot) dürfen als ein echtdeutsches Erzeugnis angesprochen werden, als einer der vielen Beweise dafür, daß trotz den erregenden und vielfach verwirrenden Ereignissen des Krieges die deutsche Seele weit und weltumspannend bleibt.

Eine zweite Sammlung erscheint unter dem Titel „Die Zeitbücher" bei Reuß & Itta in Konstanz. Sie ist offenbar auch für die Versendung ins Feld bestimmt. Das einzelne Stück kostet 50 Pfg. Sie enthält viel Unterhaltungsstoff. Dichtungen meist in Prosa von W. v. Scholz, W. Schussen, L. Finckh, F. Mauthner, A. Huggenberger, H. Hesse, um nur bekanntere Namen zu nennen. Daneben aber auch Stücke ernsteren Inhalts, wie A. Sexauer „Feldpredigten", K. Busse „Ueber Zeit und Dichtung", H. Lhotzky „Vom Erleben des Glücks", H. Schäff „Im Zeichen der Stunde, K. Münzer „Der Wert des Lebens". Besonders wertvoll sind vier Stücke, die sich mit Volkspsychologie beschäftigen: J. Bab „Preußen und der deutsche Geist", W. Handl „Oesterreich und der deutsche Geist", W. v. Molo „Deutschland und Oesterreich" und eine ganz ausgezeichnete für solche Untersuchungen beispielmäßige Studie von Th. Heuß „Schwaben und der deutsche Geist". Ich hebe sie besonders hervor und bitte den Redakteur des „März", dieses ernst gemeinte Urteil stehen zu lassen. Eine köstliche Gabe bilden die „Alten Kalendergeschichten". Das nächste Mal möchte ich über einige österreichische Sammlungen sprechen.

E. Pernerstorfer

Am nächtlichen Feuer

In der Ferne heult ein hohler Pfiff. —

Es ist bitter kalt im nächtlichen Polen. Wir haben uns ein offenes Feuer am Bahndamm angezündet und hocken und liegen stumm.

Ab und zu klappert das Kochgeschirr eines Glücklichen, der — der Teufel mag wissen, wo er etwas aufgetrieben

Digitized by Google

hat — sich sein Morgenmittagnachtmahl zurechtbraut.

Ich liege auf einer Leiter, die am Kopfende mit einem Klotz hochgestützt ist — der Boden ist schlammig und kalt.

Aber über mir ist Reinheit, keuschester Himmel. Venus allein strahlt gütig vom blauenden Grunde — Stern meiner Mutter — Tage der Kindheit leuchten auf, da du mich lehrtest, in ungeahnten Gefahren deiner zu gedenken.

Du gabst mir den Glauben an ein allgütiges Geschick. Wie oft habe ich schon in einsamen Nächten im Feindesland so deine sorgliche Nähe spüren dürfen.

In Gefahr gabst du mir Ruhe — Ruhe zeugte Sehnsucht — bin ich schon so lange fort von dir.

Jemand stößt an mein Lager.

Ein Nachtposten kommt fröstelnd heran und zündet sich verliebt seine Pfeife an, indem er starrhändig einen glühenden Holzbrocken auf das Restchen Tabak im Pfeifenkopf legt. — Mir geht so Vieles durch den Sinn; Bilder von daheim, von fernen Gefechten — hohläugig tauchen aus der Finsternis liebe Kameraden hervor, die längst irgendwo verscharrt.

Dulce et decorum est, pro patria mori. Als wir das noch auf der Schulbank gelehrt bekamen, trug es wahrlich den Tonfall der Ueberirdischkeit.

Anders wirkt die Wirklichkeit.

Freiwillig kämpfen und sein Bestes leisten will jeder, der seit Jahr und Tag am Feinde steht — aber ans Sterben denkt keiner unnötig. Höchstens, daß man zuzeiten die Wahrheit verspüren muß, daß immer nur die Form furchtgebietend hinter der Möglichkeit steht. —

Irgendwer wirft über mich hinweg eine alte Gartentür — die Flammen schlagen auf und fallen gierig über die frische Nahrung her.

Ist das noch Feuer, wie es so tausendfältig goldgezackt empor zur Nacht strebt? Ists nicht vielmehr das Abbild meines nie stillbaren Sehnens.

Seltsame Stimmen, die durch die Nacht hallen — Stimmen heimatlicher Nächte voll Einsamkeit — Unentwegtes, denkst du auch heim?

Die Uhr am Handgelenk tickt leis — drei Uhr — schon.

Glut lohe auf —

Schlaf senke dich.

Morgen — ist — wieder — Marsch.

Wolfgang H. Döring

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Eine lehrreiche englische Kohlenausfuhr-Statistik

Von Richard Hennig, Berlin-Friedenau

Daß England mit den einzelnen Ländern, die es bereits zu Dienern seiner Politik eingefangen hat, oder die es mit mehr oder minder sanfter Gewalt noch einfangen möchte, sehr verschieden zufrieden ist, weiß man seit langem. Von den großen Verbündeten wird Frankreich entschieden am besten behandelt, Rußland schon erheblich weniger gut, weil es militärisch schwer enttäuscht hat, immerhin aber noch zu einigen vagen Hoffnungen berechtigt; Italien dagegen wird nach Möglichkeit schikaniert, da man offenbar alle Hoffnungen, die man einst an sein Eingreifen knüpfte, bereits endgültig hat fahren lassen. Ebenso verschieden werden die Neutralen behandelt: Griechenland, das die Frechheit gehabt hat, sich zu weigern, dem englischen Verlangen nach Eingreifen in den Krieg nachzukommen, oder Schweden, das sich nicht damit begnügte, Englands Uebergriffe in seine Handelsrechte mit den von England allein gestatteten papierenen Protesten zu beantworten, werden natürlich von England mit erheblich unfreundlicheren Blicken betrachtet als andere „Neutrale", die gehorsame Diener von Downing Street sind und sich beeilen, ihren englischen Herren jeden Wunsch von den Augen abzulesen, wie Portugal, die Vereinigten Staaten u. s. w.

Jetzt nun haben wir ein treffliches Dokument, das uns einen ausgezeichneten Gradmesser für Englands Zufriedenheit mit seinen Verbündeten und mit den neutralen oder pseudoneutralen Nationen abgibt, in Händen: die Statistik der englischen Kohlenausfuhr im Jahre 1915. Da ja England von jeher

Digitized by Google

der Kohlen-Hauptlieferant der Welt gewesen ist und da Deutschland zur Zeit aus bekannten Gründen nur für seine unmittelbaren Nachbarn noch Kohlen zu liefern vermag, ist die uns feindliche und die neutrale Welt Europas mehr den je zuvor auf England angewiesen. Da aber Englands Kohlenförderung infolge des Krieges empfindlich erschwert und verteuert ist, da ferner die englische Kohlenausfuhr wegen der katastrophalen Frachtraumnot ganz gewaltig hat verringert werden müssen, so sieht England sich in die Lage versetzt, die notwendig starke Einschränkung seiner Kohlen-Gesamtausfuhr dazu zu benutzen, daß es den einzelnen Bezugsländern ihren Bedarf an Kohlen ganz nach Willkür zumißt, je nachdem es mit ihnen „zufrieden" ist oder nicht. Diejenigen Neutralen, die gegen Englands Willkürmaßnahmen aufzumucken wagen, werden durch eine weitgehende Verringerung der Kohlenzufuhr ebenso gestraft wie die Alliierten, deren Leistungen zu wünschen übrig lassen. Wer aber brav und folgsam sich für England aufopfert und sich willenlos alle englischen Uebergriffe in fremde Hoheitsrechte geduldig gefallen läßt, den belohnt der „gnädige Herr" John Bull mit reichem Kohlensegen.

So wird in der Tat die nunmehr für das Jahr 1915 vorliegende Statistik der englischen Kohlenausfuhr zu einem sehr lehrreichen und unterhaltsamen Gradmesser für Englands Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit den übrigen wirklich oder der Fiktion nach selbständigen Staaten. Die Zahlen der Kohlenausfuhr-Statistik wirken geradezu wie eine von England erteilte Zensur, eine Rangordnung für die „Bravheit" der einzelnen Nationen. Eine kleine Störung in die Beurteilung bringt lediglich der Umstand, daß einmal Rußland (und ebenso Rumänien) für die englische Kohlenzufuhr ganz oder während eines großen Teiles des Jahres unerreichbar geworden ist, daß fernerhin dem okkupierten Belgien natürlich England keine Kohlen liefern und demgemäß den Grad seines Wohlwollens oder seiner Unzufriedenheit nicht wohl ausdrücken kann, und daß schließlich derjenige

Digitized by Google

neutrale Staat, mit dem England am meisten zufrieden zu sein Veranlassung hat und dem daher in der Kohlen-Rangordnung von Rechts wegen der erste Platz gebühren würde, daß die Vereinigten Staaten selber Kohlen in so reichem Maße hervorbringen, daß sie die englische Kohlenzufuhr nicht benötigen. Sieht man von diesen Umständen ab, so bietet aber das nachfolgende Dokument klarer als alle Ministerreden ein zutreffendes Bild von Englands innersten Gefühlen den übrigen Nationen gegenüber.

Natürlich gibt nicht die absolute Menge der jeweilig gelieferten Kohle den rechten Maßstab für die von England erteilten „Zensuren", sondern man muß die Kohlenlieferung des Jahres 1915 in Vergleich bringen mit den im letzten normalen Friedensjahre 1913 gelieferten Kohlenmengen. Dann aber kommt man in der Tat zu höchst pikanten Ergebnissen und kann deutlich die guten und die schlechten Zensuren unterscheiden. — Betrachtet man zunächst die mit England verbündeten großen europäischen Länder (die kleinen, die sich verblutet haben, existieren für England nicht mehr — höchstens noch in gefühlvollen Reden), so erhält man folgende höchst absonderliche Verschiebungen in der englischen Kohlenfürsorge:

Land	1913 t	1915 t	Verschiebung t
Frankreich	12 776 000	17 602 000	+ 4 826 000
Italien	9 647 000	5 788 000	— 3 859 000
Rußland	5 998 000	43 000	— 5 955 000

Bei Rußlands Kohlenversorgung spielen, wie gesagt, Umstände mit, die von Englands freiem Willen nicht abhängen. Die gänzlich verschiedene Behandlung Frankreichs und Italiens aber ist von hohem Reiz, zumal wenn man beachtet, daß Italien bis zum Tage seines Eintritts in den Krieg (23. Mai) von England lebhaft umschmeichelt und entsprechend reich mit Kohlen versorgt wurde, während später England dem betrogenen Betrüger den — Kohlenkorb um so höher hängte, je unzufriedener es mit der völligen militärischen Impotenz Italiens zu werden alle Ursache hatte. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, stellen jene

Digitized by Google

5 788 000 t Kohlen des Jahres 1915 eine elend schlechte „Zensur" dar, wie sie in der Schule sicher eine Versetzung ausschließen würde!

Ebenso reizvoll ist die Betrachtung, wie England die Haltung der neutralen europäischen Staaten wertet. Es erhielten nämlich an englischen Kohlen:

Land	1913 t	1915 t	Verschiebung t
Norwegen	2 298 000	2 643 000	+ 345 000
Dänemark	3 034 000	3 131 000	+ 97 000
Holland	2 018 000	1 703 000	— 25 000
Portugal	1 356 000	1 023 000	— 333 000
Griechenland	728 000	309 000	— 419 000
Spanien	3 649 000	2 068 000	— 1 561 000
Schweden	4 583 000	2 660 000	— 2993 000

Diese Tabelle ist überaus bezeichnend. Norwegen und Dänemark waren einwandfrei „englandfromm", ließen sich alles gefallen und wurden dafür mit überreichem Kohlensegen belohnt. Holland gab schon mehr zu Beanstandungen Anlaß, protestierte gegen den Mißbrauch seiner Flagge durch englische Schiffe und internierte englische Marinemannschaften, die auf holländischem Gebiet schiffbrüchig geworden waren. Immerhin lautet auch Hollands Zensur noch auf „Ziemlich gut". Portugal dagegen, das sich fast 1½ Jahre lang weigerte, trotz englischer Aufforderung, seine Truppen auf die englische Schlachtbank zu senden, erhielt schon eine ernstere Rüge: Einschränkung seiner Kohlenzufuhr um rund ein Viertel (heut, nachdem es seinen letzten spärlichen Rest an Würde den Engländern verkauft hat, wird es — vielleicht! — wieder entgegenkommender behandelt werden!) Noch empfindlicher wurde Griechenland bestraft, das sich zweimal, im März und im Oktober, weigerte, den Engländern die allzu heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen: ihm wurden fast ⅗ der gewohnten Kohlenversorgung abgeschnitten. Den untersten Platz in der englischen Rangordnung aber erhielten die beiden Länder, in denen das Verbrechen der Sympathie für Deutschland zumeist zu Hause war, Spanien und Schweden. Spanien, das Land, in dem der

Digitized by Google

frevelhafte Gedanke Wurzel fassen konnte, man möge den Weltkrieg benutzen, um das einst geraubte Gibraltar dem wahren Mutterlande wieder zuführen, verdiente eine sehr ernste Züchtigung: ihm wurde daher fast die Hälfte seiner gewohnten reinlichen Kohlenversorgung entzogen. Die schwerste Strafe und die schlechteste Zensur aber erhielt Schweden. Dies Land hatte es, neben der Schweiz als einziges, gewagt, eine wirklich ehrliche und einwandfreie Neutralität zu bewahren, es verbot schon im Januar 1915 jede Durchfuhr englischer Munitionslieferungen für Rußland und hatte die Unverschämtheit, gegen die englischen Belästigungen seines Handels nicht nur mit papierenen Protesten aufzumucken, die man schließlich ungelesen in den Papierkorb wandern lassen konnte, sondern mit empfindlichen Gegenmaßnahmen, einem Festhalten von 60 000 englischen Postpaketen, einem Ausfuhrverbot für Papiermasse, die England benötigte, einer Erschwerung der englischen Handelsspionage usw. Eine solche Widersetzlichkeit war man in England nicht gewohnt; sie verdiente die schärfsten pädagogischen Maßnahmen: demgemäß wurde die schwedische Kohlenversorgung auf nur ein Drittel herabgesetzt!

Hoffentlich wirken die empfangenen „Zensuren" nun überall dahin, daß die einzelnen Länder fortan samt und sonders besser bemüht sind, sich Englands Wohlwollen zu erwerben. Englands Zufriedenheit wird vollständig sein, wenn sie alle sich an der mustergültigen „Neutralität" der Vereinigten Staaten ein Beispiel nehmen. Dieses Land hat ja leider selber Kohlen in Hülle und Fülle; sonst hätte England sicher nicht gezögert, um durch eine Verfünffachung der gewohnten Kohlenzufuhr sein ganz besonderes Wohlwollen zu erweisen und ihm die Zensur Ia und den obersten Platz in der Rangordnung zuzuerkennen!

Digitized by Google

Politik und Moral

Von Wilhelm Nestle

er Krieg ist ein gewaltsamer Lehrmeister": die Wahrheit dieses alten Wortes erfahren wir auch gegenwärtig wieder. Der Krieg ist ein Lehrer vor allem im Handeln: er lehrt uns das Ungewohnteste vollbringen, er verwandelt den friedlichen Bürger in den tapfersten und rücksichtslosesten Kämpfer, er schafft die wunderbarsten Organisationen, er zwingt uns den Verzicht auf große und kleine Annehmlichkeiten ab, er fordert und empfängt wie etwas Selbstverständliches die größten Opfer an Gut und Blut, er lehrt uns kämpfen und leiden. Aber er, der große Praktiker, kann uns auch ein Lehrmeister in der Erkenntnis der Wahrheit werden, wenn wir ihn nur mit offenen Augen betrachten. Denn er stellt uns mit der ihm eigenen Brutalität vor gewaltige und erschütternde Tatsachen, ohne zu fragen, ob sie uns lieb oder leid sind; gleich einem luftreinigenden Gewitter fegt er den Dunst grauer Theorien weg, die uns den Blick für die Wirklichkeit trübten, und wie ein starker Platzregen die leichte Erdschichte von dem darunter liegenden Felsgestein wegschwemmt, so legt der Krieg die elementaren Grundtatsachen, fast möchte man sagen: Grundgesetze des Menschenlebens bloß, über die sich die verhüllende, aber so brüchige Schichte unserer vielgerühmten Kultur und Humanität gelagert hatte:

„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht."

Gerade die Tatsache, daß die Kultur der geistig höchststehenden Völker der Erde der vulkanischen Kraft des Krieges einen so geringen Widerstand entgegensetzte, die schmerzliche Erfahrung, daß die sich christlich nennenden Völker Europas, die sich zu religiös-sittlichen Erziehern der Menschheit berufen glaubten, sich in mörderischem Kampfe zerfleischen, daß unsere hochgesteigerte Technik sich erschöpft in der Erfindung immer neuer Mittel, um Millionen von Menschenleben zu schädigen oder zu vernichten und in weiten Länderstrecken die Gaben einer fruchtbaren Natur oder einer ehrwürdigen Kunst zu verwüsten und zu zerstören: gerade das muß uns stutzig machen und zur Selbstbesinnung führen. Wenn wir diesen furchtbaren Tatsachen, die wir erleben, die Achtung entgegenbringen, die sie beanspruchen dürfen, so muß angesichts des entsetzlichen Blutvergießens und angesichts der die Menschheit in ihre Fesseln schlagen-

Digitized by Google

den Macht der Lüge und Verleumdung die Frage in uns aufsteigen: wie steht es um die sittlichen Grundlagen unseres Lebens, die, bisher allgemein anerkannt, nun plötzlich über den Haufen geworfen erscheinen? Wie verträgt sich das Verhalten der kriegführenden Völker mit den sonst bei ihnen gültigen Lebensnormen? Und da der Krieg ein Erzeugnis und ein Bestandteil der Politik ist, so sehen wir uns damit zu der Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral geführt.

Wenn wir diese Frage aufwerfen, so ist dies, wie hiemit schon angedeutet wurde, keineswegs so harmlos, wie wenn wir etwa nach dem Verhältnis von Politik und Volkswirtschaft fragen würden, sondern es geschieht mit dem Hintergedanken, daß das Verhältnis von Politik und Moral vielleicht nicht durchaus harmonisch sei, ja daß beide sogar in einem grundsätzlichen Widerspruch mit einander stehen könnten. Und doch besteht unzweifelhaft ein enger Zusammenhang zwischen Politik und Moral. Für die Staatstheorie eines Platon und Aristoteles war die Politik die geradlinige Fortsetzung der Ethik: die Anwendung der Sittenlehre auf das Volksganze. Politik war ihnen Gesellschaftslehre und Volkserziehung, die auf denselben Grundlagen ruhte wie die Individualethik. Und ähnlich war es bei den alten Israeliten: es genügt, an die sogenannten 10 Gebote zu erinnern, in denen rechtliche und sittliche Forderungen auf Einer Linie nebeneinander stehen. Freilich wird hier wie dort an das Verhalten der Volksgenossen unter einander, nicht an das Verhältnis eines Volkes zu einem fremden gedacht. Wesentlich anders wurde es mit dem Aufkommen des Christentums: die mittelalterliche Kirche hat dem Staat die Aufgabe der Volkserziehung abgenommen und ihn dadurch vom Kulturstaat zum bloßen Rechtsstaat herabgesetzt. Nur so ist es zu verstehen, daß Augustin den Unterschied zwischen den beiden großen Organisationen des Staates und der Kirche auf den Gegensatz von Eigenliebe (amor sui) und Gottesliebe (amor Dei) zurückführt. Das ist wichtig; denn dadurch hat der Begriff der Politik eine wesentliche Veränderung und Verarmung erfahren: ihre Aufgabe ist hienach nur noch die Organisation eines Volkes zu einer Macht- und Rechtseinheit, die Vertretung seiner Interessen nach außen und die Sorge um seinen materiellen Wohlstand. Der Staat ist damit verweltlicht und tritt, wie die Geschichte des Mittelalters zeigt, zur Kirche, die die gesamte geistig-sittliche Welt als ihr Herrschaftsgebiet betrachtet, in ein gespanntes, nicht selten feindliches Verhältnis. Wieder anders liegen die Dinge im modernen Staat. Die Verweltlichung des Staates erscheint hier einerseits noch gesteigert, insofern er mit der Abschaffung des noch im Augsburger Religionsfrieden (1555) festgehaltenen Grundsatzes „cujus regio, ejus religio" und mit der Anerkennung der Gewissensfreiheit, sich über die Religionen gestellt, also sich grundsätzlich von der Religion losgesagt hat: denn

Digitized by Google

niemand kann sich zu mehr als Einer Religion bekennen. Freilich ist diese Religionslosigkeit des modernen Staates nicht folgerichtig durchgeführt; denn indem er die von ihm anerkannten Religionen unter seinen Schutz nimmt, ihre Organe anstellt oder bestätigt, fördert er auch seinerseits die Religionen und erkennt, wenigstens mittelbar, die von ihnen vertretene Sittlichkeit als dem Volksganzen förderlich an; ja er überträgt den Kirchen in der Hauptsache die sittliche Erziehung des Volkes. Außerdem trifft er die Einrichtungen für die Pflege von Kunst und Wissenschaft in den verschiedenen Arten von Schulen, von der Volks- bis zur Hochschule, und dient so durch die Sorge für die geistige Bildung seiner Bürger auch unmittelbar den ideellen Interessen. Aber auch von dem allem abgesehen, bleibt noch als wichtigstes Bindeglied zwischen Politik und Moral, wie in jedem, so auch im modernen Staate das Recht. Denn wenn auch die einzelnen Gesetze zeitlicher und örtlicher Beschränkung unterliegen und somit von ihrer absoluten Gültigkeit keine Rede sein kann, so liegt doch jedem Recht und jeder Gesetzgebung die Absicht zugrunde, wenn auch in beschränktem Kreis und mit beschränkten Mitteln, die Idee der Gerechtigkeit zu verwirklichen. Diese aber gehört unstreitig dem Gebiet der Sittlichkeit an. „Justitia fundamentum regnorum", ist ein bewährter Satz und es gebietet daher schon die Klugheit jeder Regierung, derartige Maßnahmen zu treffen, daß die Ueberzeugung und das Gefühl, gerecht regiert zu werden, im Volke feste Wurzel schlägt. Deshalb bewegt sich die sogenannte innere Politik im großen und ganzen in derselben Richtung mit der Moral. Die große Arbeit an der Lösung der sozialen Fragen darf wohl als ein Stück staatlicher Betätigung der Nächstenliebe bezeichnet werden. Trotzdem aber deckt auch die innere Politik sich keineswegs vollständig mit der Moral: es sei nur daran erinnert, daß z. B. das Lügen staatlich nicht verboten ist und nur in ganz bestimmten Fällen strafrechtlich verfolgt werden kann. Außerdem muß gleich hier hervorgehoben werden, daß im Staat Recht und Gerechtigkeit nicht vermöge eigener Kraft besteht, sondern daß nur die Macht, über die der Staat verfügt, es ist, die seinen rechtlichen Bestimmungen ihre Beobachtung und Wirksamkeit sichert.

Damit sind wir auch schon bei der Schwierigkeit angelangt, die einer rechtlichen oder gar moralischen Regelung des gegenseitigen Verhältnisses selbständiger Staaten, d. h. der auswärtigen Politik — und nur von dieser soll im Folgenden die Rede sein — unübersteigliche Hindernisse bereitet: es fehlt eine übergeordnete Macht, die einen Staat zwingen könnte, sich einem internationalen Recht oder dem Spruch eines Schiedsgerichts zu unterwerfen; jedenfalls wäre ein solcher Zwang einer etwa an Stärke überlegenen Mächtegruppe nur in der Form des Kriegs oder mindestens der Kriegsdrohung möglich, was die Kriegsbereitschaft voraussetzt. Aber es gibt ja doch ein Völker-

Digitized by Google

recht? Allerdings; aber, wenn irgend etwas, so ist der Glaube an die Kraft des Völkerrechts durch den gegenwärtigen Krieg aufs gründlichste zerstört worden. „Das Völkerrecht — so wird uns von sachverständiger Seite versichert — hat die Belastungsprobe in diesem Kriege nicht bestanden"; denn es sei überhaupt „ein Recht von schwacher Lebenskraft und zerbreche im Falle der Not." Es krankt eben daran, daß „der Richter, die anzurufende höchste Instanz, fehlt."*) Wir können also feststellen: in der auswärtigen Politik handelt es sich im tiefsten Grunde gar nicht um Rechts- sondern um Machtfragen. Rechtsfragen bilden nur den Anlaß oder den Vorwand zu Verhandlungen oder Kämpfen. Jeder Staat nimmt sich so viel Recht, als er kann, und es wird ihm von den andern Staaten im Frieden oder nach einem Kriege um so mehr Recht zugestanden, je stärker er sich erwiesen hat. Kriege sind nicht Rechtsprozesse, sondern Machtproben, die rivalisierende Staaten miteinander anstellen. „Hart ist der Gedanke der Macht freilich, sagt Treitschke (Politik I 33), aber sich durchzusetzen ganz und unbedingt ist hier das höchste und erste." „Staatliche Rücksicht beruht auf der Erkenntnis des eigenen Vorteils..... Das sehr reale Gefühl der Gegenseitigkeit, nicht der Menschenliebe, steht hinter dieser Erwägung" (II 546). Es ist keine Theorie, sondern eine unwidersprechliche geschichtliche Tatsache, daß in der auswärtigen Politik einzig und allein der staatliche Egoismus maßgebend ist, dem nur die Rücksicht auf den eigenen Vorteil seine Schranken setzt. „England, sagt wiederum Treitschke (II 572), ist auf dem Meer so unendlich überlegen, daß es alles tun kann, was ihm beliebt": ein Wort, das auch in diesem Krieg wieder seine glänzende Bestätigung gefunden hat. Allen völkerrechtlichen Uebergriffen Englands haben sich die neutralen Mächte widerstandslos gebeugt und ihre papierenen Proteste wurden ad acta gelegt.

Erkennt man nun aber an, daß der Egoismus das Prinzip der auswärtigen Politik aller Staaten ist, so erhebt sich die Frage, wie sich dabei ihr Verhältnis zur Moral gestaltet. Denn Moral im herkömmlichen Sinn bedeutet in irgendwelcher Form eine Beschränkung des Egoismus nach bestimmten Normen. Gelten also, so müssen wir fragen, solche Normen auch für die Politik und kann man verlangen, daß die Politik moralisch werde? Oder gibt es eine besondere politische Moral, die neben der gangbaren Sittenlehre eine Ausnahmestellung einnimmt? Es dürfte vielleicht als ein allzukühnes Unterfangen erscheinen, wenn man diese Fragen zu beantworten versucht, ohne selbst jemals im politischen Leben gestanden zu sein. Um daher die Gefahr eines abstrakten Doktrinarismus zu vermeiden, wird es gut sein, wenn wir zuvor einen kurzen Blick in die Geschichte werfen und

*) Deutschland und der Weltkrieg, herausg. von O. Hintze u. a. (1915) S. 671. 674. 650. 614.

Digitized by Google

uns von praktischen Staatsmännern verschiedener Zeiten und Völker sagen lassen, was sie in dieser Hinsicht für Erfahrungen gemacht und wie sie über diese Frage gedacht haben.

Es ist unrichtig, was man bei Treitschke (I 83) und andern*) liest, daß das Altertum den Konflikt zwischen Politik und Moral noch nicht gekannt habe. Gleich der erste in modern pragmatischer Weise verfahrende Geschichtschreiber des Altertums, selbst Staatsmann und Feldherr, Thukydides, rollt die Frage auf und formuliert sie in der denkbar schärfsten Form (V 84 ff.). Es handelt sich um eine Neutralitätsfrage: die Insel Melos, das heutige Milo, will in dem großen Kampf zwischen Athen und Sparta neutral bleiben, während die Athener sie zum Anschluß an sich zwingen wollen, gerade wie heute die Engländer und Franzosen Griechenland. Die Melier berufen sich auf ihr gutes Recht. Die Athener aber setzen ihnen auseinander, daß von Gerechtigkeit nur unter ungefähr gleich mächtigen Staaten die Rede sein könne. Bei Verhandlungen zwischen einer Großmacht und einem Kleinstaat dagegen zeige es sich, daß die Politik sich überhaupt nicht mit Rechts- sondern nur mit Machtfragen befasse: die Starken tun, was sie vermögen, und die Schwachen müssen nachgeben. Gegenüber der Berufung der Melier auf die göttliche Weltregierung erwidern die Athener: es sei eine Naturnotwendigkeit, daß überall derjenige gebiete, der die Macht dazu habe. Dieses Gesetz hätten sie weder aufgestellt noch zuerst angewendet, sondern sie hätten es als bestehend vorgefunden und es werde auch für alle Zukunft gelten. Dieselbe Lehre vom Recht des Stärkeren in der Politik läßt Platon in einem seiner tiefsinnigsten Dialoge, im „Gorgias", einen angehenden athenischen Staatsmann, Kallikles, vertreten und er selbst kommt von der Voraussetzung aus, daß Unrechttun unter allen Umständen, auch als Vergeltung, zu meiden sei, zu einer radikalen Verurteilung der großen athenischen Staatsmänner. Die Politik eines Miltiades und Kimon, eines Themistokles und Perikles gilt ihm vom sittlichen Standpunkt aus schlechthin als verwerflich, da sie lediglich der Befriedigung materieller Begierden gedient habe: die Hebung der athenischen Finanzen durch die Tribute der Bundesgenossen, die davon bezahlten Prachtbauten auf der Burg, die Befestigungswerke der Stadt, die Häfen und Schiffswerften im Piraeus: das alles sind „Possen" und Nichtigkeiten, weil man dadurch nicht besser, sondern nur anspruchsvoll und also sittlich gefährdet wird. Bei den Römern hat der Gegensatz zwischen Politik und Moral in zwei zeitgenössischen Persönlichkeiten geradezu typischen Ausdruck gefunden: in dem Machtpolitiker Caesar und in dem Anhänger der strengen stoischen Ethik, dem jüngeren Cato, der sich nicht scheute, im Senat Caesars Auslieferung an die Germanen wegen Vertragsbruchs zu

*) z. B. H. Scholz, Politik und Moral. Gotha 1915 S. 1.

Digitized by Google

beantragen, selbstverständlich vergebens. Aber auch die erste nationale Großtat unserer deutschen Geschichte, die Befreiung vom Joche der Römer, wurde durch einen Treubruch eingeleitet: Arminius, der römischer Ritter war, hat den Statthalter Quintilius Varus schnöd getäuscht und hintergangen; er wurde aus Patriotismus zum Verräter.

Mindestens das Verdienst, die ganze Frage neu aufgerollt zu haben, gebührt dem florentinischen Staatssekretär Niccolo Machiavelli (1469—1527), der in seinem berühmten und berüchtigten Buch „Der Fürst" die theoretische Grundlage für die moderne Realpolitik schuf. Er machte seine Studien bei den Alten und vor allem auch an der Politik der päpstlichen Kurie, die in einem Alexander VI. und seinem Sohn Cesare Borgia ausgesuchte Exemplare gewissenloser Machtpolitiker darbot. Da lesen wir denn Sätze wie folgende: „Vergrößerungssucht ist eine allen Menschen gemeinsame, eine allen von Natur aus eigene Leidenschaft" (3). — „Ohne Gewalt würden Moses, Kyros, Theseus, Romulus nie ihren Gesetzen dauernden Gehorsam verschafft haben. Girolamo Savonarola ist hiefür das Beispiel unserer Tage: er fiel, weil es ihm an Macht fehlte, seine Anhänger in dem Glauben an sich zu erhalten und die Zweifler hiezu zu zwingen" (6). — „Es ist unvermeidlich, daß ein Mann, der überall rein moralisch handeln will, unter so vielen andern, die nicht so handeln, früher oder später zugrunde gehen muß. Es ist also notwendig, daß ein Fürst, der sich behaupten will, auch lernen müsse, nicht gut handeln zu können, um erforderlichenfalls hievon Gebrauch zu machen" (15). — „Jedem ist es klar, daß es lobenswürdig ist, wenn ein Fürst sein Wort hält und mit Rechtschaffenheit und ohne Hinterlist seinen Weg geht. Allein die Erfahrung unserer Tage lehrt uns, daß bloß jene Fürsten mächtig geworden sind, die es mit Treu und Glauben leicht nahmen und sich darauf verstanden, andere zu täuschen und zu betrügen, und daß jene, welche redlich ihre Verbindlichkeiten befolgten, am Ende übel wegkamen. Zuvörderst muß man daher wissen, daß man mit zweierlei Waffen kämpfen könne, d. h. mit den Gesetzen und mit der Gewalt. Die erste Art ist Sache der Menschen, die zweite Sache der wilden Tiere. Aber bei der Unzulänglichkeit der ersteren muß man öfter zur letzteren seine Zuflucht nehmen. Ein Fürst muß also die Rolle eines Menschen und eines wilden Tieres zu spielen verstehen." Und zwar muß er sich dabei, wie Machiavelli weiter ausführt, den Löwen und den Fuchs zum Vorbild nehmen. „Ein kluger Fürst darf daher sein Versprechen nie halten, wenn es ihm schädlich ist oder die Umstände, unter denen er es gegeben hat, sich geändert haben. Diese Grundregel würde nicht gut sein, wenn alle Menschen gut wären. Weil aber alle böse und schlecht sind und in dem angegebenen Falle dem Fürsten ihr Versprechen auch nicht halten würden, so berechtigt ihn dieses auch, wortbrüchig zu werden." — „Es muß also des Fürsten einziger Zweck sein, sein Leben und seine Herrschaft zu erhalten. Man

Digitized by Google

wird alle Mittel, deren er ſich hiezu bedient, rechtfertigen und jeder wird ihn loben: denn der Pöbel hält ſich nur an den äußeren Schein und beurteilt die Dinge nur nach ihrem Erfolg" (18).

Friederich der Große hat bekanntlich in ſeinem kurz vor ſeinem Regierungsantritt (1740) verfaßten „Antimachiavell" gegen das Buch des Florentiners einen flammenden Proteſt erhoben: er hat „die Verteidigung der Menſchlichkeit gegen dieſen Unmenſchen übernommen, der ſie vernichten will; er ſetzt die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Sophismus und dem Laſter entgegen" (Vorrede). Der Behauptung Machiavellis, man muß böſe ſein, um nicht umzukommen, ſtellt er die andere gegenüber: „um nicht umzukommen, muß man tugendhaft ſein" (15). Aber merkwürdig! Es geht doch nicht ohne einige Konzeſſionen an den verabſcheuten Machiavellismus ab: Friederich ſieht ſich nicht nur genötigt, einer Reihe der bedeutendſten Staatsmänner des Altertums und der Neuzeit, z. B. Cromwell, die Tugend abzuſprechen (18), ſondern er muß auch zugeben, daß „die Miniſter der Fürſten an fremden Höfen nichts anderes als privilegierte Spione ſind" (26); ja in Beziehung auf den wichtigen Punkt der Wahrhaftigkeit und Treue ſagt er: „Ich bekenne übrigens, daß es gewiſſe ärgerliche Notwendigkeiten gebe, da ein Fürſt nicht umhin kann, Verträge und Bündniſſe zu brechen"; allerdings „ſoll er nicht zu dergleichen äußerſten Fällen ſchreiten, wenn ihn nicht das Heil ſeines Volkes und eine ſehr große Notwendigkeit dazu zwingt" (18). Von ſolchem Idealismus war Friederich als Kronprinz erfüllt. Seine Erfahrungen auf dem Throne aber lehrten ihn manches anders anſehen als in den glücklichen Tagen von Rheinsberg. Und hatte er damals noch gelehrt, ein Fürſt ſolle nicht nach den Provinzen ſeiner Nachbarn begierig ſein (24), ſo bilden die ſchleſiſchen Kriege zu dieſer vortrefflichen Lehre eine eigentümliche Illuſtration. Schon im Jahr 1742 aber hören wir folgendes aus dem Munde des jungen Königs: „Ich hoffe, die Nachwelt, für die ich ſchreibe, wird in mir den Philoſophen vom Fürſten, den Ehrenmann vom Politiker zu ſcheiden wiſſen. Ich muß geſtehen, daß es dem ins Getriebe der großen Politik hineingeriſſenen ſehr ſchwer wird, ſeinen Charakter rein und ehrlich zu halten. Stets ſchwebt er in der Gefahr, von Bundesgenoſſen verraten, von Freunden im Stich gelaſſen, von Neid und Eiferſucht erdrückt zu werden, und ſchließlich ſteht er vor der ſchrecklichen Wahl, entweder ſein Volk zu opfern oder ſein Wort zu brechen .... Jeder Fürſt iſt gezwungen, ſich in die Gewohnheit zu fügen, die den Betrug und den Machtmißbrauch heiligt, und ich ſage offen: die Nachbarn des Fürſten, der's nicht täte, würden nur ſeine Redlichkeit ausnützen und, was Tugend iſt, als Schwachheit deuten." Ueber die Verpflichtung gegenüber von Verträgen insbeſondere läßt ſich der welterfahrene Fürſt im Jahr 1776 folgendermaßen vernehmen: „In meinen Denkwürdigkeiten wird die Nachwelt vielleicht mit Staunen von geſchloſſenen und gebrochenen

Digitized by Google

Bündnissen lesen. Das Wohl des Staates soll die Richtschnur des Fürsten sein.... Ist ein Fürst verpflichtet, sich selbst seinen Untertanen zu opfern, so doch wohl erst recht, Bündnisse aufzugeben, deren Fortdauer diesen Untertanen schädlich werden müßte. Unanzweifelbar scheint mir, daß der Privatmann sein Wort, auch das unbedachtsam verpfändete, halten muß. An seinem Wort hängt nur das Schicksal eines Einzelnen, an dem des Herrschers aber das Wohl oder Wehe ganzer Völker. Ist der Vertragsbruch eines Fürsten so schlimm wie der Untergang eines Volkes? Nur der Schwachsinnige kann vor der Antwort auf die Frage schwanken. Die Amtspflicht befiehlt dem Fürsten, der das Glück seines Volkes zu hüten hat, ein gefährliches Bündnis zu lösen, einen schädlichen Vertrag zu brechen, statt durch dessen Erhaltung sein Volk in Gefahr zu bringen. Wer solches Handeln unerbittlich verdammt, gehört zu den Leuten, denen ein gegebenes Wort als unverbrüchlich heilig gilt. Als Privatmann stimme ich diesen achtbaren Leuten zu, denen Ehre höher steht als Interesse. Der Fürst, der einen treulosen Nachbar nicht, wie der hintergangene Privatmann, vor Gericht stellen kann und dessen Tun oder Lassen über Heil oder Unheil ganzer Völker entscheidet, muß anders denken und muß anders handeln". Man sieht: der König hat sich von dem sittlichen Idealismus, der ihn als Kronprinzen beseelte, recht erheblich entfernt und sich dem verfemten Machiavelli, wenigstens grundsätzlich, bedenklich genähert. Er stellt geradezu fest, daß es eine doppelte Moral gibt: eine andere für den Privatmann und eine andere für den Fürsten, und so nennt ihn denn auch sein Bewunderer Treitschke (I 93) „einen der größten praktischen Machiavellisten aller Zeiten."

Von Friederichs Zeitgenossen, dem älteren Pitt, wird die bezeichnende Aeußerung über die von ihm geleitete englische Politik erzählt: „Sind wir nur eine Stunde ehrlich, so sind wir für alle Ewigkeit verloren." Und ein Ausspruch des englischen Geschichtschreibers und Politikers Macaulay lautet: „Die Grundsätze der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem vertrautesten Spießgesellen auch nur anzudeuten." Der Einiger des modernen Italiens aber, Graf Cavour, soll gesagt haben: „Ich weiß nicht einmal, ob ich mich noch zu den Ehrenmännern zählen darf, weil ich die Einheit meines Vaterlandes gründete."

Man rühmt es Bismarck nach, daß durch ihn ein Ton größerer Aufrichtigkeit in die Politik hereingekommen sei, ja daß er durch diese Eigenschaft andere Diplomaten oft geradezu verblüfft habe; das mag sein, aber die diplomatische Campagne, auf die er nach seiner eigenen Aussage am stolzesten war, die schleswig-holsteinische, war doch ein Triumph der Ueberlistung. Und namentlich in zwei für unsere Frage ausschlaggebenden Punkten teilt Bismarck durchaus die Anschauungen Friedrichs d. G. und jedes Realpolitikers: hinsichtlich des

Digitized by Google

politischen Egoismus und, was damit aufs engste zusammenhängt, der Bündnispflicht. „Die einzige Grundlage eines großen Staates, so erklärte er am 3. Dezember 1850, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik." Er wußte, daß ein Staat groß und mächtig wird nicht durch moralische Eroberungen, wie man sie dem damaligen Preußen innerhalb Deutschlands ansann, sondern durch Eisen und Blut. „Wer die Macht in Händen hat, geht in seinem Sinne vor", äußerte er in der Konfliktszeit und mit Beziehung auf die Hinrichtung Robert Blums in Wien 1848: „Wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten." Daß für die auswärtige Politik eines Staates einzig und allein sein Vorteil maßgebend ist, ist für Bismarck eine Selbstverständlichkeit. „Jede Regierung, erklärte er, nimmt heute lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen, wie sie dieselben auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deduktionen drapieren mag"; und so nimmt auch er selbst, „den Maßstab für sein Verhalten gegen fremde Regierungen nur aus der Schädlichkeit oder Nützlichkeit für Preußen, die er ihnen beilegt." Hiefür ein Beispiel: im Jahr 1863 half Bismarck der russischen Regierung den polnischen Aufstand niederwerfen, weil gute Beziehungen zu Rußland damals im preußischen Interesse lagen; 1866 dagegen wurde Preußen „nur durch den raschen Gang der Ereignisse verhindert, mit den Ungarn zu paktieren" (Treitschke, Politik II 564). Diesmal also wäre die Unterstützung der Revolution in Preußens Interesse gelegen gewesen. In Betreff der Bündnisse aber sagt Bismarck: „Ich glaube, daß das wandelbare Element des politischen Interesses das unentbehrliche Unterfutter für geschriebene Verträge ist, wenn sie haltbar sein sollen." Und in den „Gedanken und Erinnerungen" (30) lesen wir: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die „clausula rebus sic stantibus" wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen." Hiemit stimmt eine weitere Aeußerung: „Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Zu den Auslassungen der Praktiker mag endlich noch die mit ihnen ganz im Einklang befindliche Stimme eines Staatstheoretikers treten. Adolf Lasson sagt in seiner Rechtsphilosophie (S. 40): „Eine Moral für Staaten gibt es nicht. Die Staaten handeln weder recht noch unrecht, weder sittlich noch unsittlich, sondern ihrer Natur gemäß und das mit Notwendigkeit und ohne Wahl. Sie suchen ihr Interesse mit klugem Eigennutz. Die Obrigkeit aber würde unrecht und unsittlich handeln, wenn sie im vermeintlichen Interesse des Rechts oder der Sittlichkeit durch sog. Vertragstreue die Existenzbedingungen des Staates preisgäbe. Einen Rechtszustand gibt es nur innerhalb des Staates. Der souveräne Staat kann sich dem andern nicht rechtlich verpflichten."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die polnischen Träumer in Rapperswil

Von Max Hochdorf

Die deutsche Soldatentochter und Schauspielerin Karoline Bauer wäre beinahe Königin von Belgien geworden. Das war gegen 1830, als sie sich den adligen Namen einer Gräfin von Montgomery zugelegt und dem Prinzen Leopold von Coburg gehört hatte, der bald darauf zum belgischen König gekrönt wurde. Der Prinz schämte sich nun, das schöne Heidelberger Kind nach Brüssel mitzunehmen und ließ Karoline sitzen. Sie aber ging wieder zur Bühne, wurde eine berühmte „Preziosa" und, nach einigen Jahren der Wanderung und Herzensabenteuer, dem polnischen Grafen Ladislaus von Broel Plater rechtmäßig angetraut. So geschah es, daß ihr Bildnis unter die Berühmtheiten Polens, unter die Sobieskis und Jagellonen, unter die Lubomirskis und Poniatowskis geriet, wo es heute noch an besonders geweihtem Orte hängt. Nämlich im Schlosse von Rapperswil, am Züricher See, dort, wo die einstigen polnischen Emigranten alle Erinnerungen an ihre große Vergangenheit zusammengetragen haben. Karolinens Gatte, der Graf Plater, war nun der Hauptsammler dessen, was heute im sogenannten polnischen Nationalmuseum vereinigt ist. Bald ein halbes Jahrhundert verging, seitdem diese Schau auf republikanischem Schweizerboden angesiedelt wurde. Und seitdem sind Tausende polnischer Patrioten durch die bergigen Straßen Rapperwils gewandert hin zu dem Museum, das einstmals ein Ritterschloß gewesen und später ein Gefängnis für Wilddiebe und Trinker und schlechte Weiber geworden war. In diesen Zeiten geschah es nicht zu oft, daß die polnischen Jünglinge kamen, denn sie bluteten und starben im östlichen Krieg. Doch ein kleines Häuflein von Träumern blieb zwischen den alten Siegesfahnen, Gewehren und Wappen zurück und sie pflegten das mit fanatischer Emsigkeit! Während die Truppen über Polen wanderten (nun können sie dort schon ruhen), blätterten und grübelten die Jünglinge von Rapperswil, unermüdlich und träumend, durch die Jahrhunderte der Geschichte.

Ja, eine fast unwirkliche Traumstimmung liegt über allen Dingen im polnischen Nationalmuseum. Das ganze Haus ist aus der greifbaren Gegenwart fortgezaubert. Die riesigen Granitmauern sind unter dem Bewuchs des Laubes kaum sichtbar. Im Innenhof, den die gotischen Türme flankieren, haben wilde Blumen bis in den Spätherbst hinein geblüht. Dann sind die Knospen plötzlich über Nacht eingeschneit. Der Schnee ist an der Knospe zusammengefroren, und das gleicht, wenn man nicht genauer hinsieht, einer unerschlossenen Rose.

Digitized by Google

Es ist möglich, die Zartheit der erstarrten Blume unter dem Schnee herauszuschälen. Tot sind die Blätter, aber sie scheinen doch lebendig und frisch. Ein dünner Hauch schon kann sie zerstäuben. Alles in diesem polnischen Nationalmuseum ist so tot, so tot, aber es soll doch lebendig erscheinen und nicht eingestaubt. Das wollen die Träumer und Pfleger dieser Denkwürdigkeiten, ein knappes Dutzend von Jünglingen, die ein älterer Gelehrter leitet.

In Rapperswil wurde der polnischen Freiheit ein Denkmal errichtet: Auf einer hohen Säule hockt der Adler, doch schon breitet er die Flügel aus, um sich zum stolzen Flug anzuschicken. Auf einem Gipfel und dem kräftigen Bergwind ausgesetzt, stand dieses Freiheitsdenkmal. Da war der Wind eines Tages etwas stürmischer. Die stolze Säule zerbrach, der mutige Adler rollte in den Staub. Man mußte die Säule notdürftig wieder flicken und das Freiheitsdenkmal sorgsam zwischen schützenden Mauern verstecken. Es vertrug den Angriff aus allen vier Himmelsrichtungen nicht mehr. Nähert man jetzt dem geflickten Sockel, der der ungebundenen Wettertücke entzogen wurde, den Blick, so liest man eine leicht verblaßte und ausgewaschene Inschrift: „Die unbesiegbare Seele Polens empört sich gegen die unrechte Gewalt ihrer Unterdrücker und von der freien helvetischen Erde aus ruft sie die Gerechtigkeit Gottes und der Menschen an!"

Die Rufenden wurden vielfach gehört, sogar belobt, häufig geliebt und ermuntert, seltener schon tatkräftig unterstützt. Und doch haben sie alles, was ihnen menschliche Teilnahme und Schwärmerei spenden wollte, aufbewahrt gebucht und gegen Zerstörung geschützt. Sogar die hunderttausend Unterschriften, die im Jahre 1832 englische Polenfreunde auf einige Quadratmeter Papier gesetzt haben, um Polens Notschrei zu beantworten. Die Sammlung von Rapperswil zeigt, daß sich die hunderttausend englischen Polenfreunde mit diesem Opfer der Papierrolle nicht begnügt haben. Sie haben auch noch eine Fahne, einen reinseidenen Wimpel, geschickt. Rot ist er, und Polens weißer Adler ist darauf gestickt. So freigebig und hilfsbereit waren die Engländer schon 1832. Sie haben damals zur Unterstützung des polnischen Volkes beinah ebensoviel getan, wie 1914 zum Entsatz Antwerpens, wie 1915 zur Rettung Serbiens. Doch die Träumer von Rapperswil, denen die Dichtergabe eigen ist, vertrocknete Tinte mit Taten, wohlgesetzte Worte mit der Wirklichkeit zu verwechseln, berauschen sich heute an all den Erinnerungen, an all den Zeugnissen einer sehr fernen Liebe. Weil einige ihrer Großen von Rubens gemalt, von David d'Anger (den Goethe verehrt hat) gemeißelt, weil ihre längst, längst vermoderten Könige und Edelfrauen, Bischöfe und Sternengucker von Bianchini, dem neapolitanischen Meister der Kameen, in den Leib der Seemuscheln eingegraben sind, ermüden ihre Träume niemals. Darum behüten sie alles mit gleicher Frömmigkeit: die Tabaksbüchsen des starken August, die

Digitized by Google

Tisch- und Nachttischglöcklein der jagellonischen Katharina, die Pfeife des Generals Bem, die Tasse und Untertasse aus Sévres, in die Joseph Poniatowskis Züge eingebrannt wurden, der in der Elster bei Leipzig ertrank. Sie behüten alles mit gleicher Frömmigkeit: die Sträflingsjacken und -Mützen der polnischen Gefangenen in Sibirien, die Rosenkränze, die von Polen in sibirischen Gefängnissen aus Brotteig geformt worden sind. (Hätten die deutschen und österreichischen Gefangenen in Sibirien heute auch geung Brot, wenn sie sich mit solchem Spiel zerstreuen wollten?)

Die Träumer von Rapperswil müssen im Grund sehr heitere, gegen jederlei Verzweiflung gefestigte Männer sein; denn sie meinen, daß nur sehr boshafte und blinde Propheten den Untergang ihres Volkes vorausgesagt haben. Sie glauben das, obwohl der Maler Plauzeau, schon das Bild vom „gekreuzigten Polen", obwohl der Künstler Maszynski schon den Leichnam der Polonia gemalt hat. Auf beiden Bildern hacken die Aastiere schon an dem Leichnam herum. Einmal ist er ans hochgerichtete Kreuz gehämmert, das andere Mal liegt er beschmutzt am Boden. Es ist stets der gleiche Anblick des Todes. Aber die Träumer sehen auf dem Bilde Maszynkis zwei Gestalten, die im überirdischen Lichte schweben. Knieende Beter flehen diese Heiligen an und es scheint, daß die Betenden Schutz finden sollen. Solcher Prophezeiung des Künstlers vertrauen die Träumer und darum leugnen sie es auch, daß Herr Thaddäus Kosczisko bei seiner schwersten Niederlage die entsetzlichen Worte geröchelt hat: „Finis Poloniae!"

Kosczisko selber hat sich niemals hierüber geäußert, obwohl ein Wunder seinen in der Schlacht gespaltenen Schädel und seinen aufgeschlitzten Hals zusammenheilte und ihm noch ein 23jähriges Rentnerleben schenkte. In Rapperswil können wir sehen, wie Kosczisko gelebt hat, er, der einstige amerikanische Oberst, der Freund Washingtons, Polens tapferster Nationalheld. Zu Solothurn schlief er in einem Bett, dessen Vorhänge von Adlerklauen zusammengehalten wurden. In seine Bettdecke war das Sternenbanner der Vereinigten Staaten eingestickt. Er ist auf diesem Bett und unter dieser Decke gestorben. Aus einer elfenbeinern Schnupfdose hat er sich bedient. Seine Aschenschale trug die Inschrift: „Dieu le veuille⁰„ Wie es Gott gefällt. Als Kosczisko eingekerkert war, liebte er das Drechseln und Tischlern, ebenso wie der einstige Türkensultan Abdul Hamid. So hat er im Gefängnis von Petersburg zwei Zuckerdosen und einen Leuchter aus Holz und Kokosnußschale hergestellt. Das alles wird inbrunstvoll in Rapperswil behütet. Neben 6 Haarlocken und einem leinenen Hemd des Helden, neben einem Zipfel seines Zaumzeugs und einem Stück seines seidenen Halstuches. Das Kostbarste ist aber das Herz Kosczisko, dem in Rapperswil ein eigenes Urnenhaus errichtet wurde. Die Gebeine ruhen, wie man weiß, in Krakau, das gelöste Herz wurde, nach einigen

Digitized by Google

Fahrten durch die Welt, mitten in die Schloßsteine eingemauert, die schon tausend Jahre alt sind. Man öffnet das gotische Tor und erlebt eine peinliche Ueberraschung. Denn das Innere der Kapelle ist teilweise in einem bösen Jugendstil ausgemalt, mit grünlichen Wänden, auf denen irgendwelche hochstengeligen eiergelben Blumen erblühen sollen. Heldenverehrung und guter Geschmack sind auch bei den Polen nicht immer verschwisterte Eigenschaften.

Kosciusko, Polens tapferster Mann, ist fern von seinem Lande gestorben. Adam Mickiewicz, Polens gewaltigster Poet, hatte das gleiche Schicksal. Die Patrioten haben Mickiewicz, dem noch Goethe seinen Segen geschenkt hat, ein eigenes Zimmer eingerichtet. Und hier darf man auch die merkwürdige Geistestrübung studieren, von der Polens gewaltigster Poet befallen wurde. Die Franzosen nahmen ihn, den Uebersetzer Byrons, den redegewandten, landesflüchtigen Mann, den unglücklich verliebten, kränkelnden, armen Dichter auf. Er sollte am Collège de France Vorlesungen über slawische Literatur halten. Er tat es auch, aber eines Tages verkündete er ganz anderes vom Rednerpult. Er meldete, daß der Messias auf die Erde gekommen sei, daß auch Petrus ihn begleite, daß auch die heilige Jungfrau bei ihnen weile und daß diese himmlischen Herrschaften nun verbündet über die Erde zögen, um dort Glück und Seligkeit schon vor dem Himmel auszustreuen. Petrus sei aber kein anderer als der Freund des Dichters, Herr Towianski, sein Landsmann. Ja, Mickiewicz war unter die Messianisten und Magnetiseure gegangen und er gab als den fleischgewordenen Petrus einen verschuldeten, hohläugigen Polen aus, den Herrn Towianski. Diese Blendung steckte einige hundert Pariser an, die ja immer gern für allerhand Ueberspanntes zu gewinnen waren. Towianski, ein kleinerer Cagliostro, wurde bald entlarvt und Mickiewicz war arg bloßgestellt. Er verlor seinen Einfluß auf die studierende Jugend und nur der Bonaparte, der später Kaiser Napoleon III. wurde, lud ihn oft zu sich ein. Napoleon war es denn auch, der Mickiewicz im Jahre 1855 zur Reise nach Konstantinopel veranlaßte. Der Dichter sollte dort polnische Legionäre zu einem polnischen Aufstand werben. Er wurde bei dieser Arbeit jedoch von der Cholera überrascht und hingerafft. Das ist ja bekannt; überlegt man's aber heute, so sieht es wie ein hinterlistiger, tragisch endender Scherz Napoleons aus, daß er sich diesen alten Romantiker, der ihm politische Schwierigkeiten hätte verursachen können, vom Leibe schafft, indem er ihn nach dem Bosporus entsendet. Der polnische Schwärmer, der stets das Ungewöhnliche und Mystische geliebt hat, ging arglos und willig in das Land des Halbmonds, um dort zu sterben.

Mickiewicz ist der bedeutendste dieser polnischen Nationalhelden und darum war es möglich, ein ganzes Zimmer mit den Wahrzeichen seines Ruhmes anzufüllen. Die Serben meinten einstmals, daß solch vortrefflicher Mann nicht

Digitized by Google

mit einem Gänsekiel schreiben dürfe. Sie schickten ihm deshalb eine Adlerfeder für seinen Schreibtisch. Die Serben haben nur das winzige Glied eines königlichen Vogels zum Ruhme Polens beigesteuert, die Engländer dagegen, wie wir eben hörten, eine ganze Rolle Papier und mehrere Quadratmeter schweren, bestickten Seidenstoffes. Solche Freigebigkeit lag eben seit jeher im Charakter des Briten, der kein Opfer scheute, wo es galt, unglückliche Völker zu unterstützen und zu schützen.

Friedrich Wasmann.

Das Schicksal des Hamburger Malers Wasmann, der, aus seiner protestantischen Heimat früh in die Hochblüte des Nazarenertums im Süden verschlagen, in Rom katholisch wurde und dann Jahrzehnte lang in Südtirol Bild auf Bild malte ohne andere Beziehungen zur Kunst seiner Zeit als diejenigen, die er aus seinen Jugendjahren mitgenommen hatte, ist auch in der an seltsamen Künstlerlebensläufen nicht eben armen deutschen Vergangenheit rührend und bedeutungsvoll. Der energischen Bemühung eines Schweden, Bernt Grönvold, der 1905 Wasmann auf der Jahrhundertausstellung in Berlin einführte und dann 1912 eine zusammenfassende Ausstellung des Werks in der Nationalgalerie erreichte, ist es zu danken, daß er jetzt kein Unbekannter mehr ist; und wenn die Selbstbiographie, die soeben mit vielen Bildbeilagen im Insel-Verlag neu herausgegeben wurde*) die Wirkung hat, wie sie von dem guten Instinkt des 20. Jahrhunderts, das Eigene unter historischem Firnis recht zu schätzen, erwartet werden darf, dann kann auch die späte Anerkennung dieses seiner Zeit entwachsenen Malers nicht zu spät kommen.

Bei der Betrachtung seines Werkes verlangt die Gerechtigkeit gegen seine bewunderten Vorbilder die Feststellung, daß der wertvollste Teil seines Schaffens, die Bildnisse, ihnen die Strenge der Form, die puritanische Ehrlichkeit, wie sie der wahre Zeichner liebt, verdanken. Welche verschiedenen Folgerungen sich aus einem abstrakten Schulsatz ergeben können und wie diese erst durch das Temperament des Künstlers unbewußt sich erzeugen, lehrt aber ein Vergleich Wasmanns, etwa mit Steinle oder Führich. Der Ausgangspunkt, das nur zu klar entwickelte Programm des Nazarenertums, ist derselbe: das Zeichnen, das Studium der Linie hier und dort der Verheißungsweg zum vollkommenen Künstler. Und doch sind die Bildnisse Wasmanns heute in ganz anderer Weise für uns lebendig, als die in den Maßstäben des Möglichen fast immer sich vergreifenden Bemühungen zu einer neuen, farblosen Monumentalmalerei der späten Nazarener. Wasmann selbst hat diesen Gegensatz sich kaum klar gemacht und hat ihn jedenfalls in seiner Selbstbiographie nicht ausgesprochen; er wird sich selbst keineswegs gerecht und die kindliche Verehrung Overbecks, dessen „Ruf über die ganze Welt erklingt“ wie das Fehlen jeden Ansatzes zu kritischer Aus-

*) Friedrich Wasmann, ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert, herausg. v. Bernt Grönvolt. Bereits 1896 ließ Grönvolt das Buch in 500 numerierten Exemplaren bei Bruckmann in München erscheinen, mit dem Erfolg, daß in sieben Jahren neunzig Exemplare verkauft wurden.

Digitized by Google

einandersetzung bezeugen die unbewußten Werte naiven Schaffens, die allein fähig sind, ein Künstlerleben auf die Höhe zu führen. Er konnte unter Verkennung leiden, aber seine Kunst nicht als überlegenen Gegensatz seiner Zeit empfinden. Wir verstehen die norddeutsche Nüchternheit seines Stils vielleicht am besten, wenn wir uns etwa Anselm Feuerbach vergegenwärtigen, wie er in seinen Aufzeichnungen als ein wolkensammelnder Zeus zornig und kühn dahinfährt, Blitze schleudernd gegen die Welt, die seine Sendung nicht begreift.

Wenn die Nazarener das Zeichnen verlangten, so empfahlen sie damit nicht Studien nach kleinen Objekten der Natur; über die profane Liebe zu unbedeutenden Vorwürfen blickten sie hoch hinweg. Wasmann hat gerade an diesem Studium des Alltäglichen sich unablässig gebildet. Er wurde nicht müde, die Verflechtung des Frauenhaares oder einen reizvollen Nackenkontur zu zeichnen. Die Sicherheit in diesen vielen Studienblättern erscheint bewunderungswürdig, wenn man die flächenhafte Wirkung der Bildnisse in Vergleich zieht, die alles Detail in jener beherrschten Weise unterordnen, die dem guten Zeichner selten gelingt.

Diese Bildnisse, zumeist schwermütige, großäugige Frauen aus dem deutsch-welschen Grenzland auf dem Hintergrund einer hellen Fernsicht in die Tirolerberge, zeigen Wasmanns reifste Kunst in der Zeit von 1830 bis 1846. Er hat nach dieser Blütezeit noch vierzig Jahre still in Meran gelebt, „ein kleines Malerle", wie er Grönvolt von Leuten, die ihn noch kannten, geschildert wurde. Seine Bildnisse, deren Durchschnittspreis ein Louisdor betrug, hingen in den Bürgerhäusern, in den Schlössern der Umgegend; er selbst war vergessen.

Die Selbstbiographie, die Wasmann nach vergeblichen Versuchen, einen Verleger zu finden, zu andern Enttäuschungen in den Schrank legte und die jetzt von Grönvolt zum zweiten Mal, hoffentlich einem dankbaren Kreis vorgelegt wird, schließt mit einer kurzen Notiz aus dem Jahr 1867 ab; der eigentliche Text endigt schon bei der Erzählung des Besuches in Hamburg 1849. Was der Künstler im Leben litt, sagt der fromme Katholik mit den Worten der Nachfolge Christi: „Von dir, von dir empfing ich das Kreuz, und werde es tragen, tragen bis zum Tode, wie du es mir auferlegt hast. Wahrlich, unser König schreitet voran und wird kämpfen für uns." Bernhard Ihringer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sino zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Irland und Amerika

Von Karl Eugen Schmidt

Man scheint geneigt, den Einfluß der irischen Ergebnisse auf die Haltung der amerikanischen Regierung in dem drohenden Konflikt mit Deutschland überschätzen zu wollen und es dürfte sich lohnen, den Fall etwas näher zu untersuchen und zu sehen, wie weit der politische Einfluß der in Amerika naturalisierten Irländer eigentlich reicht.

Leute, die wie der Schreiber dieser Zeilen alt genug sind, um sich noch der amerikanischen Zustände vor 30 Jahren zu erinnern, geraten leicht in Versuchung, den irischen Einfluß zu überschätzen. Wie die Deutschen haben auch die Iren in den letzten zwanzig Jahren den größten Teil ihrer politischen Bedeutung in den Vereinigten Staaten eingebüßt, und bei beiden ist dieser Verlust auf die nämlichen Ursachen zurückzuführen. Zwischen 1830 und 1880 ist beinahe die Hälfte der Bevölkerung Irlands nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, dann versiegte der Strom allmählich, um endlich fast ganz aufzuhören. Die deutsche Auswanderung nach Amerika setzte fast zur nämlichen Zeit ein und hörte auch nicht viel später als die irische auf. Der politische Einfluß beider Bestandteile des amerikanischen Volkes mußte aber ganz naturgemäß mit dem aus dem Mutterlande kommenden oder ausbleibenden Zuwachse steigen und fallen. Denn die in Amerika selbst geborenen Deutschen und Iren sind nur noch halbe Deutsche und Iren, und ihre Kinder hangen nur noch zu einem kleinen Bruchteile ihres Wesens mit dem Lande ihrer Großväter zusammen. Die eigens zu dem Zwecke der Amerikanisierung der Einwandererkinder eingerichtete und in diesem Sinne ganz ausgezeichnet arbeitende öffentliche Schule der Vereinigten Staaten bewältigt ihre Aufgabe mit einem Erfolge, den man mit höchster

Digitized by Google

Bewunderung anerkennen müßte, wenn diese Erfolge nicht ein schmerzlich bitteres Gefühl bei uns auslösten.

Wir kommen nicht los von der Frage, warum der Deutsche, um Amerikaner zu werden, sein Deutschtum, das heißt seine deutsche Sprache und damit seine deutsche Seele aufgeben muß, während es der englisch sprechende Einwanderer so viel besser hat! Indessen verliert gerade darum der Deutsche sein Stammesbewußtsein nicht so schnell wie der Irländer. Dieser ist dem Deutschen in der Amerikanisierung immer um eine Generation voraus gewesen, wie das ganz natürlich ist, und so ist er als politische Macht viel schneller aus dem amerikanischen Parteileben verschwunden als der Deutsche.

Beide, Iren wie Deutsche, erreichten den Gipfel ihrer politischen Größe in den Vereinigten Staaten durch den Bürgerkrieg. Es wäre lehrreich, hier die Zahlen der freiwilligen Teilnehmer an dem Bürgerkriege zu nennen, die leider nicht in meinem Gedächtnisse haften geblieben sind. Nur so viel: im Verhältnis zu der Zahl ihrer in Amerika lebenden und naturalisierten Landsleute beteiligten sich am stärksten die Deutschen, dann die Irländer, erst an dritter Stelle die geborenen Amerikaner. Die Engländer kommen an der allerletzten Stelle, wie sie denn überhaupt überall auf der Erde Engländer bleiben und nicht daran denken, das Schicksal des fremden Landes, worin sie leben, gewissermaßen zu ihrem eigenen zu machen. Diese starke Beteiligung am Kriege brachte den Iren wie den Deutschen ganz von selbst jenen sehr großen Einfluß auf die amerikanische Politik, der bis in das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hineinreichte, seither aber immer schwächer geworden ist, weil die Einwanderung der Deutschen und Iren aufgehört hatte.

Wäre der Weltenbrand, dessen Flammen zeitweilig nach Amerika hinüberzugreifen drohen, vor einem Vierteljahrhundert gekommen, kein Präsident der Vereinigten Staaten hätte es gewagt oder wäre nur von ferne auf den Gedanken gekommen, eine Haltung einzunehmen, wie sie Wilson behauptet. Unter

Digitized by Google

dem bewußten oder unbewußten Drucke des deutschen und besonders des irischen Einflusses zeigten sich die amerikanischen Regierungen ein halbes Jahrhundert lang eifersüchtig und durchaus nicht freundlich, so oft es irgend etwas mit Groß-Britannien zu verhandeln gab. Ja, es war gewissermaßen die Lieblingsbeschäftigung der Inhaber des Weißen Hauses „to twist the lions tail", den britischen Löwen am Schwanze zu zerren, und dieses Vergnügen gestatteten sich die amerikanischen Diplomaten bei jeder guten und schlechten Gelegenheit. Darum wäre in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren jeder amerikanische Präsident ebenso deutschenfreundlich gewesen, wie Wilson jetzt anglophil ist. In jener Zeit drehte es sich bei den Wahlen immer darum, entweder den Deutschen oder den Irländern zu gefallen, denn diese beiden stärksten Parteiungen im Lande pflegten sich politisch und auch im bürgerlichen Leben zu bekämpfen, und zwischen den beiden mußten die Politiker sich durchwinden, um in den Hafen einlaufen zu können. Eine Gelegenheit wie der gegenwärtige Krieg, wo durch die Parteinahme für Deutschland und gegen England die deutschen wie die irischen Wahlstimmen erobert werden könnten, hätte sich damals kein amerikanischer Politiker entgehen lassen. Und wenn er es getan hätte, so wäre es vorbei gewesen mit seiner politischen Laufbahn.

Wie sehr sich diese Dinge nun geändert haben, ergibt sich eben aus der Tatsache, daß Präsident Wilson es wagen darf, eine ganz entgegengesetzte Haltung einzunehmen und eine Neutralität zu zeigen, die der Parteinahme für England und gegen Deutschland so ähnlich sieht wie die amerikanische Sprache der englischen. Vor dreißig Jahren hätte eine solche Haltung den Präsidenten zum Impeachment gebracht, der Anklage durch Kongreß und Senat, welche in der amerikanischen Konstitution das einzige Mittel ist, wie die Volksvertreter dem Präsidenten in die Zügel fallen können.

Nun wäre es aber sehr verkehrt, sich der gegenseitigen Anschauung zu überlassen und zu glauben, die Deutschen und die Iren

Digitized by Google

seien heutzutage gänzlich ohne politischen Einfluß in den Vereinigten Staaten. Dies ist keineswegs der Fall, obschon sie kaum den vierten und vielleicht nicht einmal den zehnten Teil der vor dreißig Jahren innegehabten Bedeutung besitzen. Vielmehr kann man ruhig behaupten, daß der Einfluß der Deutschen und der Iren in den Vereinigten Staaten, obschon er nicht mehr hinreicht, um die Regierung zu einer bestimmten Politik zu zwingen, doch genügt, um das diesen Wünschen zuwiderlaufende Gegenteil zu verhindern. Der positive Einfluß der Deutschen und Irländer mag recht gering sein, der negative aber ist stark genug, um als wirksamer Hemmschuh den Staatswagen einzuhalten, wenn er einen Weg befahren soll, der ihnen nicht behagt.

Diese Erwägung würde vielleicht nicht hinreichen, um den sehr autoritären Präsidenten von der Ausführung eines Vorhabens zurückzuhalten, und wenn seine Parteilichkeit weit genug ginge, um den Bruch mit dem Deutschen Reiche veranlassen zu können, so würde er sich vermutlich nicht durch die Rücksicht auf das Mißvergnügen der Deutschen und der Irländer abhalten lassen. Aber obschon die Verfassung ihn zum unbeschränkten Leiter der auswärtigen Politik macht, und es für ihn ein Leichtes wäre, diese Politik so zu lenken, daß der Kongreß sich schließlich in einer Zwangslage sähe und mit oder ohne guten Willen die Kriegserklärung billigen müßte, besitzt er doch einen wachsamen Hüter, gegen dessen ausgesprochenen Willen er sich auf keine Abenteuer einlassen darf. Dieser Aufseher und Hüter ist die Partei-Organisation, und daß die demokratische Partei den Krieg oder den Bruch mit Deutschland wolle oder auch nur deutschfeindliche Gefühle hege, hat noch niemand behaupten können. Eher könnte man das Gegenteil beweisen, obwohl auch das nicht viel auf sich hätte. In Wirklichkeit hütet sich die demokratische wie die republikanische Partei, mit irgend einem Teile der amerikanischen Bürgerschaft zu brechen, der über Millionen Stimmen verfügt.

Dies ist der eigentliche Kern der Sache, wobei es auf persönliche Sympathien und Antipathien gar nicht mehr ankommt.

Digitized by Google

Präsident Wilson hat jetzt seine Vorliebe für England schon in einem Grade betätigt, der seine Aussichten auf Wiederwahl außerordentlich gefährdet, und die Führer der demokratischen Partei zeigen sich keineswegs erfreut darüber. Viele von ihnen, nicht nur der einstige Gegenkandidat und nachmalige Staatssekretär Wilsons, William J. Bryan, sondern auch Senator Stone von Missouri und andere einflußreiche und führende Männer der Partei, bemühen sich seit einem Jahre, deutschfreundliche Gesinnungen an den Tag zu legen und so wieder gut zu machen, was der Mann im Weißen Hause verdirbt.

Wenn es weiter keinen Grund gäbe, die Rücksicht auf die im November kommende Wahl würde hinreichen, wenn nicht Herrn Wilson, so doch die demokratische Partei vor Schritten zu bewahren, welche ihnen die deutschen und irischen Stimmen unwiderruflich entzögen. Aber es gibt auch noch andere Gründe, die nicht vom Standpunkte des Parteipolitikers, sondern von dem des Staatsmannes Herrn Wilson alle Vorsicht und Zurückhaltung empfehlen. Es ist schwierig, ein solches Thema ausführlich zu behandeln, solange es sich nur um Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten dreht. Indessen kann doch gesagt werden, daß eine Kriegserklärung Herrn Wilsons in der amerikanischen Bürgerschaft die schwersten Folgen haben könnte. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Deutschen und die Iren sich eine Parteinahme gegen Deutschland und für England ruhig gefallen lassen würden. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sie in ihrer Opposition nicht bei der Wahlurne, bei dem gesprochenen und geschriebenen Worte stehen bleiben würden; bald würde die Regierung sich gezwungen sehen, gegen die eigenen Mitbürger Gewalt anzuwenden, und diese Gewalt würde den Widerstand verschärfen und verbittern.

Kurz, wenn Wilson sich von seiner Vorliebe für England zu offenen Feindseligkeiten gegen Deutschland verleiten lassen sollte, so wäre ein Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten keine unmögliche und kaum eine unwahrscheinliche Eventualität. Es ist nicht anzunehmen, daß man das in Washington nicht wissen

Digitized by Google

ſollte. Und wenn man es weiß, müßte man ein hirntoller Feuerbrand wie Teddy Rooſevelt ſein, um trotzdem das Abenteuer zu wagen. Wilſon iſt ein eigenſinniger und ſteifnackiger Querkopf, aber ein Tollhäusler iſt er nicht, und wenn er es wäre, würden die Leute der demokratiſchen Partei ſchon dafür ſorgen, daß zwiſchen ſeinen Worten und ſeinen Taten ein recht breiter Raum bliebe. Darum iſt und bleibt ein Bruch zwiſchen den Vereinigten Staaten und dem Deutſchen Reiche ſehr unwahrſcheinlich, ſelbſt wenn Deutſchland ſich in einigen Wochen gezwungen ſehen ſollte, das ſoeben gemachte Geſtändnis wieder zurückzunehmen. Durch die alarmierenden Preſſeſtimmen aus Amerika darf man ſich nicht ängſtigen laſſen, denn dieſe Stimmen werden von engliſchen Korreſpondenten herübergekabelt, und dieſe kabeln ſelbſtverſtändlich nur, was in den engliſchen Kram paßt. In Wahrheit könnte man ohne Mühe tagtäglich eine Ausleſe aus amerikaniſchen Leitartikeln veranſtalten, die ganz für Deutſchland und gegen England ſtände. Dieſe Meldungen ſpiegeln alſo keineswegs die Meinung des amerikaniſchen Volkes wider, und je weniger Bedeutung man ihnen in Deutſchland beilegt, deſto beſſer.

Politik und Moral

Von Wilhelm Neſtle

(Fortſetzung)

Dieſe Blumenleſe von Aeußerungen Sachverſtändiger mag genügen zum Beweis für die Spannung, die zwiſchen Politik und Moral tatſächlich beſteht. Und was wir im gegenwärtigen Krieg erleben, iſt wahrhaftig nicht dazu angetan, dieſe Auffaſſung zu entkräften. Die maſſenhaften Uebertretungen völkerrechtlicher Beſtimmungen durch Frankreich und beſonders England, die Verletzungen der Genfer Konvention namentlich durch Rußland und die von uns dagegen ergriffenen „Repreſſalien“ ſollen hier nur geſtreift werden. Wichtiger ſind die politiſchen Morde: das Attentat von Serajewo, die Ermordung des Sozialiſtenführes Jaurès in Paris, die Ermordung des Burengenerals Delarey in Südafrika und der Mordver-

Digitized by Google

ſuch der engliſchen Regierung gegen den Iren Sir Roger Caſement in Chriſtiania. Am wichtigſten aber ſind die Vertragsverletzungen, die uns dieſer Krieg gebracht hat. Italien hat ſeine bisherigen Bundesgenoſſen nicht nur nicht unterſtützt, ſondern iſt, geleitet vom „sacro egoismo“ auf die Seite unſerer Gegner getreten. Griechenland, das mit Serbien verbündet war, hielt ſich nicht für verpflichtet, dieſem in der Not beizuſtehen. Deutſchland ſah ſich aus militäriſchen Gründen genötigt, die Neutralität Luxemburgs und Belgiens zu verletzen. Mit echt deutſcher Gewiſſenhaftigkeit hat unſer Reichskanzler in ſeiner Rede vom 4. Auguſt 1915 dieſes „Unrecht“, wie er es nannte, zugegeben. Gerade dieſes uns ſelbſt betreffende Beiſpiel iſt für unſere Frage um ſo lehrreicher, als es beweiſt, daß auch die gewiſſenhafteſte Regierung, die ſich nur ſchwer und in der äußerſten Not entſchließt, fremden Rechten zu nahe zu treten, doch in Lagen kommen kann, wo dies unvermeidlich wird. Schließlich dürfen wir die einfache Wahrheit nicht vergeſſen, daß der Krieg ſelbſt auch ein Stück Politik iſt und zwar, als zeitweilige Aufhebung des Rechtszuſtands zwiſchen zwei oder mehr Völkern, ein Stück Gewaltpolitik, mag er nun Angriffs- oder Verteidigungskrieg ſein.

Wir kehren damit zu den oben aufgeworfenen Fragen zurück und ſuchen zunächſt die erſte zu beantworten: Kann die Politik moraliſch werden? Wir verſtehen dabei das Wort „moraliſch“ in altruiſtiſchem Sinn. Die Friedensfreunde glauben dieſe Frage bejahen zu können: ſie wollen „nicht politiſche Moral, ſondern moraliſche Politik“ (O. Umfrid, Politiſche Ketzereien S. 26 ff.). Es fragt ſich nur, was dabei unter moraliſcher Politik zu verſtehen iſt. Was zunächſt einmal die entſchiedenſte Form altruiſtiſcher Moral betrifft, d. h. die chriſtliche Sittenlehre, wie ſie in der ſog. Bergpredigt niedergelegt iſt, ſo ſollte man eigentlich kein Wort darüber verlieren müſſen, daß mit dieſer Moral keinerlei Politik ſich machen läßt. Gebote wie die, daß man dem Uebel nicht widerſtreben, keine Gewalttat vergelten, ſondern ſich ihr willig preisgeben ſoll (Matth. 5, 39 ff.), ſind mit ſtaatlicher Selbſterhaltung ſchlechterdings unvereinbar. Das urſprüngliche Chriſtentum, dem die Selbſtſucht als die Wurzel alles Uebels gilt, iſt durchaus unpolitiſch und unkriegeriſch. Politiſch und kriegeriſch wurde es erſt unter und durch Konſtantin, als es ſeine Anerkennung durch den römiſchen Staat mit ſeiner eigenen Verweltlichung bezahlte. Das hat ſchon Walter von der Vogelweide eingeſehen in jenem Spruch über „Der Pfaffen Wohl“, in dem er erzählt, daß bei der angeblichen Schenkung Konſtantins an den römiſchen Stuhl ein Engel ein dreifaches Wehe ausgerufen habe, weil damit Gift in die Adern der Chriſtenheit gegoſſen worden ſei. Daher kommt es auch, daß eben damals das Einſiedler- und Mönchtum beginnt: wer mit den chriſtlichen Geboten Ernſt machen will und wem es ſein Gewiſſen nicht erlaubt, ihnen die ſcharfen Spitzen abzubrechen und ſo den Kompromiß

Digitized by Google

mit der Welt zu schließen, der geht, weil sie bei einem Leben in der Welt nicht durchführbar sind, aus der Welt und flüchtet in die Einöde und ins Kloster. Die Folge davon ist die freilich verhängnisvolle Scheidung der Christenheit in zwei Klassen von Christen: in vollkommene (die Geistlichen) und unvollkommene (die Laien). Die Reformation hat diese Scheidung wieder aufgehoben, aber sofort stellten sich auch die alten Schwierigkeiten wieder ein. Das sieht man z. B. an Luthers Schrift: „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können?", in der der Reformator den Knoten mehr zerhaut als löst, indem er im Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit die Brücke findet, die von der kriegerischen Betätigung zum Neuen Testamente führen soll. Irgend ein Wort Jesu freilich kann er nicht dafür beibringen und im Hintergrund steht auch bei Luther immer noch der Gedanke, daß der wahre Christ eigentlich mit dem weltlichen Regiment nichts zu tun hat. Auch heute sehen wir Theologen aller Richtungen unter Aufbietung von viel Scharfsinn an der Sisyphusarbeit einer Versöhnung von Krieg und Christentum sich abmühen. Das Richtige trifft wohl Ernst Troeltsch, wenn er sagt, „die innerweltliche Kulturethik liege in einer andern Ebene als die eigentlich christliche", man „müsse für alle irdischen Dinge auf eine radikale und absolute Christlichkeit verzichten", und im heutigen Protestantismus und seinem Eintreten für eine nationale Politik sei vielfach „die eigentliche Christlichkeit bewußt oder unbewußt ausgeschieden" (Christliche Welt 1915, Sp. 294 ff.); hat doch ein anderer Theologe, Martin Rade, den gegenwärtigen Krieg geradezu als einen „Bankerott der Christenheit" bezeichnet, wenigstens was das Solidaritätsgefühl der christlichen Völker betreffe (Die Kirche nach dem Krieg, S. 52). Und auch der dem Christentum anerkanntermaßen freundlich gegenüberstehende H. St. Chamberlain sagt in seiner neuesten Schrift: „In der Religion hat Jesus Christus eine neue Aera gebracht; in der Politik dagegen haben wir seit 6000 Jahren keinen grundsätzlichen Fortschritt gemacht" (Polit. Ideale S. 100). Und so wird denn selbst von pazifistischer Seite zugegeben, daß „manche Forderungen der christlichen Moral nicht buchstäblich auf den Staat zu übertragen seien", und gesagt, „niemand verlange vom Staat, daß er imstande sein müsse, sich bis zum Grad der Selbstaufhebung zu verleugnen." Damit ist aber tatsächlich in die christliche Ethik schon eine Bresche gelegt und der Hinweis darauf, daß auch das Christentum eine Pflicht der Selbstbehauptung kenne, ist zwar an sich richtig, nützt uns aber für unsere Frage deswegen nichts, weil das Christentum nur die geistig-sittliche Selbstbehauptung rechtfertigt und dafür sogar unter Umständen das Opfer der physischen Existenz verlangt (Märtyrertum), dagegen die Selbstbehauptung mittelst physischer Gewalt, um die es sich beim Staat handelt, klar und deutlich verwirft. Räumt man aber einmal dem Staat das Recht der Selbstbehauptung und der Notwehr ein, so wird es sehr

Digitized by Google

schwierig sein, in der Wirklichkeit zu bestimmen, welche politischen Schritte, als zur Selbstbehauptung eines Staates unerläßlich, erlaubt sind und welche nicht. Wo wäre eine Instanz, die dies im einzelnen Fall entscheiden könnte? Es bleibt also dabei: die Politik ist ihrem Wesen nach egoistisch und steht daher in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu einer altruistischen Moral, deren Wesen in der Selbstverleugnung und in der Rücksicht auf den Nebenmenschen ihr beherrschendes Prinzip hat.

Daraus ergibt sich nun die Zwischenfrage: Ist die Politik unmoralisch? Der berühmte Kulturhistoriker Jakob Burckhardt scheint geneigt, diese Frage rundweg zu bejahen; denn er macht sich das Wort des Geschichtschreibers Schlosser zu eigen, daß die Macht „böse an sich" sei. Er sagt (Weltgeschichtliche Betrachtungen S. 32 ff.): „Solange das äußere Wachstum (eines Staates) dauert, strebt jede Macht nach völliger Ausrundung und Vollendung nach innen und außen und hält kein Recht der Schwächeren für gültig ..... Und nun zeigt es sich, daß die Macht an sich böse ist, daß ohne Rücksicht auf irgendeine Religion das Recht des Egoismus, das man dem Einzelnen abspricht, dem Staate zugesprochen wird. Schwächere Nachbarn werden unterworfen und einverleibt oder irgendwie sonst abhängig gemacht, nicht, damit sie selbst nicht mehr feindlich auftreten — denn das ist die geringste Sorge —, sondern damit sie nicht ein anderer nehme und sich ihrer politisch bediene; man knechtet den möglichen politischen Verbündeten eines Feindes. Und auf dieser Bahn angelangt ist dann kein Anhaltens mehr." Besonders widerlich findet Burckhardt die bei solchen Anlässen beliebten Rechtsdeduktionen, mit denen man die Gewalt zu bemänteln sucht, weil „man sich der heiß ersehnten und mit allen Verbrechen erreichten Macht schämt, da das Recht noch immer einen Zauberklang hat, den man bei den Menschen nicht entbehren will. So kommt man zu einer Sophistik, wie sie z. B. Friedrich II. beim ersten schlesischen Kriege sich gestattete, und zu der sauberen Lehre von den unberechtigten Existenzen." Auch Kant hält Politik und Moral für unvereinbar: „Noch, sagt er, hat kein Philosoph die Grundsätze des Staates mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch auch keine besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können." Und sein Antipode Nietzsche stimmt ihm zu mit dem Satze: „Der Staat ist die organisierte Unmoralität." Denn der Staat ist organisierter Machtwille und „der ganze Altruismus ergibt sich als Privatmannsklugheit. Die Gesellschaften sind nicht altruistisch gegen einander, das Gebot der Nächstenliebe ist noch nie zu einem Gebot der Nachbarliebe erweitert worden." Selbst bis in unsere politisch und kirchlich konservative Tagespresse hinein hat sich heute die Anschauung Bahn gebrochen, daß die Politik zum mindesten „morallos" sei und daß der Staats-

Digitized by Google

mann durch die der bürgerlichen Moral angehörigen Begriffe „recht“ und „unrecht“ in ſeinem Handeln nicht eingeengt werden dürfe.*)

Andere freilich ſind entgegengeſetzter Anſicht und wollen auch der Politik ihren ſittlichen Charakter wahren. Treitſchke vor allen, den wir doch als ausgeſprochenen Machtpolitiker kennen lernten, kann ſich nicht genug tun in der Betonung der „ſittlichen Zwecke“ des Staates, der „eine große Anſtalt zur Erziehung des Menſchengeſchlechts“ ſei (Pol. I 103, 95). An anderer Stelle (II 543) erklärt er dann nichtsdeſtoweniger die „moraliſierende Auffaſſung“ vom Staat für falſch. Er hält daran feſt, „daß der Staat vor allem Macht iſt“ und meint: „Die Moral muß politiſcher werden, wenn die Politik moraliſcher werden ſoll, d. h. es müſſen die Moraliſten erſt erkennen, daß man das ſittliche Urteil über den Staat aus der Natur und den Lebenszwecken des Staates und nicht des einzelnen Menſchen ſchöpfen muß. Dann wird ihnen auch das politiſche Leben unendlich menſchlicher und ſittlicher erſcheinen“ (I 103). Vortrefflich! Wenn nur Treitſchke nicht der ſeltſamen Meinung wäre, dieſe ſeine politiſche Moral decke ſich mit einer „tieferen chriſtlichen Sittlichkeit.“ Dieſe beſteht nämlich in der Entdeckung, daß das Chriſtentum keinen moraliſchen Kodex habe, obgleich im Widerſpruch damit doch wieder von der „Chriſtenpflicht der Aufopferung“ die Rede iſt. So läßt ſich dann leicht der chriſtlichen Moral eine wächſerne Naſe drehen und beweiſen, daß in der Politik die Uneigennützigkeit unſittlich, ja eine „Todſünde“, die Selbſtſucht dagegen allein ſittlich ſei (I 99 ff.). Da iſt es denn auch nicht zu verwundern, daß dieſe chriſtliche Politik bei der Wahl ihrer Mittel zuweilen mehr als nur Ein Auge zudrückt. Es mag noch hingehen, wenn Treitſchke in Beziehung auf die Verletzung der Wahrheit in der Politik ſagt (I 110): „Der Staatsmann hat nicht das Recht, ſich die Hände zu wärmen an den rauchenden Trümmern ſeines Vaterlandes mit dem behaglichen Selbſtlob: „ich habe nie gelogen; das iſt die Tugend des Mönchs.“ Aber es befremdet doch einigermaßen, wenn Treitſchke es unternimmt, es vor dem Richterſtuhl ſeiner „tieferen chriſtlichen Sittlichkeit“ zu rechtfertigen, „wenn die Engländer im indiſchen Aufſtand die Hindus vor die Mündungen der Kanonen banden und ſie „zerbliefen“, daß ihre Körper in alle Winde zerſtoben“ (I 106). In ſeinem Beſtreben, die Politik um jeden Preis mit dem Chriſtentum in Einklang zu bringen, überſieht er die tiefe Kluft, die zwiſchen den beiderſeits verfolgten Zielen gähnt.

Einen ähnlichen, nur weniger durch Hinneigung zum Chriſtentum beſtimmten Standpunkt vertritt der einſtige Tübinger Univerſitätskanzler Guſtav Rümelin (Reden und Aufſätze I 144 ff.). Auch er hebt hervor, daß die Politik ein ſelbſtändiges Prinzip des Handelns in ſich trage, nämlich die Schaffung

*) Vgl. Süddeutſche Zeitung vom 18. April und 11. Mai 1915 Nr. 106 und 129 (Leitartikel).

Digitized by Google

und Erhaltung des öffentlichen Wohls, daß für den Staat der Grundſatz der Selbſterhaltung, für den Einzelnen dagegen derjenige der Selbſthingabe gelte, daß die Erhaltung des Staates jedes Opfer rechtfertige und über jedem Gebot ſtehe. Hiemit iſt alſo der Staat geradezu als ein letztes, als ein abſoluter Zweck geſetzt, dem ſich alles andere unterzuordnen hat. Trotzdem aber will Rümelin nicht zugeben, daß die Politik in einen Gegenſatz zur Moral trete, und nimmt ſie insbeſondere gegen den Vorwurf des Machiavellismus in Schutz. Damit, daß der Staat nicht an die Privatmoral gebunden ſei, ſeien politiſche Verbrechen noch nicht erlaubt. Freilich zeigt es ſich bei der Erörterung dieſes Problems ſofort, daß man, wie Rümelin ſelbſt ſagt, ohne eine gewiſſe Kaſuiſtik nicht auskommt. Wie verſchieden man hierüber denken kann, mag die Erinnerung daran zeigen, daß in der Reaktionszeit die Aufführung von Schillers Tell, weil er den Fürſtenmord verherrliche, verboten war und daß der bis in die Knochen monarchiſche Bismarck in dieſem Schiller'ſchen Helden zeitlebens einen Meuchelmörder ſah. Rümelin gibt auch zu, daß es zu vorübergehenden Pflichtenkolliſionen zwiſchen Politik und Moral kommen könne; aber ſolche gebe es auch ſonſt im Leben und insbeſondere werde dadurch das Pflichtgefühl des einzelnen Staatsmanns, der für andere handeln müſſe, nicht in Frage geſtellt; auch er ſtehe unter dem Sittengeſetz, aber der Inhalt ſeiner Pflichten werde dadurch nicht bezeichnet. Das mag gerne zugegeben werden; aber an dem, übrigens von Rümelin anerkannten, egoiſtiſchen Charakter der Politik als ſolcher ändert die perſönliche Uneigennützigkeit des Staatsmanns gar nichts und ein Unrecht bleibt ein Unrecht, auch wenn es der Täter zugunſten anderer vollbringt. Ein draſtiſches Beiſpiel einer perſönlich uneigennützigen, aber aller Moral Hohn ſprechenden Politik iſt die Tätigkeit des engliſchen Staatsmanns Warren Haſtings in Indien, der 1786 von Edmund Burke vergebens vor dem Parlament angeklagt wurde. Immerhin kann man es aus ſolchen Erwägungen heraus verſtehen, daß es einem Machtpolitiker wie Bismarck ſo ſcheinen konnte, als laſſe ſich ſeine Politik nicht nur (wie es in Wirklichkeit der Fall war) mit ſeinem perſönlichen, durch ſeine nationale und weltgeſchichtliche Aufgabe beſtimmen, ſondern auch mit ſeinem chriſtlichen Gewiſſen in Einklang bringen. Wie ſchwer er übrigens an der furchtbaren Verantwortung trug, die auf ihm laſtete, das beweiſt eine ſchöne, faſt ſchwermütige Aeußerung aus dem Jahr 1877: „Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären 80 000 Menſchen nicht umgekommen und Eltern, Brüder, Schweſtern, Witwen trauerten nicht. Das habe ich indes mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich getan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe."

Fragen wir endlich noch bei unſern großen Dichtern an, ſo erklärt Goethe in tiefſinniger Kürze: „Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos, es hat niemand

Digitized by Google

Gewissen als der Betrachtende": ein Wort, das, recht verstanden, von unsern Soldaten draußen im Felde jetzt tausendfach betätigt wird, indem sie ohne weiteres Grübeln einfach die vorgeschriebene Pflicht erfüllen. Und Schiller verweist durch Stauffachers Mund den Menschen auf das Schwert als letztes Mittel, um „der Güter höchstes", d. h. die politische Freiheit eines Volkes, zu verteidigen. Den Konflikt zwischen Politik und Moral aber hat er am ergreifendsten dargestellt in jener Szene seiner größten Tragödie, wo er den jugendfrischen sittlichen Idealismus Max Pikkolominis der Realpolitik des welterfahrenen Wallenstein gegenüberstellt. Diesem sind „gut" und „böse" nur „dunkle Namen"; er weiß, daß in dieser harten Welt der Streit herrscht und nur die Stärke siegt, und er fühlt es zwar schmerzlich, aber unabweisbar, daß der Kampf um Besitz und Herrschaft sich in dem Bereich von Mächten abspielt, aus deren Dienst noch keiner „die Seele hätte rein zurückgezogen."

Wie steht es nun mit unserer Frage: ist die Politik unmoralisch? Alle Zeugen, die wir vernommen haben, sind darin einig, daß die altruistische Privatmoral auf die Politik nicht anwendbar sei. Also ist die Frage von diesem Standpunkt aus zu bejahen. Mit der Annahme bloß vereinzelter Pflichtenkollisionen kommt man nicht aus, sondern es stehen hier grundsätzliche Normen des Handelns in Frage, und wenn man uns, wie das der Historiker Friedrich Meinecke tut (Deutschland und der Weltkrieg S. 631), auf die Tragödie verweist, wo solche sittliche Konflikte doch die Regel bilden, so ist dies zwar richtig; aber gerade der tragische Held pflegt ja doch in irgend welcher Weise „schuldig" zu werden, d. h. sich gegen das Sittengesetz zu verfehlen. Wir haben damit also zwar eine Analogie, aber keine Lösung unseres Problems gewonnen; die Politik wäre damit nur ästhetisch, nicht moralisch gerechtfertigt. (Schluß folgt.)

Montmartre

Von Ernö Szép

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Amelie Agoston)

Es ist schönes Wetter, das heißt nicht einmal nur schön, denn es ist warm. Die jungen Tage des Sommers erwärmen sich, ich bin kein Freund der ruhigen, glücklichen Wärme, ich liebe das Wetter wie das Weib in seinen Launen, und wenn ich am Nachmittag zu faul bin, zwischen die Bäume des Bois hinauszuwandern, dann ziehe ich mich in das kühle Hotelzimmer zurück. Der Mensch, das heißt

Digitized by Google

ich, sitzt mit einem Buch im Schoße am Fenster, der Blick irrt vertieft im Buche herum, durch das geöffnete Fenster schwirrt plötzlich Gesang und Gitarrespiel ins Zimmer herein, der Mensch hebt seine Augen vom Buche und schickt sie ein wenig in die Welt hinunter. Ich, das heißt der Mensch, wohne am Montmartre, in einer engen, abschüssigen, von Jahrhunderten angeräuchten Gasse; gerade meinem Hotel gegenüber grüßt ein kleiner Platz in die Gasse herein mit einer Bank, einer Gaslaterne und einer zwischen drei Kastanienbäumen verschämt versteckten Bedürfnisanstalt. Auf der Bank schläft mit heruntergefallenem Kopfe ein unverläßlich aussehendes Individuum, die beiden Arme in die Lehne der Bank verschlungen, fast wie zum Trocknen aufgehängte Wäsche. Vor dem Schlafenden halten zwei herrenlose kleine Hunde eine bekanntschaftmachende Soirée, langsam einander umkreisend. Die Gitarre und das Lied stammen von einem alten Mann, der hier jeden Tag um diese Stunde mit seinen abgedroschenen Chansons bettelt. Auf der anderen Seite der Straße ist eine Schneiderei, zwei kleine Mädchen genießen im Fenster auf die Ellenbogen gestützt die Musik; der Luftzug ergreift die Froufous der einen. Das energische Glucksen der Gemüsefrau, die den Handkarren langsam die Straße hinunterschmettert, übertönt den schwachstimmigen Alten. Das ist das Volk Charpentier's aus der Oper Louise.

Aus einem schläfrigen kleinen Café-Restaurant, über dessen Eingang die rotgestreifte Marquise heruntergelassen ist, trippelt die Köchin hervor, sie beginnt mit der Gemüsefrau zu handeln. Neben dem Café-Restaurant ist ein Krämerladen. Die Seifen sitzen ebenso in der Auslage, die Peitschen stehen ebenso in der Türe, wie in meinem Dorf zu Hause. In einem Keller, zu dem eine Treppe von der Straße hinunterführt, betätigt sich eine Putzerei, in ihrer niedrigen Auslage chemisch gereinigte weiße Seidenblusen und Spitzenkragen, unten bügeln magere weißgekleidete Frauen. Ein junger Mann steigt die Treppen zur Putzerei hinunter, er hat eine Sportmütze und ein Sporthemd an, über seinen Füßen Pan-

Digitized by Google

toffeln. Das ist ein ganz charakterloser junger Mann, ein Strolch, ein Apache, aber das rote Tuch am Halse fehlt ihm, das tragen nunmehr die deutschen Kabarettkünstler. So am Tage sieht er ganz gutmütig aus, jetzt trägt er die Wäsche seiner Madame nach Hause. Neben der Putzerei ein Antiquitätengeschäft, der Kaufmann steht in der Türe, er gibt dem vorübergehenden Strolche die Hand, sie unterhalten sich eine Minute. Aber dann eilt der Bursche davon, er fürchtet, er wird ausgezankt. Der ruhige, kleinstädtische Nachmittag ist im Vergehen, die Mädchen des Montmarte müssen sich rüsten. Die erste, schau, ist bereits zum Tore hinaus, in ihrem nächtlichen Pomp blendet sie, giftig und glühend, wie der Totenkopfschmetterling, die vor einer Stunde noch mit hängenden Haaren in einfacher Bluse zum Fenster herausglotzte. Gleich kommen auch die Anderen, die eine flattert von hier, die andere von dort hervor, sie gehen in die Schlacht, in die Richtung der Boulevards, in die von weitem brausende, leuchtende, wirbelnde Pariser Nacht. Der Krämer, der Antiquitätenhändler, die Blanchisseuse stehen zärtlich und besorgt in der Türe und schauen nach den verschwindenden Mädchen, wie das Volk eines Küstendörfchens, wenn die Fischer nach dem Meere ausziehen.

Zwei Gedichte

Von Ernst Lissauer

Auf meinen Amethystblock

Steinerne Veilchen, gewachsen krystallischer Strauß,
Urjuwelen, aus Edelgebirge geschlagen!
Zierliche Gipfel ragen
Mir auf dem Tische mitten im städtischen Haus.

Manchmal leg' ich um dich die Hand,
Stärke saugend, — ich fühle Land.

Digitized by Google

Auf meinen Rosenquarz

Du sanft Gestein!
Glimmt in gläsernen Felsen zartester Brand?
Manchmal ertastet die leise Hand
Morgenschein, Abendschein.

Indizien

Es ist begreiflich, daß die Strafrechtspflege auf den Indizienbeweis weder verzichten kann noch verzichten mag. Eine unerhört große Zahl von kriminellen Exzessen würde straflos bleiben müssen und die vergrößerte Aussicht auf Straflosigkeit würde ohne Zweifel zumindest eine vermehrte Anregung zu Gesetzesverletzungen im Gefolge haben, also das bezwecken, was durch die Rechtspflege ja gerade vermieden werden soll. Aber von allen Beweisführungen ist der Indizienbeweis diejenige, die am ehesten zu einem Justizirrtum leiten kann; denn ob es sich um einen rationalen, einen künstlichen, einen indirekten oder einen mittelbaren Beweis dabei handelt, immer kann der Indizienbeweis nur ein Notbehelf sein, der in Ermangelung direkter Beweise freilich unentbehrlich ist, aber eben doch nur ein Notbehelf bleibt. Natürlich ist auch bei einer Ueberführung durch Zeugenaussagen, ja selbst durch Augenzeugen ein Justizirrtum möglich. Gerade die neuesten wissenschaftlichen und praktischen Untersuchungen haben nachgewiesen, wie vielen Täuschungen ein Zeuge unterworfen sein kann. Aber der Richter bleibt frei von dem Verdachte, einen Justizirrtum begangen zu haben; die Verantwortung haben die Zeugen übernommen. Und einen Richter so unfehlbar sein schicksalbedeutendes Amt verwalten zu lassen wie bei einem Menschen überhaupt nur möglich ist, wird wohl immer das höchste Ziel der Rechtspflege sein. Der einwandfreieste Beweis ist das Geständnis des Beschuldigten. Auch hier können Irrtümer vorkommen. Es ist nichts Neues, daß sich ganz und gar Unschuldige aus Gründen irgendwelcher Art sich selbst des Mordes beschuldigten. Aber die Verantwortung für alle Folgen, die aus einem derartigen Justizirrtum entstehen, trägt der Verurteilte zu Recht; es sei denn, daß er krankhaft veranlagt ist.

Alle Strafen können in irgend einer Form wieder gut gemacht werden, wenn vielleicht auch nur teilweise, mit Ausnahme der Todesstrafe. Der Hingerichtete hat nicht das Geringste davon, daß man ihn nach seinem Tode freispricht. Ein solcher Justizirrtum ist nie wieder auch nur einigermaßen einzurenken. Und ein einziger Justizirrtum, der eine vollzogene Todesstrafe im Gefolge hatte, zerstört das Vertrauen des Volkes in die Rechtspflege in einem solchen Maße, daß hundert weise und tausend milde Richter es kaum wieder herzustellen vermögen. Mögen selbst hundert Mörder infolge mangelnder Beweise oder infolge Justizirrtümern freigesprochen werden und der eine Justizirrtum hundertmal und längst wieder bei anderen gut gemacht sein, für den einen Justizirrtum, der einen Unschuldigen dem Henker überlieferte, hat das Volk ein merkwürdig langes und

Digitized by Google

zähes Gedächtnis. Das sind die Gründe — von anderen Nebengründen abgesehen — die viele Staaten bewogen haben, nur dann ein Todesurteil zu vollziehen, wenn der Beschuldigte ein Geständnis abgelegt hat oder wenn Zeugen bei der Handlung zugegen waren.

Auf Grund eines Indizienbeweises, besonders wenn er lückenlos ist — was ein Staatsanwalt ja immer glaubt, — ein Todesurteil zu fällen, mag noch angehen; dieses Todesurteil aber zu vollziehen, ist ein Fehler. Den Nachteil dieses Fehlers trägt letzten Endes nur die Staatsgewalt. Darum und aus allgemein menschlichen Gründen ist es notwendig, immer wieder auf die großen Nachteile der Beweisführungen auf Grund von Indizien hinzuweisen, sobald sich ein Fall zeigt, wo ein Indizienbeweis einem Unschuldigen beinahe das Leben gekostet hätte.

In diesen Tagen wurde das Todesurteil gefällt über die beiden Frauen, die den Mord an der Martha Franzke (die Menschheit hat durch ihren Tod nichts verloren) in Berlin gefällt wurde Daß die wirklichen Täter verurteilt wurden und nicht eine Unschuldige, ist aber nicht der Polizei oder dem Gericht zu danken, sondern nur der Dummheit und der Unvorsichtigkeit der jetzt Verurteilten. „Verdächtig" waren sie durchaus nicht, sondern verdächtig war eine Freundin der Ermordeten. Unsere Rechtspflege steht noch immer auf dem mittelalterlichen Standpunkt, daß der Verdächtige von vorneherein und ohne weiteres auch als der Schuldige zu betrachten ist. Der Richter hat nur ein Ziel, die Schuld des Verdächtigen nachzuweisen. Daß der Verdächtige auch unschuldig sein kann, setzen der Staatsanwalt und auch der Richter gar nicht voraus. Man hat sogar oft das Gefühl, als wäre es dem Staatsanwalt höchst unangenehm, wenn sich herausstellt, daß der Angeklagte tatsächlich unschuldig ist. Das ist auch durchaus zu verstehen, weil ja dann die ganze, so mühsam aufgebaute Beweisführung des Staatsanwaltes zusammenbricht und seine Logik eine Niederlage erleidet. Der Schuldige allein hat die unerhört schwere Aufgabe, seine Unschuld gegen die mit allen erreichbaren amtlichen Mitteln geführte Anklage des Staatsanwaltes nachzuweisen. Nun ist es aber viel schwerer, die Unschuld zu beweisen als die Schuld. Selbst der harmloseste Mensch ist oft nicht im Stande, sein Alibi zu beweisen. Und weil der Nachweis der Unschuld um vieles schwerer zu führen ist als der der Schuld, deshalb sollte — wenn die Justiz nicht sogar noch weiter gehen müßte — der Angeklagte so lange als absolut unschuldig angesehen und behandelt werden, bis sich seine Schuld herausstellt. Die Zahl der Fehlurteile würde sicher geringer werden.

Die Freundin der ermordeten Franzke wäre auf Grund des Indizienbeweises totsicher verurteilt und gerichtet worden; denn kaum ein Indizienbeweis hätte so lückenlos geführt werden können, wie dieser. Und selbst der Laie, der gerade bei Indizienbeweisen immer sehr kritisch ist, hätte den Beweis nicht anzweifeln können. Man verfolge den Hergang genau: Es war allgemein bekannt, daß die Freundin gegen die Ermordete eine maßlose Eifersucht hegte. Wenn jemand ein Interesse an dem Tode der Franzke hatte, so war sie es. Sie bewohnte mit der Ermordeten ein gemeinschaftliches Zimmer. Zum Einpacken des Leichnams wurde eine Tischdecke aus diesem Zimmer verwandt. Die Freundin war nach dem Tode der Franzke verschwunden. Die Angaben über ihren Aufenthalt in der Zwischenzeit lassen sich

Digitized by Google

infolge ihres Berufes nicht mit Sicherheit nachweisen. Dazu kommt der Hauptfaktor: Die Friseuse bezeugt, daß die Freundin zu ihr gesagt habe: „Die Franzke muß dran glauben, die mach' ich kalt." Die Angeklagte kann sich gegen diese Aussage nicht wehren. Sie kommt nicht zum Schwur, aber die Friseuse. Und weil sie ähnliches in der Tat geäußert hat — wie so etwas gedankenlos hingeredet wird — könnte sie es nicht einmal abstreiten. Unzählige andere Beweisgründe kommen hinzu. Konnte sich dieser Indizien selbst der unbefangenste Richter verschließen? Man muß mit einem Nein antworten. Und das Urteil wäre gefällt worden. An einer gänzlich Unschuldigen.

Es erscheint unbedingt notwendig, daß dieser Fall nicht so ohne weiteres darüber vergessen wird, daß man rechtzeitig genug doch noch die Richtigen erwischte.

Ret Marut

Max Reger †

Max Reger ist nicht mehr; am Montag den 15. Mai hat man in Jena seinen Körper den Flammen übergeben, und die katholische Kirche hat dieser Leichenfeier ihren Segen nicht versagt! An der breiteren Oeffentlichkeit wird, zumal in den Zeiten des größten Sterbens, das die Welt je gesehen, der Tod dieses Mannes spurloser vorübergezogen sein; denn Reger war kein „populärer" Komponist. Nicht so empfindet die musikalische Welt in ihren vornehmen Kreisen; denn Reger war der Komponist der „Kenner". Die Bedeutung seines Verlustes für die neuere Tonkunst abzuschätzen, ist zurzeit noch schwierig, trotzdem die Zahl seiner vorhandenen Werke groß ist und die Opuszahl an die 150 heranreicht. Beinahe unmöglich aber erscheint es uns, Regers Bedeutung für die weitere Entwicklung unserer modernen Musik zu bestimmen, wenn wir, an der Hand seiner jüngsten Kompositionen, erkennen, daß sein Ziel noch nicht erreicht war. „Kinder wartet nur noch eine Weile, ich schreib Euch schon noch was Großes!" In diesen Worten in Freundeskreisen liegt Erkenntnis und Bekenntnis eines bedeutenden Musikers, der sich trotz einem bewundernswerten, beinahe unerhörten „Können", noch immer nicht ganz berufen fühlte, seine Hand nach dem höchsten der absoluten Musik, nach der „Symphonie", auszustrecken. Für den Aesthetiker und Geschichtsschreiber wird diese Tatsache von innerem Werte sein. Hier berührt sich auch der künstlerische Charakter eines Reger, der vor der Kunst Ehrfurcht hatte und nicht, wie unsere „Auch-Komponisten", in jedem Stil zu Hause sein wollte, mit dem Charakter eines Johannes Brahms. Wie lange hat Brahms gezögert, bis er die erste Symphonie schrieb! Und das, sowie die weitere Tatsache, daß Reger ein Vertreter der absoluten Musik war, im Gegensatze zu den Vertretern der poetisierenden Musik, wie sie in den von Liszt geschaffenen „symphonischen Dichtungen" ihren allgemein sichtbaren Ausdruck fand, hat Reger und Brahms in eine Entwicklungslinie zu stellen veranlaßt. Vielleicht auch gewisse Kennzeichen des deutschen Musikers vom alten Schrot und Korn. Innerlich dagegen erscheint uns die Verwandtschaft doch nicht so, wie sie seither allgemein angenommen worden ist.

Aber wir Deutschen müssen registrieren und jeden in dem zugehörigen Fach unterbringen. „Wo kommst du her, was dein künstlerisches Signalement, wo gehst du hinaus, besondere Kennzeichen?" Wobei stets vergessen

Digitized by Google

wird, daß eine wirklich originale Persönlichkeit stets ein Fach für sich beansprucht und sich nicht mal für eine bestimmte „Richtung" einfangen läßt. Reger fußt auf Bach? Gewiß, in dem Sinne, wie die ganze Musik schließlich auf den Thomaskantor zurückführt. Sonst ist Reger aber wohl mit dem Bach'schen Stile dadurch am ehesten zu verbinden, daß er auf die alten Formen zurückgriff, (sie jedoch mit unserem modernen Geiste erfüllte.) Neben einer Passaraglia z. B. die Variation. Was hat Reger für Variationen geschrieben. Außer ihm kommt hier nur Richard Strauß, (von den Bedeutenden) in seinem Don Quixote in Betracht. Reger contra Strauß: wieder ein Kennzeichen. Nun, gemeinsam sind ihnen die Eigenart und Größe, die Verachtung des Hergebrachten, das den billigen Erfolg verbürgt. Künstlerische Gegensätze tragen diese beiden „Führer" der beiden „verschiedenen Richtungen der neudeutschen Musik" allerdings in sich. Seinen allgemeinen Namen hat Strauß erst als Opernkomponist errungen, eine Oper von Reger ist undenkbar, ebenso wie Brahms die an ihn herantretende „Versuchung" zurückgewiesen hat. —

Max Reger steht also für sich, als ein Eigner, der hervorragt, ein Auserwählter unter den vielen Berufenen. Seine Werke liegen vor uns und nicht wenig davon werden bleiben, obschon der Komponist manches davon später selber „aberkannt" hatte; z. B. die berühmte (oder berüchtigte) Sinfoniette, sein erstes großes Orchesterwerk. Welch ein Weg bis zum Mozartschen A-dur Thema!

Reger ging vom Kammerstil aus, die Zahl seiner Werke ist unverhältnismäßig groß an andern Tonsetzern gemessen. Stand er seinen ersten Orchesterwerken in der Kunst des Instrumentierens noch fremd gegenüber, wodurch er versagte, so übertrug er die Feinheiten des Kammerstils nur auf das Orchester; und so erlebten wir die Mozart-Variationen. An die 12 Orchesterwerke besitzen wir, auch ein Violin- und Klavierkonzert (beide „aberkannt"); was im Nachlasse vorhanden ist, entzieht sich unserer Kenntnis; nur ein Klarinetten-Quintett (Wendling gewidmet) ist uns zurzeit bekannt. Von den Chorwerken nennen wir den 100. Psalm, den römischen Triumphgesang, den Einsiedler, das Requiem. Die Choralkantaten sollten Beachtung finden.(Organisten, Kirchenchorleiter!) Fast unbestritten ist Regers Ruhm als Orgelkomponist. Von seinen Liedern können nur einige heutigen Ansprüchen bestehen, die sind dafür aber sehr schön! Als Orgelspieler war Reger, der frühere „Schulmeister", und Lehrerssohn aus der Oberpfalz, virtuos; als Klavierspieler von besonderer Art, der sich die Pflege des Pianissimo angelegen sein ließ. Als Dirigent trat er nur kurze Zeit an der Spitze der „Meininger Hofkapelle" auf und brachte deren Ruf durch Konzertreisen zu neuen Ehren. Eine Brahms'sche Symphonie unter ihm ist mir ein unvergeßliches Erlebnis. (Reger hat in der Instrumentation etwas retouschiert.) Leider fand die Meininger Tätigkeit ein jähes Ende. Max Reger und die — Hofleute! Aber die Anhänglichkeit an den alten Herzog hat der Meister treu bewahrt, und er wollte von allen seinen Titeln: Hofrat, Professor, Dr. honoris causa med. et phil. nur noch den Generalmusikdirektor, den dieser Fürst ihm verliehen, hören. Als Lehrer ward er, der fast „Unmenschliches" an Arbeit verlangt, von seinen früheren wenigen Schülern geschätzt und geliebt. Die Massenschulung in der

Digitized by Google

Meisterklasse für Komposition am Leipziger Konservatorium scheint weniger ersprießlich gewesen zu sein. Persönlich hat er viel Mißverständnis heraufbeschworen; seine bekannte derbe Art fand sich, immer schärfer ausgeprägt, aber nur in der „Gesellschaft". Vielleicht eine Rache, daß auch er den „Folgen" der Gesellschaft sich nicht ganz entziehen konnte. Allein mit ihm lernte man eine ernste, tiefe Natur kennen. M. Reger, der von Schwächen, auch von „kleinen", gewiß nicht frei war, z. B. freute er sich über Orden, war ein guter Mensch; einer auf den man sich verlassen konnte. Sein Tod (mit 43 Jahren) geht all seinen Freunden nahe. Das wahrhaft Tragische daran ist aber nicht die Tatsache seines frühen Heimganges, sondern, wie oben schon angedeutet, daß es ihm nicht vergönnt war, aus der Unsumme von Arbeit, Fleiß, genialem Können das Höchste, das ihm winkte, mit der Hand des Meisters zu formen. Und darum haben wir viel verloren, trotzdem er uns viel gegeben!

Stuttgart Oswald Kühn

Ruederers nachgelassener Roman

Zweimal hat Josef Ruederer den festen Boden seiner Heimaterde in der Dichtung verlassen, im „Wolkenkuckucksheim" und im „Prinzen Dschem", aber trotz unleugbarer Werte dieser beiden dramatischen Arbeiten zeigte sich, daß ein Kind des Rindermarktes zu München, das im Schatten des Petersturmes seine Jugend verspielt hat, nicht ungestraft und ohne Enttäuschung den Ausflug in fremde und farbige Phantastik unternehmen darf. Seine Kunst ist und bleibt durch die Heimat bedingt, in ihrer Art und Unart, in ihrem Wesen und ihrer Geschichte gebunden. Man streift die alte Fabel vom Riesen Antäus, dem die Kraft von seiner Erde zuwuchs.

Ruederer hat vor neun Jahren ein Buch über München geschrieben, das in Liebe und Haß, in herzhafter Verehrung und tötender Ironie das Bekenntnis eines groß gewordenen Sohnes war. Voll Laune und Polemik in der Auseinandersetzung mit dem Tag, voll verhaltener Innigkeit, wo die seltsame innere Geschichte dieser Stadt gesehen und beschrieben werden sollte. Gescheit, klar, sprachlich reif und bewegt, in der inneren Haltung der Ausdruck grimmigen Behagens.

Die Arbeit seiner letzten Jahre galt der Anlage und Ausführung eines vierbändigen Romanwerkes, in dem das München des 19. Jahrhunderts niedergelegt werden sollte, eine Zeit- und Stadtgeschichte in Familienschicksalen; der erste Band nur ist beendet gewesen, als der Dichter starb, und dieses Buch „Das Erwachen" ist soeben im Verlag der „Süddeutschen Monatshefte" erschienen. Es führt bis zum Jahr 1848, ist Bruchstück und Vollendung in einem, Bruchstück, weil die Fabel, deren späteren Gang man in den einleitenden Kapiteln spürt, zerrissen wurde, Vollendung, weil das vormärzliche München in voller Geschlossenheit, Abgeschlossenheit dargestellt ist und die künstlerische Form den Grad überlegter Durchbildung zeigt, daß man in der dichterischen Prägung und Anlage wohl auch das Wesen der nicht geschriebenen Bände besitzt. Nicht so sehr um des künstlerischen als um des kulturgeschichtlichen Wertes willen empfindet man die schmerzliche Schickung, die den Dichter mitten in der größten und reifsten Arbeit, die er sich gestellt hatte, wegriß.

Das Buch ist lose komponiert, wenn man den anekdotischen Zusammen-

Digitized by Google

hang der Einzelstücke sieht: es zerbricht in Familienschicksale, in Charaktere, die sich gelegentlich überschneiden. Das innere Band ist fest. Die Aufgabe heißt, jenes München lebendig werden zu lassen, das den Pfälzer Max Joseph begrüßt, Montgelas' spürt und dann mit den Wandlungen Ludwigs I durch die Aera Abel zur Lola Montez kommt. Das München, dem die Bauern, Bäcker, Bierbrauer aus dem Dachauer Moos zuwandern und vom oberen Isartal, um mit Schläue, Fleiß und Glück das Bürgertum der Stadt aufzufüllen, das München, in dem das aufgeklärte und skeptische Beamtentum des ausgehenden 18. Jahrhunderts von strebsamen, anpassungsfähigen und etwas eitlen Bürokraten abgelöst wird, die Stadt, deren unsichere Meinungen, Stolz und Mißtrauen, von dem merkwürdigen fremden Griechenabenteuer des jungen Otto bewegt werden, wo Ludwig der Teutsche Hellas, das Italien der Renaissance, die Gotik der deutschen Vergangenheit mit einer begeisterten und schroffen Festigkeit auf der bayrischen Hochebene versammelt. Das Buch, reich an sehr deutlich gezeichneten und in ihrer ruhig sicheren Prägung als Repräsentanten unauslöschlichen Figuren hat keinen „Helden", wenn es nicht dieser König ist. Jenes Kapitel, das durch einen Schau- und Arbeitstag des Königs wandert, und das Widerspruchsvolle seiner Genialität in einer knappen, für sich geschlossenen Novelle behandelt, ist meisterhaft.

Ruederers dichterische Anschauung war meist durch ein gewisses publizistisches Temperament beeinflußt, sei es im Satirischen, sei es im Pädagogischen. Er hat diese starken Triebe seines Wesens nicht völlig ausgeschaltet; im Ton, in der Haltung spürt man den mit sehr eigener Meinung die Geschichte betrachtenden unabhängigen Mann. Aber darüber hinaus wächst die epische Sicherheit der Anschauung, die prachtvolle Eindringlichkeit der Szenenführung, sei es, daß er die Künstlerkneipe bei Schwanthalers Sterben, das bayrisch-griechische Schützenfest, die prachtvolle Anekdote des verunglückten Bodenspekulationsgesprächs im Hause des Archivars, das politische Beethovenquartett oder den Lärm des Lola Montez-Sturmes beschreibt. Die Fülle der Sprache, die Sicherheit der Anschauung und die menschliche Lebendigkeit des Einfühlens im Zarten und Grotesken wecken hier das Gedächtnis des Kellers der Seldwyler und der besten Stücke aus den Werken des Hermann Kurz.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sino zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Pfingsten

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Vorfrühling ist zum Frühling geworden. Die Frosttage sind ausgeblieben. Die Saaten stehen hoffnungsvoll wie kaum je.

Die Heere stehen sich in Fronten von vielen tausend Kilometern noch gegenüber. In Italien gelang es, die Linien der italienischen Angreifer, die seit einem Jahre nicht vorkommen konnten, zu durchbrechen.

Der Friede ist noch nicht in Sicht. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Aber es sind schon ein paar Schwalben im Gleitflug gesehen worden. Der Vorfrieden ist etwas näher gerückt. Dies schließt frostige Rückschläge nicht aus. Aber man darf an einigen Anzeichen und Ansätzen nicht blind vorübergehen.

Bethmann-Hollweg hat am 5. April im Reichstag mit Entschiedenheit, wie schon im Dezember 1915 und in der Kaiserlichen Proklamation vom 1. August 1915, die Unterstellung zurückgewiesen, daß Deutschland einen aggressiven Eroberungskrieg führe, und zum Beweis dessen die Bereitwilligkeit zu einem dauerhaften Frieden erklärt.

Am 10. April hat der englische Premierminister Asquith vor französischen Parlamentariern in London zurückhaltend, aber weniger schroff erwidert und von „einem Frieden gesprochen, der auf ein neues völkerrechtliches System internationaler Garantien gegründet werden müsse".

An demselben 10. April hat der englische Auslandsminister Grey dem Vertreter einer amerikanischen Zeitung seine Auffassung zur Veröffentlichung mitgeteilt. Dieses Interview ist merkwürdigerweise erst im Mai erschienen und durch Reuter, also amtlich, verbreitet worden. Unter allerhand taktischem Beiwerk

Digitized by Google

servierte Herr Grey der Entente, den Neutralen und den Deutschen Gedanken, die in unverbindlicher Form einlenken und das System des künftigen Friedens zeigen wollen, dessen Umrisse dem am gleichen Tage von Herrn Asquith propagierten Gedanken der internationalen Garantien gleichsehen. Dabei sprach er das stimmungsmäßig bemerkenswerte Wort: „Wir brauchen den Frieden nötiger, als jeder andere Staat, aber einen gerechten Frieden ꝛc. ꝛc."

Mitte Mai hat sich sodann der gegenwärtige englische Marineminister und frühere konservative Premierminister Balfour interviewen lassen, und zwar auch von einem Amerikaner, dem er ein Rezept empfahl, das von demjenigen seiner liberalen Ministerkollegen Asquith und Grey differierte; keine Freiheit der Meere, denn sie wäre nichts als die deutsche Hegemonie. Herr Balfour verlangt eine „international authority", aber sucht dieselbe nicht in einem generellen völkerrechtlichen System, sondern in einer verbündeten Seemacht Englands und Amerikas. Dafür wirkt er bei den Amerikanern. Man erkennt hier die Wurzeln einer Auffassungsverschiedenheit, die zunächst nur rhetorisch und taktisch erscheint, vielleicht aber die Keime künftiger Meinungsverschiedenheiten im Schoß der Entente und des englischen Ministeriums sichtbar macht, ebenso wie die Schwierigkeiten, die sich schon in den eigenen Lagern auftürmen.

Am 20. Mai hat Herr Wilson in Charlette, Nord-Carolina gesagt: „Die Zeit für die Vereinigten Staaten sei gekommen, ihre Dienste zur Herbeiführung des Friedens zwischen den kriegführenden Ländern Europas anzubieten". 10 Tage zuvor hat Herr Wilson gegenüber einer Anregung des Papstes erklärt, die Vereinigten Staaten können ihre Dienste zur Vermittlung des Friedens nicht anbieten, solange nicht beide kriegführende Teile damit einverstanden seien. Wenn er nun wirklich erklärt hat, „die Zeit sei gekommen", so würde daraus hervorgehen, daß die Entente oder mindestens England die Vermitt-

Digitized by Google

lungsaktion des nach der Entente neigenden Herrn Wilson erlaubt hätte.

Am 21./22. Mai hat Bethmann-Hollweg Herrn von Wiegand, dem amerikanischen Vertreter der „New York World" ein Interview zu veröffentlichen gestattet, in welchem der deutsche Kanzler sagte: „Ich habe zweimal öffentlich festgestellt, daß Deutschland bereit war und ist, die Beendigung des Krieges auf einer Grundlage zu erörtern, die eine Gewähr gegen künftige Angriffe und eine Koalition seiner Feinde bietet und Europa den Frieden sichert." Und der Kanzler hat hinzugefügt: „Nur wenn sich die Staatsmänner der kriegführenden Länder auf den Boden der wirklichen Tatsachen stellen, wenn sie die Kriegslage so nehmen, wie sie jede Kriegskarte zeigt, wenn sie mit dem ehrlichen Willen, das entsetzliche Blutvergießen zu beenden, bereit sind, unter einander die Kriegs- und Friedensprobleme praktisch zu erörtern, nur dann werden wir uns dem Frieden nähern. Wer dazu nicht bereit ist, der trägt die Schuld, wenn sich Europa noch fernerhin zerfleischt und verblutet. Ich weise diese Schuld weit von mir". Bethmann-Hollweg ist mit dieser Auffassung der Wortführer der deutschen Regierung und der Führer der deutschen Bevölkerung.

Man sieht, wir sind in den Vorstadien. Ihre Dauer hängt von dem Geschick und dem guten Willen nicht nur des einen Teils ab. Das Ziel ist der Vertragsabschluß. Aber zu einem wichtigen Gegenstand des Friedensvertrags ist nach dem Gang des Feldzuges und nach den Stimmungen und Erfahrungen, welche die einzelnen Völker während desselben durchgemacht haben, in ganz anderem Maße, als dies bei den Friedensschlüssen des vorigen Jahrhunderts der Fall war, die künftige Kriegserschwerung geworden. Ihr

Digitized by Google

dient auch die Forderung Deutschlands und der Neutralen: „Freiheit der Meere", gegen die Balfour sich stemmt, während Grey sie in einem früheren Stadium für diskutabel erklärt hat. In dem Maße, in welchem „die Freiheit des Meeres" auch im Krieg besser geschützt werden könnte, als in diesem Krieg, würde sich die Neigung Englands zu einem zweiten Waffengang verringern müssen. England selbst aber wirft die Erschwerung des Beginnes des Landkriegs als Gegenforderung in die Vorverhandlungen.

Man erkennt die Schwierigkeit und die Größe des Problems, das grundsätzlich und praktisch fast unlöslich erscheint und von dem doch Ende und Dauer des problematischen Weltkriegs abhängt.

Man kann heute erst andeuten und sich zugleich die Zweifel und Hoffnungen aller völkerrechtlichen Lösungsformeln vergegenwärtigen. Aber die Regierungen, die Generalstäbe und die öffentliche Meinung werden sich nach der Gesamtlage dem brennend werdenden Studium des Problems hingeben müssen, das durch das Schwert bisher nicht durchhauen worden ist.

Staatskunst und Patriotismus fordern aus den von dem Reichskanzler bezeichneten Gründen ein beschleunigteres Verfahren.

Bethmann-Hollweg hat sich als ersten Mitarbeiter für die bevorstehenden Aufgaben den Staatssekretär Dr Helfferich gewählt, der in seiner bisherigen Tätigkeit das Vertrauen des Kaisers und der Bevölkerung gefunden hat. Man wird auch diesen Akt der Berufung als politisches Symptom anzusehen haben und als solches begrüßen dürfen.

Digitized by Google

Politik und Moral

Von Wilhelm Neſtle

(Schluß)

Sollen wir demnach die andere oben aufgeſtellte Möglichkeit einräumen, daß es eine doppelte Moral gebe, eine für den Privatmann und eine für den Politiker, die ſich in weſentlichen Punkten widerſprechen? Für den einen wären Wahrheit, Gerechtigkeit, Unantaſtbarkeit fremden Guts und Lebens unbedingte Zwecke, denen er unter Umſtänden auch das eigene Wohl und Leben opfern müßte; für den Politiker dagegen gäbe es nur Einen unbedingten Zweck, den Staat und ſeine Erhaltung, dem alles andere ſich unterordnen müßte. Das ſcheint doch ein verzweifelter Ausweg, um ſo verzweifelter, als der Staatsmann z. B. in einem Kriege von Millionen Einzelner verlangt, ſeine politiſche Moral zu der ihrigen zu machen und alle andern Rückſichten dem Kampf für das Vaterland zu opfern. Ehe man daher dieſen Ausweg einſchlägt, dürfte ſich doch die Ueberlegung lohnen, ob nicht die Einheit des ſittlichen Bewußtſeins zu retten ſei, ſowie ein Verſuch, die Frage zu beantworten, wo denn die eigentliche Urſache für die ſtarke Spannung zwiſchen der gewöhnlichen und der politiſchen Moral liege.

Dieſe Urſache liegt darin, daß die politiſche Moral rein diesſeitig und menſchlich, die gangbare individuelle Moral dagegen jenſeitig, tranſzendent, religiös orientiert iſt. Während wir ſonſt die ſittlichen Ideale, wie die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Selbſtloſigkeit, als etwas Unbedingtes, weil Ewiges, zu betrachten gewohnt ſind, wird ihnen in der Politik auf einmal der Staat und ſeine Erhaltung auch als ein Letztes und Unbedingtes beigeſellt, ja ſogar übergeordnet. In der Frage, ob dies berechtigt iſt, liegt der ſpringende Punkt unſeres ganzen Problems. Man ſteht hier wirklich vor einem Entweder-Oder. Jeder tranſzendent begründete ſittliche Idealismus wird mit Jeſus ſagen müſſen: „Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele?“ (Matth. 16, 26). Er wird den Staat nicht als unbedingten Wert gelten laſſen können, ſondern ihn zu den vergänglichen irdiſchen Gütern rechnen und die heute übliche Politik verwerfen müſſen, die nach ſeinem Maßſtab „den Charakter verdirbt.“ Oder aber, man ſieht mit Ariſtoteles im Staat eine aus der geiſtig-ſittlichen Natur

Digitized by Google

des Menschen mit Notwendigkeit entspringende, gottgewollte Schöpfung: dann ist es berechtigt, ihn unter die höchsten sittlichen Güter einzureihen und ihm wenigstens kein anderes sittliches Gut unbedingt überzuordnen.

Am deutlichsten wird der Gegensatz im Blick auf die christliche Ethik. Es wurde schon gezeigt, daß ihr Altruismus mit der Politik schlechterdings unvereinbar ist. Dieser hängt aber wieder aufs engste zusammen mit ihrer durchaus jenseitigen Orientierung: die absolute Selbstverleugnung hat nur einen Sinn unter den eschatologischen Voraussetzungen des Christentums, zu denen, ganz abgesehen von der Erwartung des nahen Weltendes im Urchristentum, die Aussicht auf ewige Seligkeit oder Verdammnis gehört. Der Ewigkeitsgedanke muß, sobald man Ernst mit ihm macht, notwendig das irdische Leben und seine Güter entwerten. Dazu gehört auch der Staat: „unser Bürgertum ist im Himmel", schreibt Paulus (Phil. 3, 20) und seine Anerkennung der Obrigkeit als einer Gottesordnung gilt doch nur insofern, als sie mit ihren Maßnahmen die Sittlichkeit fördert, und ist zugleich eine Empfehlung loyalen Verhaltens seitens der Christen gegenüber den römischen Behörden (Römer 13, 1 ff.). Und das oft angeführte Jesuswort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" (Matth. 22, 21, Lukas 20, 25), ist nicht sowohl der Ausdruck staatlicher Gesinnung als vielmehr politischer Gleichgültigkeit. Für Jesus, dessen Reich nicht von dieser Welt war, konnte es ganz gleichgültig sein, ob ein fremder Fürst wie der römische Kaiser die nationale Selbständigkeit seines Volkes unterdrückte oder ob ein einheimischer Fürst oder Hoheprieſter über Judaea herrschte. Unsern Vorfahren aber, selbst einem so aufrichtigen Christen wie E. M. Arndt, war es keineswegs gleichgültig, ob Napoleon I. über weite Strecken Deutschlands herrschte: sein glühender Franzosenhaß verträgt sich nicht mit der christlichen Liebe; in ihm wurde das Leben über die Lehre, gesunde deutsche Freiheitsliebe und Daseinslust über die weltabgewandte orientalische Religion Herr. Und uns Heutigen ist es nicht einmal gleichgültig, ob die Türken oder die Russen in Konstantinopel sitzen. Und doch, inwiefern sollte uns das als religiöse Menschen irgendwie berühren, wie sollte es unser Verhältnis zu Gott irgendwie beeinflussen? Es ist aber eine unwidersprechliche Tatsache, daß wir ein schlechtes Gewissen hätten, wenn wir uns dem Vaterland im Kampf um seine irdische Machtstellung entziehen würden. Wie ist das zu erklären? Nur daraus, daß die Ideen Gott, Religion, Sittlichkeit für uns heute einen andern Inhalt bekommen haben, als der ist, den das Neue Testament voraussetzt. Seien wir nur ehrlich gegen uns selbst! Wir alle stehen heute den irdischen Gütern wie Besitz, Familie und Staat, Kunst und Wissenschaft, ganz anders gegenüber als ein Jesus und Paulus. Wir haben uns längst gewöhnt, alle diese Kulturwerte, für deren Bestand Staat und Vaterland die Grundlage bilden, als sittliche

Digitized by Google

Güter anzuerkennen. Dabei haben wir aber die alten religiösen Voraussetzungen ihrer Minderwertigkeit beibehalten. Die Politik dagegen, zumal die auswärtige, hat es ihrem Wesen nach nur mit diesseitigen, irdischen, menschlichen Zielen zu tun: ihre Aufgabe ist es, einem bestimmten Volke ein Stück „Welt" zu gewinnen oder mindestens zu erhalten; sie ist durchaus von dieser Welt und ignoriert daher folgerichtig alle über die Grenzen dieses Lebens hinausliegenden Vorstellungen. Darin also liegt der Grund für den scheinbaren Konflikt zwischen Politik und Moral. Bismarck hat auch hier mit dem oben angeführten Wort, in dem er Romantik und staatlichen Egoismus einander gegenüberstellt, den Nagel auf den Kopf getroffen. Er kannte die Romantik; denn er war in dem Kreise der Thadden, Blanckenburg und Gerlach gründlich in ihre Ideale eingeweiht worden und zudem saß sie damals in Friedrich Wilhelm IV. verkörpert auf dem Throne. Was ist aber die Grundstimmung der Romantik anderes als ein Zurückstreben zu mittelalterlicher Weltabgewandtheit? Die Einheit von Glauben und Leben war in der Doppelbewegung der Reformation und Renaissance zerbrochen. Gegenüber der verweltlichten Kirche griff die Reformation auf das dem Weltwirken abgekehrte Urchristentum des Neuen Testaments zurück. Die weltfrohe Renaissance dagegen wandte sich den irdischen Lebenswerten zu und erreichte in Deutschland in dem Wirken unserer großen Klassiker ihren Höhepunkt: das Kulturideal, dem Lessing, Goethe, Schiller, W. v. Humboldt und selbst Herder huldigten, war aber nicht das christliche, sondern das humanistische; seine Ziele liegen diesseits, nicht jenseits der Grenze unseres Lebens. Diese unsere klassische Kultur bedeutet die Sicherung der Wirklichkeitswerte gegen den Ansturm einer jenseitigen Religiosität, wie er sich in der Gegenreformation, im Pietismus und in der Romantik darstellt. An dieser Spannung zwischen der wirklichen und der romantischen Welt, zwischen Novalis auf der einen und Goethe und Bismarck auf der andern Seite, leiden wir noch heute. Denn soviel gerade auch der Nationalismus nach seiner gefühlsmäßigen Seite der Romantik verdankt, so scharf ist der Gegensatz, in dem er als zu verwirklichendes politisches Ziel zu ihr steht, da nicht nur dieses Ziel, sondern auch die Mittel, durch die es allein erreichbar war und ist, durchaus diesseitig und realistisch sind.*) Es sind, wenn man auf die letzten Gründe zurückgeht, zwei verschiedene Weltauffassungen, die hier mit einander im Kampfe liegen, von denen die eine diesseitig, die andere jenseitig orientiert ist. Es ist aber für den, der offene Augen hat, leicht zu beobachten, daß die Macht des Lebens uns immer mehr der ersteren zudrängt, in ihrem praktischen Verhalten auch diejenigen, die theoretisch noch der letzteren huldigen. Dies soll an den Ideen Gott, Religion, Sittlichkeit noch kurz gezeigt werden.

*) Vgl. Julius Bab, Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik. Berlin 1914.

Digitized by Google

Wir stellen uns heute das Wirken Gottes nicht mehr als ein mehr oder weniger willkürliches Eingreifen von außen in den Weltlauf vor; wir erwarten nicht mehr, wie die ersten Christen, die übernatürliche und wunderbare Errichtung eines Gottesreichs; auch steht für uns diese Welt nicht mehr, wie noch für Luther, unter der Herrschaft des Teufels. Wir sehen vielmehr das Wirken Gottes im Weltgeschehen selber und denken von ihm wie Goethe:

Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seinen Geist, nie seine Kraft vermißt.

Wir alle fühlen uns als Mitarbeiter, als ausführende Werkzeuge des göttlichen Willens, und wir sind überzeugt, daß auch das Böse seine Stelle im Weltgeschehen ausfüllt, wie dies die alttestamentliche Josephsgeschichte mit den schlichten Worten ausdrückt: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht." Mit allem Supranaturalismus aber haben wir gebrochen. Das zeigt eben am deutlichsten die Politik. Wir haben es aus dem Mund der berufensten Männer gehört: kein verantwortlicher Staatsmann bleibt in der Gefahr unter allen Umständen auf dem Boden des Rechts und stellt, wie man wohl sagt, das Uebrige Gott anheim; sondern er handelt nach dem Grundsatz: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott." Nichts beweist so klar, wie diese unbestreitbare Tatsache, daß die supranaturalistische Gottesvorstellung völlig unwirksam geworden ist. Der Wunderglaube ist, wo er seine Probe bestehen müßte, dahin.

Daher ist uns auch die Religion nicht etwas Besonderes, von der Natur und der weltlichen Tätigkeit des Menschen Losgelöstes, sondern einfach die Auffassung der Welt und des menschlichen Handelns unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses zu Gott: alle rechte Arbeit ist Gottesdienst und alles Erleben von Freud und Leid, das sich willig einfügt in die Ordnung der Welt, ist begleitet und geweiht von religiösem Empfinden.

Damit erfährt nun aber auch das sittliche Handeln eine gewisse Umwertung: seine Ziele werden anders eingestellt.*) Wir können heute das „Nein" gegenüber der Welt, wie es, um nur drei Namen zu nennen, ein Augustin in der römischen, ein Zinzendorf in der evangelischen, ein Tolstoi in der griechischen Kirche entschlossen ausgesprochen haben, nicht mehr nachsprechen. Wir haben es heute als unrichtig erkannt, daß Selbstlosigkeit in jeder Form und unter allen Umständen einen sittlichen Wert bedeute; wir erkennen im Gegenteil die Selbstbehauptung als Grundprinzip alles menschlichen Lebens an. Damit ist aber eine gemeinsame Grundlage für die Individualethik und für die Politik gegeben. „Selbstverteidigung,

*) Vgl. hiezu Eduard Spranger, Lebensformen (Halle a. S. 1914), dessen vortrefflichen Ausführungen ich viel verdanke, besonders S. 96 ff.

Digitized by Google

sagt Herder einmal, ist die Wurzel alles menschlichen und Nationalwerts." Es ist ferner heutzutage allgemein anerkannt, daß es keinen absolut gültigen Inhalt des Sittengesetzes gibt. Das „du sollst" des kategorischen Imperativs sagt uns nicht, was wir sollen, und die Kulturgeschichte zeigt, daß der Inhalt der sittlichen Gebote von der jeweiligen Kulturstufe eines Volkes abhängig ist: was in einem Zeitalter noch Pflicht war, wie etwa die Blutrache, gilt in einem fortgeschritteneren als Verbrechen. Höchstens kann man behaupten, daß gewisse Grundzüge des Wesens und der Lebensbedingungen bei allen Menschen gleich sind. Aber „ein Volk oder eine Menschheit, die aus lauter völlig gleichen Kopien eines vollkommenen Urbildes bestünde, würde uns, wie Paulsen (Ethik I 18) sagt, unsäglich arm und leer und langweilig vorkommen." Ja, wir müssen weiter fragen: gibt es denn ein Gutes an sich, losgelöst von andern Lebenszwecken? Gewiß werden wir bei jedem Menschen eine Anlage zu sittlicher Gestaltung des Lebens voraussetzen müssen und jeder wird in seiner Art und auf seinem Gebiet nach der Verwirklichung des Guten zu trachten haben. Aber wie das Sonnenlicht sich in verschiedenen Farben bricht, so werden wir auch nicht von allen Menschen dieselben sittlichen Eigenschaften und in gleicher Stärke erwarten und verlangen dürfen. Der Mut ist z. B. gewiß eine jedem Menschen wohl anstehende Eigenschaft; aber doch verlangen wir ihn mehr vom Mann als von der Frau und wiederum mehr vom Offizier als etwa vom Kaufmann oder vom Gelehrten. In ähnlicher Weise, wenn der Nachdruck lediglich auf die Hauptsache gelegt wird, kann man vielleicht sagen, daß das Gute in der Wissenschaft die Wahrheit, in der Kunst die Schönheit, in der Gesellschaft die Liebe, in der Wirtschaft der Nutzen und in der Politik die Macht sei; d. h. die sittliche Beurteilung eines jeden dieser Lebensgebiete darf nicht von unbedingten Normen aus, sondern muß seiner besonderen Eigenart gemäß erfolgen. Freilich sind damit auch noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt; denn es erhebt sich nun die Frage nach der Rangordnung der menschlichen Werte und Zwecke. Diese werden sich in der Tat nicht nur gegenseitig ergänzen, sondern auch durchkreuzen; etwas Absolutes aber stellen sie nur in ihrer Gesamtheit dar. Ist denn nun aber auch so noch ein sittlicher Idealismus möglich? Ganz gewiß; nur wird er nicht mehr transzendent, sondern diesseitig orientiert sein. Er erkennt überindividuelle Werte an, für die der Einzelne, wenn nötig, auch sein Leben einsetzt und opfert: so geht der religiöse oder wissenschaftliche Märtyrer, ein Sokrates oder Giordano Bruno, für die Wahrheit und Freiheit seiner Ueberzeugung in den Tod. Aus solch diesseitigem Idealismus ist aber auch die Inschrift am Seemannshaus in Bremen geboren: „Navigare necesse est, vivere non est necesse." Und aus diesem selben Geiste

Digitized by Google

entspringt der Opfermut für die Erhaltung des irdischen Vaterlandes, dem W. Vesper vollendeten Ausdruck verliehen hat in der Strophe:

Nun schweige ein jeder von seinem Leid
Und noch so tiefer Not!
Sind wir nicht alle zum Opfer bereit
Und zu dem Tod?
Eines steht groß in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergeh'n, —
Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß besteh'n!

Wenn wir diese Betrachtungsweise auch der Politik zugute kommen lassen, so brauchen wir ihr gar keine Ausnahmestellung einzuräumen. Wir befreien nur auch sie, gerade wie die andern angeführten Lebensgebiete, von dem Zwang angeblich unbedingter sittlicher Einzelgebote und geben ihr die volle sittliche Autonomie, was Bismarck in der oben angeführten Aeußerung mit den Worten ausdrückte, er habe die Opfer, die er seinem Volke auferlegen mußte, „mit Gott abgemacht." Es erscheint so als durchaus berechtigt und notwendig, daß die Politik als Hüterin eines überindividuellen Wertes, des Staates, in egoistischem Sinn auf die Erhaltung und Stärkung seiner Macht ausgeht, ähnlich wie der Leiter eines kaufmännischen Unternehmens darauf bedacht sein wird, dieses zur Blüte zu bringen und seinen Gewinn zu mehren, wodurch er nicht nur für sich persönlich, sondern mittelbar auch für die wirtschaftliche Hebung des Landes wirkt. Daß es dabei hier wie dort gute und schlechte Mittel zur Erreichung der beiderseitigen Ziele gibt, soll nicht geleugnet werden. Aber wie der Kredit eines Kaufmanns von der Ehrlichkeit und Solidität seiner Geschäftsgebahrung abhängig ist, so liegt es auch im Interesse eines jeden Staates, die Machtpolitik und den Staatsegoismus nicht zu weit zu treiben. Feste Normen kann man hier freilich nicht aufstellen. Die angewandten Mittel werden stets vom jeweiligen Kulturstand der Völker und von der persönlichen Gesinnung der leitenden Staatsmänner, ihrer größeren oder geringeren Vornehmheit und Ritterlichkeit abhängen. Die Grenze, soweit man hier von einer solchen reden kann, „besteht darin, daß ein Staat nicht mehr Macht für sich erstreben soll, als zu seiner Sicherheit und zur freien Entfaltung seiner Volkskräfte nötig ist" (Meinecke a. a. O. S. 632). Diese Grenze hat z. B. Napoleon I. unzweifelhaft überschritten, Bismarck dagegen hat sie eingehalten. So verstanden kann und soll auch der Staatsmann, auch der Realpolitiker, nicht nur Pläne sondern Ideale haben, d. h. Gedanken, mit denen er eine im Wesen seines Volkes liegende Anlage entwickeln und ihrem Ziel entgegenführen hilft, wenn auch unter gewaltsamer Beseitigung der Widerstände. Je mehr er solche Ideale hat, desto mehr wird sich jene „geheimnisvolle Koinzidenz des

Digitized by Google

Egoismus des Individuums mit dem zeigen, was man den gemeinen Nutzen oder die Größe, den Ruhm der Gesamtheit nennt" (J. Burckhardt a. a. O. S. 245) und es wird sich, mit Schiller zu reden, offenbaren, daß „der Genius mit der Natur in ewigem Bunde steht."

Aber löst sich so die Weltgeschichte nicht in einen wirren und wüsten Kampf auf, der nach dem rohen Recht des Stärkeren verläuft? Bleibt da noch etwas übrig von dem Glauben, den wir so gerne mit dem Dichter festhalten möchten:

Der noch sieht in Nacht und Fluch
Eine Spur von Gottes Lichte,
Ohne den die Weltgeschichte
Wüster Greuel nur ein Buch?

Gewiß, die Geschichte verläuft, wie übrigens die ganze Natur, in einem fortgesetzten rücksichtslosen Kampfe, in dem nur das Starke, das Lebensfähige, das Tüchtige sich durchsetzt. Wir müssen z. B. darauf verzichten, von jedem einzelnen Krieg einen „gerechten" Ausgang zu erwarten. „Das letzte Urteil kann man nur durch die Ueberschau großer Epochen erhalten" (Treitschke I 73). Dann aber zeigt es sich doch, daß nicht nur die physische Macht, sondern die mit ihr verbündete geistig-sittliche Ueberlegenheit den Ausschlag gibt. Das Weltreich der Perser ist an dem kleinen Griechenland gescheitert. Die Kriege Roms gegen Karthago waren nichts weniger als gerecht im landläufigen Sinn: den Ausgang dürfen wir nichtsdestoweniger als ein Ergebnis überlegener Tatkraft und Hingabe an das Vaterland und als eine für Europa glückliche Entscheidung betrachten. Die Macht der Araber hat sich an der Tapferkeit der Franken gebrochen; den ungezählten Mongolenscharen Batus hat eine kleine Schar deutscher Ritter Halt geboten. Das kleine Preußen hat unter Friedrich d. G. sich gegen halb Europa behauptet, es erlag Napoleon vorübergehend, aber bald hat deutsche Kraft und Vaterlandsliebe die Fremdherrschaft wieder abgeschüttelt.

Von dem sterbenden Alexander erzählt man, er habe auf die Frage, wem er die Herrschaft hinterlasse, geantwortet: „dem Leistungsfähigsten." Das griechische Wort bezeichnet die physische und die geistige Ueberlegenheit zugleich. So wird es auch Friedrich d. G. gemeint haben mit seinem oft angeführten Wort, daß Gott es mit den stärksten Bataillonen halte: den stärksten nicht nur an Zahl, sondern an Tatkraft. Darin liegt auch wirklich der Schlüssel zum Verlauf der Weltgeschichte. Sie „bietet, wie Leopold Ranke sagt, nicht ein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Uebereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker dar, wie es beim ersten Anblick wohl aussieht .... Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken..... Sie blitzen auf; nehmen die Welt ein, treten

Digitized by Google

heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte." „Von der Höhe dieser Anschauung aus, so bemerkt Meinecke dazu (a. a. O. S. 637), gewinnt der Egoismus der Staaten und Nationen eine andere Bedeutung. Er wird Mittel zum Zweck der Entwicklung aller in der Menschheit schlummernden Kräfte."

So müssen denn die scheinbaren Widersprüche unserer endlichen Lebensformen, zu denen auch unsere moralischen Begriffe und ihre Anwendung gehören, unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit betrachtet, sich in eine höhere Harmonie auflösen, jene unserem sterblichen Auge freilich unsichtbare Harmonie, die aber dem Fernblick eines der tiefsten griechischen Denker sich als besser denn die sichtbare enthüllte, in die Harmonie jener Gott-Natur, die sich Spinoza und Goethe offenbarte und von deren tragischer Schönheit entzückt der Dichter ausruft: „Ich glaube einen Gott!: dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden."

Litauischer Frühling

Von Eduard Lachmann (z. Z. im Felde)

Das war noch vor wenig Wochen völlig anders. Unter gleichmäßiger Schneedecke lagen die Felder weit im Kreise, durchzogen von den mühsam durchfurchten Schlittenwegen mit Verwehungen allerorten, und die Bäume um die schwarzbraunen Hütten der Dörfer herum streckten ihre Astkronen in den niedrigen, ewig milchigweißen Wolkenhimmel. Stürme brausten einher.

Dann kam ein Tag mit hohem, klarem Blau und ein wenig Sonne. Aber schon regte es sich geheimnisvoll in der Eisdecke überm Fluß, krachte und rollte es heimlich, man wußte nicht wo, bis mit Gepolter der Schnee die Hänge hinabrutschte und am Nachmittage plötzlich graugrüne Wiesenflecke mit kärglichem Wintergras im schwachen Lichte lagen. Schon türmten sich im Wasser die Schollen, zur Wanderung bereit, und die Bäume schluchzten, ihre glatten Rinden glänzten feuchtschwarz, und die Birken waren voll Trauer.

Ruckweise, wie wenn die Scene auf der Bühne vor offenem Vorhang sich verändert, so vollzog sich die Wandlung. Das Chaos war da, Land und Wasser vermengt, überall standen Seen in den Feldern, die Straßen bogen

Digitized by Google

sich, federten, schwankten, brachen auf, Wagen und Pferde und sie selbst versanken in das unendliche Gewoge der ungeschiedenen Elemente.

Man lebte abgeschnitten auf den Hügeln der Dörfer wie auf Inseln. Aber bald regte sich der Geist und der Wille gegen die Gewalt des Stoffes, man griff zu, schlug Brücken über die Moräste, legte Knüppeldämme durch unwegsame Breimassen und spottete schließlich ihrer zähen, alles verschlingenden Beständigkeit.

Nun aber, fast ebenso plötzlich, wie es gekommen war, hat sich das Wasser vom Lande geschieden, ist zurückgekehrt in seine Bezirke, ein kräftiger Wind hat die Straße getrocknet und, heimtückisch ihres Sinns beraubt, hängen die Brücken in der Luft, die Pfahldorfanlagen stehen im leeren Raum, und der Fuß geht lieber auf dem sammetweichen Boden, auf der Erde, die so geschmeidig ist wie Linoleum, anstatt auf den holprigen Holzstegen herumzustolpern. Zwei Welten starren nebeneinander, und in den Gräben an der Straße liegen die Gerippe der Pferde, die an der Unbill der buchstäblich versunkenen Zeit zu Grunde gingen.

Was schon vergessen war fast, zum freundlichen, aber fernen Erinnerungsbild geworden — stand doch in den Briefen aus der Heimat etwas von Ostergrün und blühenden Bäumen — ist nun auch hier Wirklichkeit geworden, über Nacht sozusagen, plötzlich und ohne den zitternden, ahnungsvollen Uebergang der ersten Krokusse, der frühen Amseln unter dem Gesträuch und ohne das zage Weiß der Schneeglöckchen auf den braunen, reisigverhüllten Vorgartenbeeten in den Städten daheim.

Mit einem Male sind die Wiesen fast grün, treibt ein milder Wind auf dem braunen Gewässer des Flusses, läuft in eiligen Wellen über das Meer grünender Halme der entblößten Wintersaat.

In die braunen Sträucher ist ein grüner Schleier geworfen, heute stecken schon die Blattknospen an den großen Bäumen, alles geht so schnell hier, morgen vielleicht werden sie aufgebrochen sein, und die Birken gar haben schon ihre frühen Blüten abgeworfen.

Vogelstimmen über dir des Morgens, des langen Tages und des Abends! Die Nächte sind hell und voll vom Schimmern der Sterne, und der Schlaf ist leicht und unruhig. Nicht nur aus dem Kalender wissen wir, daß Mai ist, wirklicher Mai.

Ueberall gehen Pflug und Egge durch die weiten braunen Feldbänder neben den schon grünen Streifen, und überall im Umkreise steht das Bild des Mannes in den Fluren, der durch die Furchen geht mit der seltsam gleichen, urmenschlichen Gebärde des Körnerstreuens, nach rechts, nach links Samen in gelben Sprühgarben auswerfend im rythmischen Gleichmaß aus der vorgebunden, gerafften Schürze.

Digitized by Google

Bis hart an die Front wird alles bebaut, dicht neben den Werken der Vernichtung, die aus dem näheren oder ferneren Donner der Geschütze spricht, die Werke der aufbauenden Arbeit, daß wieder Frucht werde, wo unausgesetzt Ernte gehalten wird.

Litauischer Frühling. Es ist die Zeit der vielen kirchlichen Feste. Mitten im Lande ragt die spitztürmige Kirche in den Himmel. Auf allen Wegen ziehen die Bauern fürbaß. Die Mädchen und die Frauen in laute bunte Farben gekleidet, in grelles Rosa und leuchtendes Blau, mit hellen, sauberen Kopftüchern, die Männer daneben in Glanzstiefeln und Pelzmützen, fast täglich anzusehen, und alle mit dem dicken Betbuch unterm Arm. Dann Mädchensang, Marienlieder, aufwärtsstrebend, himmelan, inbrünstig und hingerissen, seltsam ergreifend in der gleichmäßig flehenden Melodie, die ins endlose zu steigen scheint in den gehäuften I- und Ü-Lauten des Liedes, den zufälligen Hörer überflutend, mit der Pracht und dem sinnlichen Zauber von tausend flammenden, blauen Hyazinten und unberührten roten Königskerzen: alles dies, einfachster Ausdruck ländlicher Frömmigkeit, gehört zu diesem litauischen Lande, wie wenn es in den milden Vokalen des Namens schon irgendwie beschlossen wäre.

Man kann schon im Grünen liegen am Flusse, die Sonne wärmt den Rücken und bräunt die Haut, die Erde riecht nach Frühling und Sonne und, Falter, herrlich bunt, ruhen sich im Grase aus.

Die Dorfkinder, flachsblond, waten bis über die Kniee im seichten Wasser und greifen nach kleinen Silberfischen. Da ruft eins laut hinüber: „Nikolai", und oben am Wiesenrand bleibt der Angerufene stehen. Es ist der blinde Jüngling. Vom Stubenhocken am Ofen während des langen Winters ist er bleich und fahl, nun ins Freie gelassen, Luft und Licht fühlend, ist er in seinem langen Leinenkittel, wie er sich vortastet, geschlossenen Auges, mit einer schwankenden Gerte, anzuschauen wie der Jüngling zu Naïm, der aufstand und wandelte als ihn die Stimme des Herrn traf. Der Ruhende aber läuft mit den kleinen flinken Beinchen auf ihn zu und führt ihn zum Fluß hinunter, abseits, wo die Büsche stehen, wie als wenn er ein Geheimnis mit ihm hätte.

Das verheißt einen guten Abendtisch. Denn der Blinde ist geschickter als alle die Kleinen und fängt Krebse und unbekannte Fische, die köstlich schmecken.

Am Abend aber — nun was ist von einem Maiabend zu sagen? Das ist auch in Litauen wie überall. Die Worte klingen laut in der Luft, man sitzt lang zusammen unter den Fliederbüschen, deren Knospen schon heraus sind. Aus den Stuben klingen Lieder der Mannschaften, trotz allen Reden aber, die Gedanken, wo sind sie anders als in den Mainächten am Neckar und am Rhein, die nun schwere, süße Erinnerung sind.

Digitized by Google

Zwei Gedichte

Von Paul Zech (im Felde)

Astern

Astern, die ein Fernverschollener sandte,
strotzend sattes Farbenbunterlei,
das im Zartsein des Septembers brannte,
macht Minuten: „liebe Heimat!“ frei.

Die wir fühlten, da wir sie verließen,
die wir fanden, wo sie nebelnd schwand,
bis das hingeschluchzte Ueberfließen
der Gefühle hinstarb fremdem Land.

Warum mahnt ihr Astern, mahnst du Schwester
uns an Horizonte blau und weit?
Kalt wie ausgeraubte Vogelnester
gähnen wir durch die Ruine Zeit.

Ohr und Augen sind uns nicht gegeben,
Da Gewalt uns durch die Landschaft stiebt,
und es flieht vor unserem Schritt das Leben,
flüchten Menschen grau und ungeliebt.

Bis wir wieder weilen wo wir waren,
wieder Brüder unter Brüdern sind,
muß den Reif aus unseren Haaren
schmelzen Gottes Wunder: Osterwind!

Muß in weltgewaltigem Ertönen
die Posaune über Ninive,
müssen blutige Himmelsläufe dröhnen:
alte Feindschaft dieser Erde, steh!

Flucht aus der Gefangenschaft

Ein Sturm mit Eis und Eisen ging da ihn der Taube
zerschossnes Steuer mitten in dem Fort
zu landen zwang. Aus Trümmern zog man ihn hervor.
Blut floß in dünnen Bächen aus der Lederhaube.

Digitized by Google

Drei Nächte lag er in dem feindlichen Spital
bewußtlos und von Fieber heiß befroren.
Und wachte auf und sah sich lange irr verloren
um in dem schwül durchstöhnten Krankensaal.

Er fühlte, daß sich Schmach in seine Seele fraß
und sah ein Fenster offen. Hinter seiner Ferse knallten
die Schüsse der Verfolger. Vor ihm blänkerte die Maas.

Ein schmales weißes Band. Im Wind ging halbverhallt
das Avanciersignal. Das trieb ihn in den kalten
reißenden Fluß, beseligt wie durch einen Wald.

Friedensrüstung

Si vis pacem, para bellum, wenn du glaubst, nicht länger Krieg führen zu können, so rüste dich zum Frieden. Man rüstet sich tatsächlich zum Frieden. In Paris tagte vor einiger Zeit die Konferenz der Entente, um den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf, der im August 1914 in einen Kampf mit Feuer und Schwert ausartete, nachdem diese Methode nicht zum Ziele führt, wieder in einen friedlichen aber nicht weniger schädlichen Handelskrieg umzuwandeln. Irgend ein Ziel möchte England doch wenigstens erreichen. Frankreich, das heute politisch in Englands Hand, da die Advokaten in Paris sich trotz ihrer sonstigen Schlauheit fangen ließen, schreit nach dem Schutz seiner Industrie. So entstand die Pariser Tagung. Sie ist vorüber und man weiß auch, was darüber in Paris erzählt wird. Von den in der Konferenz beratenen Traktanden ist dem Inhalt nach am wichtigsten die Schaffung eines einheitlichen Zollringes der Entente-Länder mit einem Doppeltarif für befreundete und andere Staaten. Die heutigen Neutralen können sich durch ein der Entente wohlgefälliges Benehmen zur Stellung einer befreundeten Nation aufschwingen. Die Utopie dieses Vorhabens und daß der Schaden dabei für England größer wäre als der Nutzen, wurde bereits von anderer Seite zu zeigen versucht. Für die Entente-Länder außer Frankreich und England hat die Konferenz selbst den indirekten Beweis für die Schädigung der Länder erbracht. Japan blieb der Tagung mit klarer Motivierung fern. Rußland fand den Weg nach Paris zu weit für ein paar Delegierte. Diese hätten ja nicht unbedingt den allerdings weiten Weg der 9000 gesandten Hilfstruppen machen müssen. In der Ausrede lag eine stillschweigende Absage und nachdem man dazu entschlossen war, wollte man auch Zeit und Reisekosten für Unnützes sparen. Italiener kamen, aber man sagt, sie sollen schon in Paris wieder Erwarten energisch aufgetreten sein und zum Schluß rundum erklärt haben, daß man ohne Deutschland nicht leben könne. Dies, was kaum ein Schweizer Redakteur an der Quelle erlauscht hatte, wurde einige Tage darauf in extenso in einem Mailänder Blatt von einer Seite auseinander gelegt und begründet, die ohne Regierungs-Wissen auch

Digitized by Google

in normalen Zeiten dies wahrscheinlich niemals getan hätte. Die Liliputaner, die nach Paris geladen, zählen nicht, da bei ihnen, wie man auch in Paris und London längst weiß, nur der materielle Vorteil maßgebend ist und sein wird, den aber werden sie im Zollring nicht finden.

So zerfällt der Ring des feisten Königs, noch ehe die kriegerischen Vorarbeiten für den Hauptzweck die wirtschaftliche Eindämmung und wenn möglich Isolierung Deutschlands erreicht war. So bleiben als die tief betrübt Hinterbliebenen dieses einstmaligen Goldonkels Frankreich und England. Daß Frankreich sich auch nach einem Zollkrieg sehnt, dafür bietet außer dem heutigen Regierungssystem, fast möchte ich sagen, die Geschichte eine historische Berechtigung. Der Doppeltarif war schon früher der vom damaligen französischen Handelsminister Melin gefundene Stein der Weisen, mit dem man das Wunder der Rettung und Heilung der französischen Industrie vollbringen wollte. Der daraus sehr oft entstehende Zollkrieg ist in der jüngsten Handelsgeschichte Frankreichs eine so geläufige Erscheinung, daß man ihn zu den Formen, welche am häufigsten vorkommen, rechnen muß. Diese Zollkriege waren, so behaupten französische Nationalökonomen nicht angestrebte Unternehmen, sondern im Interesse Frankreich unvermeidlich. Seit 1892 hat Frankreich Zollkriege mit Spanien, Portugal, Rumänien, der Schweiz, Italien, den Vereinigten Staaten und einer Anzahl exotischer Staatswesen geführt. Die jüngere französische Handelspolitik ist so wechselnd wie seine Minister und so fehlt seiner Zollpolitik jedes System. Stetigkeit ist aber, ob Freihändler, ob Schutzzöllner, die erste Bedingung für eine aussichtsreiche Wirtschaftspolitik. Als Beweis, wie schlecht die Herren im Auswärtigen und mit ihnen das Parlament damit getan haben, dienen die Zahlen für den Außenhandel. Nach ihnen ist der Außenhandel in allen Ländern, ausgenommen Spanien, seit 1891 mehr gestiegen als in Frankreich. Das Beibehalten oder gar Verstärken dieser Politik würde aber die Industrie, welche hauptsächlich eine solche von Luxus- und Qualitätsware ist, noch mehr schädigen, wenn ihr mehrere Kulturländer mit ca. 150 Millionen Menschen als Absatzgebiet entzogen würden. Als Entschuldigungsgrund für das Gehen mit England ist für Frankreich, daß es sein bester Kunde, 30 Prozent der französischen Ausfuhr geht nach England, Belgien und Deutschland teilen sich je zur Hälfte in das andere Drittel. Diesen einen Grund halten die französischen Diplomaten für hinreichend, mit England durch dick und dünn auch nach dem Kriege zu gehen.

Nicht nur die Feinde rüsten zum Frieden, auch in Deutschland steigen solche Friedenstauben auf. Als eine Rüstung für den Frieden gegen den äußeren Feind bezeichnen die Handels-Leitartikler den Zusammenschluß, um ein politisch ungefärbtes Wort zu wählen, der großen Firmen der deutschen Farbenindustrie. Tatsache: Die bisher in 2 Interessengemeinschaften getrennten großen Firmen der deutschen Teerfarbenindustrie, die Großkonzerne der Farbenindustrie, Bayer & Co. — Badische Anilin — Anilin Berlin-Treptow, und Höchst-Casella — Kalle & Co., haben sich zu einem gemeinsamen wirtschaftlichen Verbande zusammengeschlossen. Grund: In den ersten kurzen Nachrichten hieß es zur gemeinsamen Vertretung und Geltendmachung ihrer Außenforderungen im Betrage von ca. 100 Millionen Mark beim Friedensschluß. Dann hieß es, um den innerlich ausgereiften Expan-

Digitized by Google

sionen der ausländischen Industrie eine noch stärkere Konsolidierung des deutschen „Gewerbes", den französisch-englischen Gemeinschaftsexperimenten eine geschlossene deutsche Front entgegen zu halten. Dann hieß es weiter in der Begründung der Verwaltungen für diesen Vereinigungsvorschlag, daß zwischen den Gesellschaften eine Interessengemeinschaft nach dem Muster, wie sie zwischen den Elberfelder Farbenwerken, der Badischen und der Treptower Anilinfabrik bestehe, geschlossen werden solle. Kramt man in seiner Kartothek und sucht die damalige Vereinigungsliteratur, so ist dort auch von einem ziemlich weitgehenden Zusammenschluß die Rede, auch im Innern der Unternehmen, so vom Austausch technischer Neuerungen und von Vereinigung und Aufteilung der Gewinne nach bestimmtem Schema. Während man noch nachdenkt, welchen nationalökonomischen Titel man dieser neuen Verbrüderung geben soll, spricht Norden im Berliner Tagblatt von einem trustähnlichen Konzern, spricht im nächsten Absatz vom Stahlwerksverband, der während des Krieges seine Preise um 50% erhöhte und vom Kohlensyndikat, das nur durch die bekannte Staatseinmischung vor solchen nur dem Trust möglichen Maßnahmen bewahrt blieb. Das ganze krönt er mit dem Titel „Gegen äußere und innere Feinde".

Dieser ganzen Auffassung möchte man entgegen halten, daß die Machenschaften der Engländer und Franzosen und nicht zu vergessen der Amerikaner, die sich um jeden Preis eine Farbenindustrie, wenn nicht selbst schaffen, so doch erkaufen möchten, nicht ungefährlich ist für die beteiligten Kreise. Anderseits muß man zugeben, daß ein Zusammenschluß von 250 Millionen Kapital mit 100 Millionen Außenständen, die in ein gut Teil des in dieser Industrie investitierten Kapitales und der 800 Millionen des Außenhandels auf diesem Gebiete in sich schließt, kritisch besprochen werden darf, heute selbst mit dem Ruf: Videant Consules. —

Dr. Löffl.

Der Zerrspiegel

Jedes Wesen hat eine persönliche Gleichung. Nur so, oder so kann es die Welt kraft seiner organischen Anlage erleben. — Es reflektiert wie ein Spiegel, der stets individuell ist, das Bild des Kosmos. Das Bild, nicht den Kosmos.

Ein Spiegel, wenn er rein und scharf, — wenn das Individuum lauter und gesund ist; muß klare Bilder geben. Aber der Spiegel kann Krümmungen und trübe Flecken aufweisen. Oder man kann ihn absichtlich modifizieren. Und dann wird das zurückgeworfene Bild ein Zerrbild.

Und wir haben lange die Bilder, welche der englische Spiegel zurückwarf ertragen. Wir haben das, was wir sehen wollten, durch Vermittlung des englischen Spiegels gesehen.

Anerkennen wir den Engländern ihre Eigenschaften der Zähigkeit und Zielstrebigkeit. Auch ihre soldatischen Eigenschaften. Es stände uns nicht an, dergleichen zu verkleinern. Wer verkleinert, ist schwach.

Aber . . . der Deutsche ist den Engländern selber seit je nur im Zerrspiegel erschienen, systematisch gezeigt worden. — Der englische Soldat läßt sich oft eher töten, als daß er sich uns gefangen gäbe. Es wäre falsch, darin Heldentum zu sehen. Er ergibt sich nicht, weil er den Deutschen für eine niedere Rasse hält; so wird systematisch in Schule, Presse und Erziehung, dem Briten ein Zerrbild der Deutschen ge-

Digitized by Google

wiesen und ein Dünkel erzeugt. — So denkt der Hafenpacker, so der Earl vom Deutschen. Wie wir lieber im Kampf gegen einen Neger fallen, als uns ergäben, so fühlt der Tommy gegen uns. — So erzielen die Briten Widerstandskraft.

Der Engländer liefert, wenn er irgend wen, irgend was verdächtigen, herabsetzen will, das Zerrbild dieses Objektes seiner Pläne. — Er stempelt es als minderwertig, raubt ihm die Sympathien, schaltet dann damit nach Belieben. — Und bemüht sich, solange es ihm nützt, das Zerrbild ängstlich aufrecht zu halten, keinem wirklich das wahre Bild zu enthüllen...

Beispiele gibt es dafür aus alter und neuer Geschichte.

„Der tolle Mullah" ist der Welt als „toll" verschrieen worden. — Man gab aus England nur diese Formel in Umlauf. — Er ist nicht toll, aber sehr klug. — Er durchschaute die englische Politik im Sudan und wehrte sich. — Durch Popularisierung seines Zerrbilds aber hatte sich England freie Hand verschafft.

Mit dem „Kranken Mann", der Türkei, liegt es ähnlich — der Krieg erst mußte die Welt lehren, was es damit auf sich hat.

Irland ist uns methodisch seit Jahrhunderten von England im Zerrspiegel gezeigt worden. — Es ist entwertet und der Sympathien der Mitwelt beraubt worden. — Man stellte die Iren als Trinker, Syphilitiker, Tuberkulöse, Anämische, Rhachitiker u. s. w. dar. Das Land wurde uns als unfruchtbar, wild, rauh, schlecht und ungastlich geschildert. Irland verlor, weil wir aus englischen Quellen schöpften, weil England uns nur in den Zerrspiegel gucken ließ, kurze Anteilnahme. — In Wirklichkeit sind aber die Iren klug und gesund. Man hat dort Hungersnöte künstlich erzeugt, die Menschen dadurch dezimiert und atrophisiert; das Land ist reich, fruchtbar. — Es war früher eine Kornkammer. — Viele bedeutende von uns fälschlich englisch gerechnete Staatsmänner, Künstler sind Iren. —

Der Krieg wurde zum Sport entwertet. Man feierte nicht dort unsere heroische „Emdenmannschaft" als Krieger, als Erwählte, als Geweihte. Sondern als „fine sportsmen." So schrieb die Westminster Gazette. —

Man „degradierte" den Krieg zu einer „Sublimierung" des Sportes, entkleidete ihn seiner Würde, seines tragischen Ernstes. Und mit welchen Folgen kann man sehen.

Der berühmte Tenniswelmeister Wilding, ein Angloaustralier, kaufte sich doch tatsächlich in Verkennung des Tragischen im Kriege eine Kanone und führt neben einer englischen Batterie für sich Artilleriekampf; als Sport. Dieses Zerrbild war ihm übrig geblieben, so lange bis ein deutscher Volltreffer ihn zerriß.

Man benutzte dieses Zerrkonterfei im Werbefeldzug. Man stellte das Ganze des Kriegs mehr als Vergnügen, als Abwechslung mit pikantem Einschlag dar; als Reise in fremde Länder mit Sportbetrieb. So konnte es geschehen, daß englische Offiziere in vollkommener Verkennung der Umstände, — Neulinge und Verblendete — mit Stöckchen, Zigarette und Fox an der Leine in den Sturmangriff gingen. Man schoß sie ab wie Scheiben beim Schützenfest. —

Ein englischer Offizier ritt, ritt in unendlicher Torheit, mit seinem Bulldog neben sich, in den Sturmangriff. Man fand Reiter, Pferd und Hund später durchbohrt von Kugeln. — Später wurden die Offiziere klüger und machten sich ihr eigenes Bild von dem Grausen des Kriegs.

Dr. Spier (im Felde)

Digitized by Google

Die neuen Langenbändchen

Langens Mark- und Kriegsbücher. (Albert Langen, Verlag, München.) Band 9—11, resp. Bd. 16 und 17: W. Freißler, „Der Hof zu den Nußbäumen"; Korfiz Holm, „Schloß Uebermut"; Gustav Meyrink, „Der heiße Soldat"; Alexander Castell, „Die letzte Begegnung"; Adolf Köster, „Brennendes Blut."

Zu den besten deutschen Novellenbücherreihen gehören diese Mark- und Kriegsbücher: hier wird gut geheftet oder kartonniert und gedruckt, eine literarisch gut gewählte Anzahl, um nicht zu sagen Unzahl, zeitgenössischer Novelletten geboten. In der Markbüchersammlung teilweise ältere, schon früher herausgegebene, Werke, jetzt billiger, in der andern natürlich nur ganz aktuelle Arbeiten. — Daß alle unter dem Titel Novelle erscheinen, zeigt uns, wie verschieden Novelle und Novelle sein können. Denn während die Freißler'schen Erzählungen teilweise rasch, wenn auch mit sicherer Hand, hingeworfene Kriegsskizzen sind — mit Ausnahme der sehr interessanten, wenn auch ein wenig konstruierten Arbeit „Die Familie", die wir schon aus dem Simplizissimus kennen — mutet Holms baltische Novelle wie eine „echte" Novelle an, d. h. sie behandelt kürzer und knapper ein eigentliches Romanproblem, Meyrinks Geschichten wiederum stellen eine ganz andere Art Literatur dar: ihr Wert liegt gerade darin, daß man sie nicht einregistrieren kann. Eigenartigeres — und doch dazu in diesem kassisch-ruhigen Stil — wird augenblicklich in Deutschland nicht geschrieben. — Die Kösterschen Kriegsnovellen sind richtige novellistische Feuilletons, wenn auch dichterischen Gepräges. Eigentliche Novellen, künstlich entworfen und (wenigstens) innerlich erlebt, was sie weder besser noch schlechter macht, d. h. erscheinen läßt, als die anderen Arbeiten, sind die Arbeiten von Castell: Dieser Schweizer zeichnet in ihnen Stoffe aus dem „Rund um den Krieg", aber auch aus dem Krieg selbst, die, wenn sie auch nicht immer wahrheitsgetreu sein mögen, durch die Kunst „echt" werden.

Siegfried Berberich

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Rußland oder England

Von J. P. Buß (Heidelberg)

Das Problem Rußland-England ist in der jüngsten Gegenwart wieder zum überragenden Konzentrationspunkt der deutschen auswärtigen Politik geworden. Sicher wird unsere zukünftige Weltpolitik in vieler Hinsicht durch die einstigen politischen Beziehungen zu beiden Mächten, oder zu einer von beiden, bedingt sein. Vor allem wird es gelten, in Zukunft eine derartige feindliche Mächtekonstellation nicht mehr aufkommen zu lassen, wie sie uns heute noch gegenübersteht. Denn eine allgemeine Interessengemeinschaft, wie das die englischen Vertreter immer noch wahr haben möchten, stellt die Entente mit ihren beiden größten Gegenpolen: Rußland-England gewiß nicht dar.

Erst das Eintreten in das Stadium der Weltpolitik hat uns bekanntermaßen die Gegnerschaft Englands und Rußlands zugezogen. So war denn auch die Kontinentalpolitik Bismarcks weder auf einen Krieg mit Rußland noch auf einen solchen mit England eingestellt. Wir sind aber aus der Sphäre dieser Kontinentalpolitik herausgetreten nicht unabhängig von der Konstellation der übrigen Großmächte, sondern gebunden; gebunden, direkt durch das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn mit seinem traditionellen historischen Entwicklungsgegensatz zum Zarenreiche, indirekt durch die Wesenhaftigkeit einer kontinentalen und weltpolitischen Beschränkung, die unsere Stellung auf dem Festlande selbst zu gefährden drohte.

Nach Verlauf und Begebenheiten des Weltkrieges ist es heute die Ansicht eines überwiegenden Teiles namhafter politischer Publizisten Deutschlands, daß eine nottuende entscheidende Wendung des Krieges mit einem Teil des feindlichen Staatenlagers:

Digitized by Google

mit Rußland herbeigeführt werden muß. Den Entscheidungskampf mit England haben diese Politiker aufgegeben, zum Teil auch aufgeschoben und die Schaffung eines „modus vivendi“ mit diesem Gegner ist ihnen erwünscht. Lic. Paul Rohrbach, der Publizist der Regierungskreise, formuliert nun sein politisches Programm ausschließlich gegen den russischen Gegner: „Klarheit im Osten“ ist die These seiner heutigen Politik. Bei Beginn des Krieges gab er noch den Worten Ausdruck, die in Sonderheit in jenen Tagen die Herzen der leitenden Politiker und aller vaterländischen Deutschen voll und ganz erfüllte: „Unser eigentlicher Feind und nicht nur der unsrige, sondern auch der Feind der europäischen Kultur im Ganzen, der um seines eigenen Geschäftsprofites willen Deutschland dem Moskowitertum ausliefern und den deutschen Gedanken in der Welt vernichten wollte, ist England. Mit England darf kein Friede geschlossen werden, bevor Englands Macht zu schaden, auf immer zerstört ist .... Wir wissen, daß Mittel und Wege dazu vorhanden sind, und daß die Entschlossenheit besteht, sie zu benutzen. Nur dann wird Deutschlands Zukunft sicher sein. Schonung gegen England ist jetzt „Verrat an der Zukunft des eigenen Vaterlandes.“

Entgegen dieser Schwenkung in der auswärtigen Politik Deutschlands steht in unseren Tagen noch am augenscheinlichsten die Gruppe derer, die sich um Graf E. zu Reventlow scharen und die im Kriege Englands, das den Weltbrand nicht zu verhindern gewillt war, einen echt englischen Vernichtungskrieg gegen die stark emporkommende und daher gefürchtete Kontinentalmacht sehen, die immer wieder betonen, daß es sich für England in erster Linie in diesem Kriege um die Vernichtung des wirtschaftlichen Nebenbuhlers und dann erst um die Befreiung der Welt vom preußischen Militarismus handle: „Seine Freiheit und eine für die Zukunft gesicherte Unabhängigkeit kann das deutsche Reich und Volk sich nur gegen Großbritannien erringen, sei es in diesem Kriege, sei es in einem folgenden. Es ist daher eine weltgeschichtliche Grundfrage, ob ein großes Volk in seinem Daseins-

Digitized by Google

kampfe seinen wahren Gegner erkennt und die richtige Front einnimmt. Tut es dies nicht, paktiert es mit seinem wahren Gegner, so verpfuscht es sich seine Zukunft.

Man hat oft, und nicht mit Unrecht, gesagt, der englisch-russische Gegensatz sei tiefgehender und unüberbrückbarer als der zwischen Deutschland und dem Zarenreiche bestehende. Und in der Tat hatte im Zeitalter des eisernen Kanzlers die Weltgeschichte den Charakter eines Duells zwischen Rußland und England angenommen. Rußland hatte bedeutende Interessensphären in Kaukasien, Persien und Transkaspien erworben, die die Machtstellung Englands in Indien zu bedrohen im Begriffe standen. Die englische Politik hat es in ihrem eigenen Interesse glänzend verstanden, Rußland diesen gefahrdrohenden Weg wenigstens für das nächste Menschenalter zu verlegen. Für Eduard VII. aber galt es noch als größtes Hindernis, den weltpolitischen Gegensatz zu Rußland zu überwinden, um an eine Isolierung Deutschlands heranzutreten.

In dem ungeheuren Kampfe, der, von dämonischen Kräften gezeugt, über die Völker der Welt hereingebrochen ist, stehen wir Deutsche gegen die beiden gewaltigsten Weltreiche, von denen jedes über einen dominierenden Fond tiefer innerer Triebkräfte und ragender äußerer Machtmittel verfügt. Geruhigter Blick und realpolitische Erkenntnis auch der Größe dieser Gegner tun uns gerade jetzt nach zwanzigmonatlicher Kriegsdauer mehr denn je bitter not. Englands Weltmachtstellung beruht nicht nur, was man heute allzu leicht anzunehmen geneigt ist, auf der Bedingtheit seiner isolierten Lage, auf der rücksichtslosen Anwendung seiner Machtmittel und auf der Staatskunst einer traditionellen auswärtigen Politik, sie schöpft vielmehr immer wieder neue Lebenskraft aus der „Ueberlegenheit des angelsächsischen Typus", die sich, nach Schulze-Gävernitz, in einer hohen Potenz für „kapitalistische, sexuelle, nationale und soziale Disziplinierung" äußert. Dem Engländer ist die Sicht in die Weite, der Blick über die Welt gewissermaßen angeboren und solcher Art die Vor-

Digitized by Google

stellung der britischen Welthegemonie ins Blut übergegangen. Das Weltmeer muß einen Tyrannen haben und nicht mehrere Herren — das ist die unerschütterliche Ueberzeugung der englischen Volksseele. Jenes Ignorieren jeder neuemporkommenden anderer Kräfte birgt andrerseits in sich den Keim der unabwendbaren Gefahr der Zukunft des Inselreiches.

Die egozentrische Entwicklungsrichtung des englischen Staatsorganismus laviert in dieser Hinsicht in dem Stadium des Absterbens. Gerade solchen Erwägungen gemäß sind für die große Politik Englands, wie K. Kjellén so treffend motiviert, „immerfort neue Jagdgebiete nötig, nicht bloß um der neuen Beute willen, sondern auch um die alte sicher zu stellen.

Der Gegensatz zu Rußland ist ohne Zweifel politisch greifbarer, der zur panslavistischen Machtpolitik mit der Spitze gegen den Besitz der Meerengen gewendet nun einmal da, seitdem Deutschland die frühere angebliche Rolle Englands in der Türkei übernommen hat und von einer jahrhundertealten Tradition. Das ist ein Kampf um reale Machtgegensätze, in dem die beiden Gegner mit dem Vollmaß ihrer Kräfte vielleicht ein entscheidendes Ausfechten herbeizuführen vermögen. Gelingt es der Konzentration unserer Strategie oder dem Geschick unserer Politik, hier Rußland endgültig abzulenken, so ist aus dem Gebäude der englischen Rechnung der tragendste Grundstock ins Wanken geraten.

Wie aber auch der Krieg, der nach den tiefempfundenen Worten des Kanzlers ein deutscher Verteidigungskrieg und nicht mehr ist, enden mag, wie auch das Bild der zukünftigen Weltlage beschaffen sein wird — weltpolitisch müssen wir uns nach dem Kriege frei betätigen können. Wir müssen als ein bleibendes Ergebnis dieses Krieges dem „Circulus Vitiosus“ der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches entrinnen, der in dem Zusammenhange zwischen Welt- und Kolonialpolitik begründet ist.

Das Stadium der Kontinentalpolitik muß ganz überwunden werden in dem Sinne, daß unsere einstige Kontinentalpolitik dem

Digitized by Google

deutschen Reiche und seiner wirtschaftlichen Expansion, der Gestaltung unserer Weltpolitik keine Beschränkungen mehr auferlegt.

Schon Ruedorffer hat eine solche Entwicklung unserer Politik vorausgesehen; „Es gilt zunächst das deutsche Reich von dem Alpdruck der gegnerischen Bündnisse, der bis Bismarck bedrückte, zu befreien." So wäre z. B. ein erfolgreicher Abschluß des Krieges mit Rußland in nicht allzu ferner Zukunft gleichermaßen der empfindlichste Schlag, den wir unserem britischen Gegner versetzen könnten, der solcher Art nicht nur seines besten „Kontinentaldegens" beraubt wäre, sondern auch unseren weltpolitischen Druck auf England entscheidend verstärken würde. Die Entscheidung über die künftige deutsche Weltpolitik fällt somit auf dem Kontinent, denn wird es uns gelingen, den Zusammenschluß unserer Gegner her zu sprengen, so wird unsere Weltpolitik, frei von kontinentalen Rückwirkungen, einer glänzenden Epoche entgegensehen können. Ist unsere Stellung auf dem Kontinent einmal sichergestellt, so haben wir ipso iure weltpolitische Bewegungsfreiheit.

Dann wird die Welt vielleicht ihren sittlich gesundesten Kern endlich kennen und verstehen lernen.

Zur Stunde aber muß die These noch lauten nicht Rußland noch England noch Rußland oder England, sondern Rußland und England.

Das Ideal der republikanischen Feldherrn

Von Franz Wugk, Hannover

Frankreich wird heute nicht nur durch den Krieg sondern auch durch eine innere Krise erschüttert, die trotz aller Kabinettsumgestaltungen und aller feierlicher Verkündungen „heiliger Einigkeit" unlösbar scheint. In Wahrheit ist diese gegenwärtige Krise freilich eine Szene aus dem nun seit länger als 125 Jahren spielenden Drama des Ringens zwischen den verschiedenen Gewalten im französischen Staat. Gleich nach Kriegsausbruch begann der Kampf zwischen dem Parlament und der durch Staatspräsidium und Ministerium verkörperten

Digitized by Google

Exekutive; neuerdings hat eine Frontverschiebung stattgefunden; die Demokratie ist mit der obersten Heeresleitung in Streit geraten. Und wieder hören wir den Satz, daß die Republiken an ihren Heeren und durch ihre Heere sterben, als einen apodiktischen aussprechen. Demgegenüber muß erstens bemerkt werden, daß die französische Republik in ihrer politischen Eigenart und mit ihren besonderen geschichtlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen nicht als maßgebend angesehen werden kann für eine allgemeingültige Beurteilung des Verhältnisses von Demokratie und Armee — ebensowenig wie ja die französischen Kammerzustände etwas gegen den Parlamentarismus an sich beweisen. Zweitens aber kann auch das 1789 geschaffene neue Frankreich den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, dem großen militärpolitischen Problem eine nahezu ideale Lösung gegeben zu haben — aber freilich nur vorübergehend und unter ganz einzigartigen Verhältnissen, die sich nicht wiederholt haben und auch schwerlich wiederholen werden. Von Valmy bis zum 18. Brümaire hat Frankreich ein wahres Volksheer und vor Allem wahrhaft republikanische Heerführer gehabt. Unter ihnen ragen Marceau, Kleber und Hoche hervor. Hoche aber ist der eigentliche Liebling der reinen Demokratie und das mit Recht. Ein Kind des Volkes ist er im Glanz der Jugend und des Ruhms dahingeschieden und wenn sogar ein Napoleon-Schwärmer wie Stendhal dem großen Nebenbuhler und Nachfolger Hoches den schweren Vorwurf nicht ersparen konnte, „seinem Lande die Freiheit gestohlen zu haben", durfte man Hoche, der so arm starb, daß die Regierung später für seinen Vater sorgen mußte, die Denkmalsinschrift bestimmen: „Er starb zu früh für Frankreich und wenn er weiter gelebt hätte, würde sein immer wachsender Ruhm niemals der Freiheit seines Vaterlandes etwas gekostet haben."

Mit 16 Jahren ließ sich der hübsche Stallbursche Louis Lazare Hoche für die Füsiliere der Gardes-francaises anwerben. Fünf Jahre brauchte Hoche, um Korporal zu werden. Da kam der Bastillensturm — und in weiteren fünf Jahren ist Hoche General und Oberbefehlshaber der Streitkräfte vorm Feinde. „Sein Blick ist der des Adlers, stolz und weit — so sagt einer seiner Offiziere von dem neuen Heerführer —; er ist stark wie das Volk, jung wie die Revolution." Seine Truppen begrüßt er mit einem Tagesbefehl, in dem es heißt: „Bürger, ich werde euch nicht ein Vertrauen anbefehlen, das mir erst die Zeit und meine Führung erwerben muß. Ihr werdet mich in allen Lagen darauf bedacht sehen, euren Bedürfnissen entgegenzukommen — bereit, euch gerecht zu werden und mit aller Macht die Gesetze der Republik aufrecht zu erhalten, der wir unser Dasein verdanken." Alle Franzosen haben für Hoche gleiche Rechte, welche Stellung sie auch im Heer einnehmen; mit größter Strenge bestraft Hoche daher Offizier — sogar Generäle — die gegen ihre Untergebenen Schimpfworte gebrauchen. Die royalistischen Bauern, die er unterwerfen soll, sucht er

Digitized by Google

durch Milde zu gewinnen. „Ich bin nicht gekommen, die Bevölkerung auszurotten, sondern um dem Gesetz Achtung zu verschaffen. Sie möge die Waffen niederlegen, friedlich nach Hause gehen, die Republik nicht mehr beunruhigen und in uns nur noch Brüder, Freunde, Franzosen sehen." Ueber das Verhältnis zu den Zivilisten sagt Hoche in einem Tagesbefehl vom 19. November 1794: „Der Republikaner verteidigt die Bürger seines Staates; er schützt die Schwachen gegen die Unterdrückung durch die Starken, läßt streng das Eigentum achten, tröstet die Unglücklichen und liebt sie alle ... Ein zuchtloses Heer ist die schlimmste Geißel des Landes, das es besetzt hat und verteidigen soll." Müde der ewigen falschen Anschuldigungen und Untersuchungsverfahren, will Hoche sein Amt niederlegen und schreibt: „Wenn die Gesetze, der Staat und die vom Verbrechen verfolgte Tugend verteidigt werden müssen, werde ich immer dabei sein; ich werde meinen Degen wieder nehmen, den ich jetzt mit einem gewissen Vergnügen niederlegen will." Hoche predigt religiöse Duldsamkeit und erklärt im Kriege gegen die Chouans, daß seine Truppen die Freiheit aller Kulte und die Sicherheit aller Geistlichen schützen werden, wenn diese die Gesetze beobachten und, anstatt zum Aufruhr zu hetzen, Frieden und Einigkeit unter den Menschen predigen werden. Dem Wohlfahrtsausschuß empfiehlt er, die widerspenstigen Priester in Freiheit zu setzen, sie Messe lesen zu lassen, sie womöglich zu bestechen und gegen die Häupter der Vendéepartei auszuspielen. Fehlt einmal das Geld in seiner Kriegskasse, hilft Hoche, so gut er kann, mit seinen paar Louis aus. Die Royalisten suchen ihn mit Aussicht auf Reichtum, Ehren, ja sogar durch Zuführung schöner Aristokratinnen zu gewinnen; vergeblich! Hoche ruft immer wieder den Bauern zu, daß er nicht als Unterdrücker, sondern als Befreier vom alten Joch, von Zehnten, Fronden, Feudalhörigkeit kommt; mit Recht kann er deshalb an das Direktorium schreiben: „Ich erstrebe nicht so sehr den Ruf des Siegers als die Rolle des Friedenstifters." Von Gemäßigten wie von Jakobinern wird ihm seine zu große Milde vorgeworfen; er antwortet: „Treu der Republik habe ich ihren Waffen Achtung verschafft und ich werde ihre Feinde bis zum äußersten bekämpfen, aber ich werde auch mit allen passenden Mitteln Liebe zur republikanischen Regierung zu verbreiten suchen .... Die wahren Patrioten, diejenigen, die nicht im Krieg eine Spekulation sehen, diejenigen, die der Republik um ihrer selbst willen dienen und nicht, um sich zu bereichern, werden in mir den Mann finden, der sie mit seiner ganzen Kraft unterstützt." Man klagt ihn auch an, Diktaturgelüste zu haben; er verteidigt sich: „Wißt, daß wir selbst die eigentliche Militärregierung verabscheuen; sie ist die Regierung für Sklaven und kann deshalb nicht Männern anstehen, die mit ihrem Blut die französische Freiheit erkauft haben. Das Direktorium weiß, daß wir als erste die Erhaltung der Verfassung geschworen haben, ihr treuer Behüter sind und im Einvernehmen mit den bürger-

Digitized by Google

lichen Behörden, ohne die wir nicht vorgehen können und dürfen, den Uebeln ein Ende machen wollen, an denen das Vaterland leidet." Hoche maßregelt rücksichtslos die Offiziere, die — unter Mißbrauch des Belagerungszustandes — es an der schuldigen Achtung vor der Zivilobrigkeit fehlen lassen: er begründet seine Strenge in einem Brief an den Kriegsminister. „Die Natur des Menschen — sagt er — und vor Allem die des Soldaten, hat eine so offenbare Neigung zum Herrschen, daß man ihr gar nicht genug Fesseln anlegen kann. Gewiß finde ich, daß die den Heerführern eingeräumte Bewegungsfreiheit notwendig war, aber niemals habe ich eine Militärregierung einrichten wollen und noch weniger der Herr einer solchen Regierung sein. Lieber Gott, was wäre denn eine Republik, in der ein Teil der Einwohner einem einzigen Mann unterworfen wäre? Und was würde da aus der Freiheit?... Wir müssen uns in die Schranken unserer Instruktionen einschließen und vor allem vermeiden, daß man mit Verdruß die Ausdehnung unserer Vollmachten bemerkt, die nur kurze Zeit dauern sollen. Dies, Bürger, ist mein Glaubensbekenntnis; ich werde mit größter Erbitterung die Feinde der Republik verfolgen, ich werde aber auch die Freiheit schützen und die körperliche und moralische Ruhe der guten Bürger. Ich werde mich stets sehr glücklich schätzen, wenn ich als Lohn meiner Mühen ihre (der Bürger) Achtung und ihr Vertrauen gewinne." Die Verleumdungen hören nicht auf. Man sagt: „Dieser Hoche, der in einem Hundestall des früheren Königs geboren ist, will den Cromwell spielen gegenüber Männern, die ihr Alter und ihre Stellung über seine Unverschämtheiten erheben." Darauf erwidert Hoche aus der Vendée: „Möge das Ende des Krieges kommen; möge das Vaterland, glücklich und frei, nicht mehr meiner Dienste bedürfen; und der Sohn des Hundestallknechts wird ohne Bedauern den Degen des Generalissimus niederlegen, um den Spaten der Bauern wieder zu ergreifen." Bei der fünften Gedenkfeier des Tuileriensturmtages preist er die Großtaten der republikanischen Heere und singt doch das Lob des Friedens: „Der Frieden, o meine Waffenbrüder — wie süß spricht sich dies Wort aus, welch' ein Ruhm wird es für Euch sein, seine Segnungen am Herzen eines Vaterlandes zu genießen, das nach Euch die Arme ausbreitet." Wenn wir heute in Frankreich fortwährend die Spuren des „Bundes von Säbel und Weihwedel" vor uns sehen, ist Hoche, trotz oder gerade wegen seines eigenen religiösen Empfindens und seiner kirchlichen Duldsamkeit, ein abgesagter Feind der priesterlich-rückwärtselnden Machtgelüste des damaligen Antirepublikanismus. Am 28. Februar 1797 schreibt er an Carnot: „Ich habe gesehen, wie die Geistlichen handeln und als ich sah, worauf sie hinauskamen, habe ich begriffen, daß man nicht mehr in ihren Händen den Unterricht und die Erziehung der Familien lassen dürfe. Die Theokratie macht nur Knechte; sie nimmt das Kind schon in

Digitized by Google

der Wiege und gestattet ihm keinen Augenblick der Freiheit mehr; sie zwängt es von allen Seiten ein; sie macht ihm Furcht vor Allem; sie gibt ihm tatsächlich in Nichts Aufklärung .... Es ist heute nicht möglich, eine solche Herrschaft zu ertragen und sie wieder herbeizuführen ... Man muß also, unter Duldung der christlichen Religionsgebräuche, dem Priestertum den Unterricht in den Gemeinden und eben dadurch die Führung des ganzen öffentlichen Geistes nehmen." Nach Hoches Meinung sollte man sich nicht mehr so viel um alle Priester kümmern; man sollte sie ihren Kirchendienst ausüben lassen, und es vermeiden, dem Fanatismus die Nahrung des Märtyrtums zu geben; man sollte die Geistlichen überwachen, aber nur diejenigen strafen, die gegen die Republik predigen, gegen sie Verschwörungen anzetteln und dadurch Aufrührer werden. Schließlich ist Hoche auch nicht für völlige Gleichmacherei in der republikanischen Armee. „Wir sind nicht alle für dieselbe Bestimmung geboren. Daß dieser oder jener Unteroffizier General werden kann — ganz einverstanden! Aber ein wenig Geduld, daß er sich selbst bemühe, die Stufen durchzumachen; er muß zeigen, ob er aufsteigen kann. Nötigenfalls reichen wir ihm die Hand, aber steigen wir nicht selbst hinab!" Für Hoche sollte die Republik nach außen den Frieden wahren, alle Eroberungen ablehnen, aber versuchen, sich mit Schwester-Republiken zu umgeben. Den emporkommenden Bonaparte betrachtet Hoche mit Argwohn. „Er hat jetzt schon viel Geld und Macht — so schreibt er an General Debelle — er strebt nach Unabhängigkeit und vielleicht nach der Alleinherrschaft. Deshalb muß er von der republikanischen Regierung überwacht werden."

In Hoche glauben die Republikaner den Führer des demokratischen Muster-Heeres sehen zu können, d. h. des Heeres, das keinen „esprit militaire" hat; des Bürger-Heeres ohne Militarismus; des Heeres, das nicht innerhalb der Nation eine Körperschaft von Männern bilden will, die andere Gedanken, andere Gefühle, andere Gewohnheiten und ein anderes Recht haben als das übrige Volk. Man behauptete schon den militärpolitischen Demokraten des ausgehenden zweiten Kaiserreiches gegenüber, daß es gar kein Heer ohne jenen „esprit militaire" geben könne; worauf Jules Simon mit dem klassischen Paradoxon erwiderte, daß dann die Republik einer Armee bedürfe, die gar keine Armee sei! Heute hat die dritte Republik ein Heer und ein Offizierkorps, das womöglich „militaristischer" ist als das der benachbarten Monarchien — wie ihm wenigstens von seinen französischen Gegnern oft genug vor dem Kriege vorgeworfen ist; und selbst der Hoche-Verehrer Gambetta gab zu, daß man heute Hoche's Heer und Hoche's Heeres-Idealismus nicht nachmachen könne. Die Zeiten, die Sitten, das ganze staatlich-gesellschaftliche „Milieu" in Frankreich und im übrigen Europa haben sich völlig geändert. Aber wir begreifen es, daß die französischen

Digitized by Google

echten Republikaner (es gibt deren nicht allzuviele) noch heute gerne zur Lichtgestalt Hoche's zurückkehren — und auch wir Bürger eines anderen Staates werden in Hoche's Gedanken viel Wahres und manches Begeisternde finden.

Slevogts Benvenuto Cellini

Von Paul Ernst

Zwei Arten von Verzierungen der Bücher sind möglich. Entweder man geht vom Buch als sinnlich vorliegendem Ding aus, oder vom Inhalt des Buches, also dem Geistigen.

Das Geistige zeigt sich nur beim Lesen; der Unterschied der Verzierungen des Buches beginnt also nur bei der Druckseite; alles Andere bleibt künstlerische Ausgestaltung und Verzierung des sinnlich vorliegenden Bandes.

Man kann die Druckseite rein sinnlich-künstlerisch auffassen als ein Gewirr von schwarzen Zeichen auf weißem Grund. Man hat dann also das Augenmerk auf die Verhältnisse des Druckspiegels zu richten, auf das Verhältnis des Spiegels zum Rand, auf die größeren weißen Lücken, welche unter Umständen durch die Absätze entstehen, auf den Durchschuß, den Zwischenraum zwischen den Zeilen und die Spatien, den Zwischenraum zwischen den Worten und Buchstaben; auf den Schnitt der Buchstaben, ihre Form und Schwere, das Verhältnis der großen zu den kleinen Buchstaben, auf das Verhältnis der Buchstabengröße zur Größe des Spiegels, auf das Höhen-, Breiten-Verhältnis der Buchstaben zu dem Höhen-, Breiten-Verhältnis des Spiegels. Dann kommt Qualität, Griffigkeit, Stärke, Farbe, Festigkeit, Glanz, Struktur des Papiers und Tiefe der Schwärze. Alle diese einzelnen Dinge scheinen sehr einfach; dennoch kommt es im Verhältnis zu der Unmenge von Büchern, welche gedruckt werden, ungemein selten vor, daß ein Buch wirklich vollkommen wird. In der ersten Zeit betrieb man die Druckerei noch als

Digitized by Google

Kunst; es war noch die Tradition der alten Kunstschreiber lebendig; deshalb schätzen wir heute Bücher aus diesen ersten Jahrzehnten so hoch, trotzdem ihr Inhalt uns nur noch sehr selten interessiert. In den folgenden Zeiten sind es dann immer nur wenige Drucker, die verstanden haben, ihre Bücher zu kleinen Kunstwerken zu machen: die Aldus, Plantin, Elzevier, Cazin, Bodoni, Didot und wenige andere.

Ganz außerordentlich erhöhen sich die Schwierigkeiten für diese rein sinnlich-künstlerische Druckgestaltung, wenn man über die Verwendung der großen und kleinen Buchstaben allein hinausgeht, zunächst durch Initialen und dann durch Bilder.

Auch die Initialen und Bilder können so in die Seite hineinkomponiert sein, daß die Seite einen einheitlichen Eindruck macht. Man kann sie bekanntlich von Holzschnitt und Bleiguß abdrucken, also genau so, wie man die Lettern abdruckt, daß also die erhabenen Stellen, von denen man druckt, schwarz werden, oder man druckt sie in Kupferstich oder Lithographie. In diesem Fall muß der Bogen zweimal gedruckt werden; denn bei Kupferstich werden die vertieften Stellen der Platte im Druck schwarz, und bei Lithographie ist der Stein, von dem man druckt, glatt. Man sieht ohne Weiteres, daß Drucke von Holzschnitten oder Bleigüssen leichter ein unmittelbar und sinnlich schönes Seitenbild ermöglichen werden; mir sind nur wenige Bücher bekannt, bei denen es ganz geglückt ist, Kupferstich und Buchdruck zusammengehen zu lassen. Aber auch wenn die ganze Seite durch das gleiche Verfahren hergestellt ist, gelingt doch selten ein vollkommenes oder nahezu vollkommenes Werk. Der Reiz der altitalienischen Bücher mit Holzschnitten beruht zu einem großen Teil darauf, daß es den alten Druckern gelungen ist, schöne Seiten zu schaffen; die Holzschnitte an sich sind oft garnicht so besonders hervorragend und machen gelegentlich sogar einen etwas recht handwerksmäßigen Eindruck.

Ganz anders werden die Aufgaben, wenn man vom Geistigen des Buches ausgeht. Das ist nur möglich, wenn der Künstler eigentliche Illustrationen schafft.

Digitized by Google

Hier haben wir zunächst den grundlegenden Unterschied, daß bei der ersten Art der Inhalt schon insofern gleichgiltig ist, als eben jedes Buch schön gedruckt werden kann; es kann aber nicht jedes Buch illustriert werden. In diesen Dingen sind die späteren Sammler das, was in der großen Kunst die sogenannte Nachwelt ist; ihr gemeinsames Urteil entscheidet endgültig den Wert. Nun ist sehr merkwürdig, daß bei illustrierten Büchern, auch wenn ein Werk nach seinem Inhalt an sich illustrierbar ist, doch von den späteren Sammlern ein Unterschied gemacht wird, den es bei den Büchern der ersten Gattung nicht, oder nicht in dem Maße gibt. Ein inhaltlich wertvolles Buch wird später immer höher bewertet wie ein inhaltlich wertloses, trotzdem beide gleich vollendet illustriert sein können. „Inhaltlich wertvoll" ist für den Bücherliebhaber freilich durchaus nicht gleichbedeutend mit literaturgeschichtlich geschätzt. Es wäre sehr merkwürdig, überhaupt einmal eine Untersuchung anzustellen über die verschiedene Bewertung der Bücherliebhaber und der Literaturhistoriker — vielleicht bekämen die Liebhaber nicht immer Unrecht. Ein illustriertes Buch, das auf die Dauer Wert behalten oder später sogar im Wert steigen soll, muß vor allem geeignet sein, daß man es behaglich, sorglos, mit schweifender Phantasie „durchschmökert"; es darf nicht hinreißen, sondern es muß zerstreuen, es darf nicht den Menschen ändern wollen, sondern es muß ihn unterhalten, seine Wirkung darf nicht kommen, wenn man es ausgelesen hat, sondern sie muß gleichzeitig mit dem Lesen sein: kurz, am Besten sind für die Illustration Bücher geeignet, welche einen bunten, sinnlichen, heiteren, nicht tiefen, lebenswarmen Inhalt haben. Wie das Talent jedes Künstlers sich schon in der Stoffwahl zeigen muß, so zeigt sich auch das Talent des Illustrators schon in der Wahl der Bücher, welche er illustriert. Die Bedingungen treffen vor allem auf die eigentliche Epik und die Novellistik zu.

Man kann drei Perioden in der Bücherillustration unterscheiden, wenn man nämlich die alten italienischen Holzschneider

Digitized by Google

mehr zu den Buchschmuckkünstlern rechnet: die deutschen Holzschneider des 16., die französischen Kupferstecher des 18., und die französischen Holzschneider des 19. Jahrhunderts. Aus dem französischen Holzschnitt des 19. Jahrhunderts sind bekanntlich Menzels Illustrationen entstanden, und auf Menzel ruht offenbar Slevogt.

Aber Slevogt hat sich doch noch weiter von Menzel entfernt, wie Menzel von den Franzosen: es kündigt sich in seinen Bildchen eine neue Periode der Illustration an, vielleicht kann man auch sagen, daß sie in ihm schon vertreten ist: eine Illustrationskunst, die dem ausgebildeten Impressionismus in der Malerei entspricht.

Das zeigt sich schon in der Technik. Die französischen Illustratoren zeichneten hauptsächlich für den Holzschnitt; sie schnitten die Holzstöcke nicht selber, sondern ließen sie von ihren Holzschneidern herstellen. Wo sie die Lithographie anwendeten, zeichneten sie gleichfalls wohl nur äußerst selten oder garnicht selber auf den Stein, sondern ließen ihre Zeichnungen von Lithographen übertragen. Dadurch kam es, daß sie die eigentlichen Qualitäten der Lithographie nicht ausnützten: die Möglichkeit, das Leichte, Unbestimmte, Flüchtige, Verschwommene darzustellen, sondern daß ihre Lithographien mehr aussehen wie Nachbildungen der gleichzeitigen Gemälde für den Familienbedarf; und daß man eigentlich, wenn man die Wahl hat, wie bei manchen Werken von Gavarni, die Holzschnitte den Steindrucken vorzieht. So haben auch wohl die Zeitgenossen empfunden; in einer Vorrede zu einer Sammlung von Bildern von Gavarni wird ausdrücklich der Vorzug des Holzschnittes vor der Lithographie hervorgehoben, die „tousjours molle et insuffisante" sei: ganz natürlich, denn der Holzschneider paßte sich dem Strich des Zeichners mehr an wie der Lithograph, der gern aus dem Strich eine Fläche machte und die Handschrift des Künstlers trivialisierte.

Slevogt wendet nun die Lithographie an, zeichnet aber selber unmittelbar auf den Stein. So können alle Wirkungen und

Digitized by Google

Möglichkeiten der Technik ausgenützt werden: und das sind nun Wirkungen und Möglichkeiten, die impressionistischer Art sind. Freilich entstehen neue Schwierigkeiten aus dem Druck. Wenn alles herauskommen sollte, so müßte jedes Bildchen einzeln gedruckt werden; das ist aber nicht möglich, da ja der ganze Bogen auf einmal gedruckt werden muß, auf dessen Seiten mehrere Bildchen stehen. Der Verlag hat eine Vorzugsausgabe gemacht, auf der die Bildchen einzeln und ohne Text auf fliegende Blätter abgezogen sind; diese Blätter haben einen ganz andern Reiz wie die Vignetten in dem Buch; aber die Bilder sind doch nun einmal für das Buch bestimmt, der Text muß um sie herumstehen, und so haben wir die Folge, daß beiden Ausgaben etwas an der letzten Vollkommenheit fehlt. Es wird Aufgabe der Drucker sein, eine Lösung für das Problem zu finden; wir sind ja erst in den Anfängen des neuen Illustrationsstils.

Schon in der Wahl der zu illustrierenden Werke zeigt sich Slevogt als der geborene Illustrator: er nimmt immer nur Bücher vor, in denen sinnliche Handlung erzählt wird, die zu der Darstellung von allen möglichen Arten von Bewegungen menschlicher Körper Veranlassung gibt. Die bis jetzt günstigste Wahl scheint mir die Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini zu sein.

Impressionismus der Zeichnung muß natürlich andere Mittel verwenden wie Impressionismus der Farbe. Die Bewegung hat für ihn eine größere Bedeutung, da er ja mit Licht und Luft viel weniger arbeiten kann. Dadurch wirkt die Lebendigkeit hier grotesker wie im Bild, und das Momentane wirkt weniger lyrisch und mehr geistreich. Wenn man Menzel als einen Uebergang betrachtet, so kann man in seinen Illustrationen schon die ersten Anfänge davon sehen. Der reizende Text Cellinis kommt dem entgegen, und so entsteht in dem Buch eine höhere Stileinheit, trotzdem die Buchseite sinnlich durchaus nicht einheitlich wirkt und auch nicht einheitlich wirken kann, wie etwa in einem alten Florentiner oder Venetianer illustrierten

Digitized by Google

Buch. Zu Homer würde diese Art von Bildchen nicht passen, denn in Homer ist die Impression einem höheren Kunstzweck untergeordnet; Illustrationen zu Homer dürften nicht geistreich, sie müßten nur auch geistreich sein.

In dem reizenden Buch liegt seit Jahrzehnten wieder zum erstenmal ein klassisches illustriertes Werk vor, ein Werk, das bestehen bleiben wird. Es macht die Freude, die ein solches Buch machen soll: man folgt behaglich dem liebenswürdigen Geschwätz des Verfassers, seinen Prahlereien, Aufschneidereien und anmutigen Erzählungen; dazwischen fällt das Auge auf ein Bildchen, das irgend einen Augenblick aus dem Fluß der Erzählung herausgreift, einen vielleicht in der Erzählung ganz nebensächlichen, sinnlich aber starken Augenblick; wenn an den öffentlichen Gebäuden in Florenz das Wappen der Kommune ausgekratzt wird, oder wenn der Papst den ehrfürchtigen Benvenuto an seiner Tafel anspricht, indessen die Prälaten es sich wohl sein lassen an einem guten Essen; oder es wird auch ein sehr eindruckmachender Vorfall dargestellt, etwa, wenn durch das Entladen seiner Kanone ein Korb mit Steinen zwischen zwei Herren niederfällt und sie fast erschlägt; man betrachtet das Bildchen, freut sich über die Verve der Darstellung, lacht über den schelmischen Maler, der seinem Benvenuto so hinter die Kulissen sieht; dann liest man weiter, stößt auf ein neues Bildchen, verfolgt Linien, Bewegungen, bewundert Treffsicherheit und Kühnheit des Zeichners; und so hat man denn das, was der alte englische Premierminister Walpole, der wohl manches Unangenehme im Leben durchzumachen hatte, einmal einen Vorgeschmack des Paradieses nennt: das frohe Genießen eines Buches.

Digitized by Google

Friedensvermittler

Die ganze Welt wird von der einen Frage beherrscht: Wie lange der Krieg noch dauern werde?

Laut oder stumm schwebt diese Frage über jedem Verkehr der Menschen unter einander. In der Heimat vielleicht noch ausgesprochener — als im Feld.

Und nach zwei langen, beispiellos ereignisreichen Jahren, stehn sich noch immer führende Stimmen gegenüber, deren Eine den baldigen Frieden „unterwegs" sehn und deren Andere den Kampf noch lange nicht ausgekämpft wissen wollen.

Auf dieser fruchtlosen Suche nach der Lösung verfällt man unwillkürlich darauf, die Nebenfrage, wer wohl die Rolle des Friedensvermittlers mit einiger Erfolgsaussicht übernehmen könnte, in den Vordergrund zu schieben.

Nach Ausschaltung aller rein idealistischer Mittler, die bei den eingesetzten und verbrauchten Realwerten des Weltkrieges, füglich als „unberufene" gelten müssen, bleiben nur die neutral gebliebenen Staaten, einzeln oder in erst zu erreichender Gemeinschaft, als denkbare Anwärter dieser heiklen Aufgabe. Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika ist aber kein neutrales Land auf der Weltkarte vorhanden, welches mit dem starken Rückhalt politischer Bedeutung und Objektivität in dem Sinn, daß es nicht wegen eigener Mitleidenschaft als „Partei" im Streit anzusehen wäre und sich gestatten könnte, als Mittler in der Riesensache, an der alle Großmächte der alten Welt beteiligt sind, aufzutreten.

Nur zu leicht könnte ein solcher, noch so gut gemeinter Antrag — zur Lächerlichkeit werden. So bliebe denn nur Woodrow Wilson, der Präsident der Union, die nahe genug daran war, unser Gegner zu werden und die durch ihre einseitige Munitions- und Waffenlieferungen den Krieg, der schon im Stocken war, zweifellos verlängert hat.

Der amerikanische Botschafter in Berlin, J. Gerard, hat unlängst seinen Staatschef als unerschütterlichen Träger der Friedensidee in Amerika geschildert und nicht nur seiner und Wilson's Genugtuung über die glückliche Ueberwindung der deutsch-amerikanischen Krise Ausdruck gegeben, welche der amerikanischen Regierung nunmehr die Möglichkeit eröffnete, zielbewußt der Friedensfrage gegenüberzutreten, sondern auch seinen Optimismus über den nahen Frieden stark betont. Dabei hat sich aber der amerikanische Diplomat ungemein vorsichtig darüber geäußert, ob eine Wilson'sche Friedensvermittlung erwünscht oder wahrscheinlich sei. Auch im Deutschtum hat die Beilegung des Konfliktes mit den Vereinigten Staaten zweifellos befriedigt, aber man müßte sich in die eigene Tasche lügen, wollte man behaupten, daß Wilson nach deutscher Anschauung, die sich mit den Worten des Reichskanzlers von der „deutschen Friedensbereitschaft auf Grund der tatsächlichen Kriegslage" vollständig deckt, heute schon als annehmbarer Mittler für den Frieden angesehn werden könne. Die deutsche Ueberzeugung, daß der Friede, der uns voraussichtlich ein Wilson vermitteln wollte, nicht mit unserem Friedensbegriff identisch wäre, läßt sich nicht durch schöne Worte und über Nacht wegwischen.

So gelangt man in der Frage der etwaigen Friedensvermittlung dahin, daß so recht eigentlich Niemand auf der Welt geeignet sei, dieses Amt zu übernehmen. Und da der Weltkrieg so vieles Hergebrachte im internatio-

Digitized by Google

nalen Verkehr, in der Kriegspolitik und Geschichte umgestoßen hat, auch dahin, daß es ganz gut auszudenken und real auszuführen wäre, sich einer eigentlichen Friedensvermittlung zu entschlagen und die Verständigung unter den Kriegführenden direkt — ohne Zwischenhandel — herbeizuführen. Vielleicht nur insofern mit einer neutralen Anfangs- und Einleitungsintervention, wodurch sich z. B. Wilson schon ein ahnsehnliches Verdienst um die Friedensfrage erwerben würde, daß unsere Gegner, die sich noch immer in Unmöglichkeiten und phantastischen Zukunftsaussichten bewegen, auch veranlaßt würden, ihre positiven und grundsätzlichen, realen Bedingungen für den Frieden offen zu bekennen, wie es der deutsche Reichskanzler mit der unzweideutigen Erklärung: „auf Grund der Kriegslage" — getan hat.

Eines Friedensvermittlers können wir dann — zum Vorteil des erwünschten Endes — entraten.

v. S.

Jagow geht!

Daß Jagow nicht als Polizeipräsident von Berlin enden würde, war zu erwarten, aber daß er bei seinem Abgang in eine höhere Stelle mit offener Sympathie von der Stadt verabschiedet würde, in der er etwa 7 Jahre kommandierte, muß außerhalb Berlins überraschen, wo man mehr von seinen Krächen gehört als von seinem Friedens-Verwaltungstalent gespürt hat. Es ist bekannt, daß Jagow nach Antritt seines Amtes in einem Staub von Affären lebte, ohne der vorgesetzten Behörde, wohl infolge seiner Beliebtheit bei Hof (er war Korpsbruder des Kaisers), Anlaß zum Einschreiten zu geben. Der Grund war vor allem der, daß Jagow als scharfer Mann auftrat und der Stadt einmal unter dem Beifall gewisser Kreise Mores lehren wollte. Kaum merkte man das, so wurden alle seine Handlungen mißtrauisch kritisiert und meist von vornherein als Uebergriffe oder Fehlgriffe gewertet. Um so erstaunlicher ist es, daß heute Jagow als populärer Mann, auch von der linksstehenden Presse geschätzt, Berlin verläßt und daß ihm alle seine kleinen und großen, privaten und öffentlichen, staatspolitischen und kommunalen Akte verziehen werden. Der Mann muß etwas an sich haben, das gefällt, denn ohne Grund kann eine kühle Stadt einem Mann wie Jagow nicht so freundschaftlich gegenüberstehn, wie es in weiten Kreisen und im Volk wirklich der Fall ist. Eine Berliner Popularität ist außerdem nicht billig, aber Jagow hat sie erworben und mehr als das, nicht nur sein Name und sein Wesen ist beliebt, selbst sein Aeußeres ist stadtbekannt. Und das will hier etwas heißen, wo selbst die höchsten Minister unbekannt, ohne verkleidet zu sein, wie Harun al Raschid durch die Straßen gehn. Jagow lenkte sofort als origineller Junkertyp die Aufmerksamkeit auf sich und da er überall war und überall mitphotographiert wurde, erkannte man schnell dieses durch eine Jockey-Adlernase und einen Zylinder ausgezeichnete Profil wieder. Zuerst bekämpfte man alle seine Erlässe, aber bald setzte sich gegen die Grundstimmung die Auffassung durch, daß hier ein unbefangener Kopf waltete.

Jagows Originalität war zuerstmal sein Stil. Solche Erlässe, die offenbar nach einer knappen Sprache strebten und auch das Verkehrte mit Mutterwitz zu motivieren verstanden, wurden doch noch nicht gelesen: „Die Straße dient lediglich dem Verkehr.

Digitized by Google

Ich warne Neugierige." Durch dieses Plakat, das eines Morgens an den Litfaßsäulen klebte, ist Jagow bekannt geworden. Man war erstaunt über den Ton, den der Mann gegen eine willige, intelligente, besonnene und gern gehorchende Bevölkerung anschlug. Aber die Stadt erholte sich von ihrem Erstaunen, war so witzig, den Witz eines andern zu schätzen und machte das Wort geflügelt. Das war die beste Antwort, das neue Motto aller möglichen Veranstaltungen war ein fortgesetztes Lachen über die Warnung. Das Komische war nun, daß diese von Jagow nicht gesuchte Popularität (er wollte ein bißchen den wilden Mann spielen) ihm selbst zu Kopfe stieg. Erlaß folgte auf Erlaß, wie bei einem Dramatiker, der einmal einen großen Erfolg hatte, aber der erste Erfolg blieb der größte. Jagow begann nun Dinge zu regeln, die alle störten, von denen aber ein Polizeipräsident noch nichts bemerkt zu haben schien. Dieser Mann war eben mutig, er fürchtete nicht die Kleinheit des Gegenstands und noch weniger die boshafte Art, mit der man wirkliche gute und gesunde Verfügungen bekämpfte. Dieses Bekämpfen blieb Jagow fabelhaft Wurst, aber es machte ihn doch im Laufe der Jahre vorsichtiger. Unhaltbare Zustände im Straßenverkehr wurden so kühn geregelt, daß sich die Bürgerschaft oft genug als engherziger erwies als der Präsident, der von Berufs wegen Bürokrat sein sollte. Damen mit tödlichen Hutnadeln wurde der Krieg erklärt, wodurch sich der Junggeselle Jagow im Sturm den Haß, also die Liebe des weiblichen Berlins, eroberte. Selbst den Drückebergern auf der Elektrischen wurde in einer Verfügung der Groschen zur Pflicht gemacht. Zuerst lachte Berlin über Jagows Ton und wunderte sich über diese neue Art, kommandiert zu werden. Das Verhältnis zwischen Jagow und der Stadt bekam etwas von einem gegenseitigen Anulken. Man freute sich, ihn öffentlich öfters hereinzulegen (Wahlrechtsspaziergang), aber da er ganz gute Miene zum bösen Spiel machte und seine Macht nicht persönlich zu Schikanen mißbrauchte, fand man sich schließlich. Jagow hatte den Sturm und Drang seiner Erlaßzeit überwunden, man hörte ihn immer seltener verfügen und gab sich endlich, nachdem er sich gemäßigt hatte, gerne seinem Willen zur Ordnung hin.

War nun Jagow durch seine Tätigkeit populär, so wurde er es auch bald durch sein Leben. Man sah ihn bei allen leichten und ernsten Vergnügen. Beim Rennen, bei Reinhardt, bei den Paraden, bei großen Festen, Empfängen, einmal in Uniform, einmal im Frack, meistens im Gehrock, aber immer tadellos. Nur die Hälfte seines Amtes übte er im Büro aus, die wichtigste auf der Straße und dadurch zeigte er seine Tüchtigkeit. Wenn Jagow jetzt geht, ist der Ueberschwang seiner ersten Befehlszeit vergessen. Aber die sein frisches Herz und seine leichte Gestalt in Berlin gute Arbeit immer geräuschloser verrichten sahen, können ihm nicht mehr böse sein, sofern sie es waren. Im fröhlichsten Einvernehmen mit den Kindern, die er ab und zu ein wenig erdrückte, verläßt er die Stadt mit allen Insignien einer selten verliehenen Popularität gekrönt.

Felix Stössinger

„Krieg und Kunst"

Das Bedürfnis, alle Erscheinungen des sozialen und kulturellen Lebens in ihrer Einstellung auf den Krieg zu erfassen, scheint nicht nachzulassen. Wissenschaft, Religion, Philosophie,

Digitized by Google

Aberglaube, Gesundheitslehre, Recht, Wirtschaft, Dichtung: es sind die Bücher, Broschüren, Aufsätze: „Krieg und . . .“ Verwunderlich ist das nicht, bei der ungeheueren Einwirkung des militärischen und politischen Geschehens auf die ganze Problematik des menschlichen Handelns und Bewußtseins. Schließlich hat jeder wache Mensch den Drang, zu bestimmten Klärungen zu kommen. Aber unser kritisches Denken zwingt uns, zu beobachten, wieweit nicht diese Zwangsverkoppelungen einem Stoffkreis Gewalt antun, der im Grunde mit dem Krieg unmittelbar nichts, mittelbar nur wenig zu tun hat.

Blickt man auf die bildende Kunst, so erzählen die zahllosen Kriegskunstmappen, die Auseinandersetzungen über Kriegsdenk- und Grabmale, daß hier eine nahe Berührung vorhanden ist. Aber offenbar ist sie nicht nur äußerlich. Die Diskussion über die Ehrung großer Männer, großer Taten oder der Toten ist schon vor dem Krieg eine Angelegenheit unserer künstlerischen Selbstbesinnung gewesen. Die Kriegstatsache macht sie nur eindringlicher. Sieht man aber dorthin, wo das kriegerische Geschehen der künstlerischen Darstellung, etwa in Malerei oder Graphik, als Stoff dient, so empfindet man ein gewisses Bedenken, diese Dokumente aus der allgemeinen geschichtlichen oder ästhetischen Betrachtung herauszunehmen; sie sind Teiläußerungen eines Ganzen, eine Stoff-Frage und damit mehr der eigentlichen Kulturgeschichte zugehörig. Der Kampf, vor allem als Bewegungsmotiv, war für die Formphantasie des Künstlers immer eine Lockung — seine Form-Lösung aber taucht natürlich in den zeitlichen und persönlichen Stil unter. Ist denkbar, daß eine Formengeschichte der Kriegsdarstellungen für sich geschrieben werden könnte? Der Gedanke hat etwas Verführerisches, aber die Formenbetrachtung der Stile ist dafür noch zu wenig entwickelt. Also ist die Kriegs-Kunst vor allem ein Kapitel aus der Kulturgeschichte: wie spiegelt sich in der Darstellung kriegerischer Vorgänge das Verhältnis einer Zeit, eines Volkes zum Krieg, zu seinen Kriegen, wie weit handelt es sich um die sichtbare Chronik des Zeitgenossen, wie weit um die nachschaffende Phantasie des „Historikers“.

Nun gibt es freilich den Krieg auch als „Erlebnis“, für die in der Kampflinie und für die hinter der Front. Kein empfindender Mensch, der durch diese Zeit hindurchging, ohne irgendwie mit neuem Inhalt erfüllt worden zu sein. Wie wird diese neue innere Kraft sich in der Kunst ausprägen? Der Krieg brach zu einem Zeitpunkt aus, als innerhalb der Künstlerwelt die Schlagwort-Antithese vom Impressionismus und Expressionismus in eine Krise gekommen war; die Scheidung setzte sich fort. In vielen graphischen Blättern suchten Künstler das Kriegserlebnis „von der Seele“ aus zu gestalten, Absolutes auszusprechen, das nicht äußere, sondern innere Chronik sei. Man kann beobachten, daß es vor allem diejenigen waren, die nicht selber im Kampfe standen; diese blieben Beobachter, Aufzeichner, ihr Sinn war nicht darauf gerichtet, für das Ungeheure, in dem sie ein Kleines waren, nach einer Formel zu suchen. Ja, man fragt sich, wie weit der aktuelle Krieg die Kriegsdarstellung selber emporträgt. In der Dichtung haben wir den merkwürdigen Fall, daß etwa Ernst Stadler im Frühjahr 1914 Kriegsgedichte herausgab, die stärker sind als fast alles, was seit dem 1. August 1914 gedichtet wurde; im Krieg selber, dem er bald genug zum Opfer fiel, blieb er stumm. Und die Kunstgeschichte selber ist lehr-

Digitized by Google

reich: die größten Kriegsdarstellungen, die die Deutschen besitzen, stammen aus Zeiten, denen friedliche Jahrzehnte vorangegangen waren, von Männern, die damals noch keinen Krieg erlebt hatten, Menzels Friedrich-Holzschnitte, Rethels Schweizer- und Hannibalbilder, Hodler. Wie klein ist neben dem die aktuelle Malerei, die 1871 folgte, aber auch die über weite Säle reichende Schlachtenbildnerei im Versailler Schloß, durch die Louis Philippe den Pinsel statt des Säbels Geschichte machen ließ.

Privatdozent Dr. Hans Hildebrandt hat den Versuch gemacht, alle Fragen, die sich unter die Stichmarke „Krieg und Kunst" begegnen, in einer umfangreichen Arbeit darzustellen, die im Verlag von R. Piper & Co. (München) erschienen ist; das Buch entstand aus Vorlesungen an der technischen Hochschule in Stuttgart. Der Versuch leidet unter der sachlichen Schwierigkeit, daß er dem neuen Stoff zeitlich zu nahe steht. Es ist mit der Geschichtswissenschaft ähnlich, wie mit der historischen Kriegskunst: ihre innere Sicherheit wächst mit der zeitlichen Entfernung, mit der Befreiung von der eigenen Zeitbefangenheit. Das gilt auch von diesem Buch. Es ist in seiner geschichtlichen Entwicklung des Problems sehr lehrreich, da es zusammenhängend auf Gesichtspunkte aufmerksam macht, die nicht immer gegenwärtig sind: den Zusammenhang zwischen Städtebau mit der Befestigungstechnik und fernerhin mit der allgemeinen Entwicklung des Kriegsrechts. Es enthält gute und fruchtbare Beobachtungen über die Waffen und ihren Schmuck, aber mir scheint, es wird zu breit, wo es nun katalogisiert, was der gegenwärtige Weltkrieg der Kunst bisher geraubt (durch den Tod Einzelner) und was in Gemälden, Graphik, Plastik in den letzten anderthalb Jahren mit irgend einem Bezug auf den Krieg geschaffen wurde. Hier, etwa bei der Aufzählung der verschiedenen Systeme der Totenehrung oder bei der Zusammenreihung der zahlreichen Mappen, verfließt das Werk in Rezensionen, die dem gestrafften Einsatz des Buches nicht mehr entsprechen.

Zweifellos bildet Hildebrandts fleißige Arbeit einen wertvollen Beitrag für alle, die bestrebt sind, Zusammenhänge zu sehen, und über die Kriegsfrage hinaus dient es einem pädagogischen Zweck, auf das kitzliche Thema: Staat und Kunst hinzuweisen. Aber wir können unsere Einwendungen nicht unterdrücken, daß es für die Erkenntnis des künstlerischen Charakters der Kriegsdarstellung ziemlich viel schuldig bleibt. Wir stellen uns vor, die Namen all derer, die ein Grabmal oder ein Denkmal oder eine Gedächtnistafel oder sonst etwas entworfen haben, hätten ruhig wegbleiben können; damit wäre Raum geschaffen worden für knappe Formanalysen der Arbeiten von Uccello, Callot, Goya, Menzel, Rethel. Daß Rethels Name in dem Buch überhaupt nicht steht, halte ich für einen argen Fehler, denn er ist der seelisch und formal stärkste Kriegsdarsteller, den man sich denken kann. Eine Vertiefung in seine Blätter ist gleich aufschlußreich für das Wesen des Krieges als heroische Leistung und das der Kunst als geschlossener Ausdruck.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Der Kanzler in Notwehr

Von Theodor Heuß

Wenn man die letzten beiden Reden von Bethmann Hollweg gelesen hatte, war es nicht ohne Gewinn, Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" herauszuholen und das 25. und 26. Kapitel nachzusehen. Es sind jene Stellen, in denen Bismarck sich mit seinen konservativen Gegnern in der „Kreuzzeitung" und der „Reichsglocke" auseinandersetzt; noch nach Jahrzehnten spricht er mit verhaltenem Grimm über die Intriguen seiner alten Freunde und Standesgenossen, die ihm mit Gerüchteträgereien Arbeit und Amt unmöglich machen wollen, die seine persönliche Ehre betasten, die um seine Ministerkollegen werben und ihn isolieren möchten, die die Unterschrift von einigen hundert evangelischen Pfarrern anmarschieren lassen, um gegen seine Person und Politik Zeugnis abzulegen. Dazu nehme man noch den Schluß der Reichstagsrede vom 9. Februar 1876, in der Bismarck die „Kreuzzeitung" der schlimmsten politischen Methoden zeiht.

Das ist ein Seitenspiel zu dem, was wir jetzt erlebt haben. Freilich, als sich die „Aera"-Artikel gegen Bismarck wandten, waren die Zeitumstände vergleichsweise idyllisch und die dunkeln Kräfte, die gegen ihn arbeiteten, standen wenig unter der Kontrolle des Auslandes; der Angegriffene selber, damals freilich nervös viel leidend, war nicht durch übermächtige Aufgaben gefesselt und konnte sich wehren. Er hat es ja daran auch nicht fehlen lassen.

Heute ist all dies viel schwieriger. Der Kanzler muß mit Rücksicht auf das Ausland die inneren Auseinandersetzungen eindämmen, so lange es irgend geht. Er muß Augen und Ohren verschließen können, um die Sachlichkeit der Verantwortung nicht

Digitized by Google

durch Gefühle oder Leidenschaften verwirren zu lassen. Es gibt zwar eine Zensur, die für ihn arbeitet, d. h. die den Schädigungen der politischen Lage inmitten des Krieges vorbeugen soll. Aber dies Instrument ist schwerfällig und nicht sehr glücklich konstruiert; und indem es zwar die Oeffentlichkeit überwachen und beschränken kann, ist es mit die Ursache, daß unterhalb des Tages, im Zwielicht, eine Halböffentlichkeit entsteht, wuchert, sich ausdehnt, die ihr nicht greifbar wird, da sie unter Briefhüllen und im geheimnisvollen Weitergeben ihren nächtlichen Weg durch das Volk findet.

Während der Kanzler die süddeutschen Hauptstädte besuchte, hat die Durchschnittsgesinnung dieser Pamphlete durch die Reichstagsreden der Abgeordneten von Graefe und Hirsch sich einem breiteren Publikum, noch etwas eingehüllt zwar, bekannt gegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Debatte vom 30. Mai viele harmlose Leute überrascht hatte, die jene innere Stimmung vom 4. August 1914 sorgsam bewahrten. Sie wußten nicht, wie sie dran waren. Ihre Verwirrung wollte der Kanzler lösen, indem er am 5. Juni die Maske von dem konservativ-alldeutschen Tun herunterriß. Er will das nicht als „Flucht in die Oeffentlichkeit" gedeutet wissen, sondern als Enthüllung eines verderblichen Treibens: aber in seiner Wirkung ist es dies. Das Volk und die Parteien sollen wissen und zur Meinung aufgefordert werden, welcherlei Art von Dunkelmänner-Publizistik heute die deutsche Politik durchquert und erschwert.

Und die Scheidung wurde deutlich: der Kanzler sollte durch die Konservativen Zug um Zug gegenüber „populären" Strömungen isoliert werden, seine überraschende und temperamentvolle Offenheit hat aber das Gegenteil erzielt. Die konservative Reichstagsfraktion ist isoliert, und selbst Bassermann, der sich in all den Reibungen der letzten Monate rechts angelehnt hatte, fand es für richtig, den Graben tief zu ziehen, der, in den Erwartungen für die innere Politik, die Nationalliberalen von Westarp und Heydebrandt scheidet.

Digitized by Google

Der Freimut des Kanzlers, der nichts von Rechtshaberei zeigte, die Zuversicht auf das unmittelbare Rechtsgefühl des Volkes gegenüber den Zwischenträgereien von Cliquen und Coterien (das sollen Fremdwörter bleiben!), das rückhaltlose Bekenntnis zur Neuordnung der inneren Politik — das ist eine scharfe Zeichnung der „Friedensziele", die die Reichspolitik im Innern zu erreichen hat. Auf dem Weg dahin muß vorher freilich all der Wust der gewerbsmäßigen Intriganten, der stimmungsvollen Dilettanten und der versteinerten Parteidoktrinäre, rechts und links, weggeräumt werden. Die Kanzlerrede war der wohltätige Beginn dieser notwendigen Reinigung.

Der deutsche Kriegsstaat

Von Dr. Otto Pfeffer, Hamburg

Zu dem souveränen Machtstaat tritt der souveräne Wirtschaftsstaat. Das ist der neue große Gedanke, der der Schaffung des Kriegsernährungsamtes zu Grunde liegt. Diese Körperschaft ist freilich nur für die Kriegsdauer und zur Ueberleitung in die Friedenszeit gedacht. Daß jedoch eine so straffe Zusammenfassung großer Wirtschaftszweige unter einen nahezu unumschränkten Willen möglich ist, das ist symptomatisch für das veränderte Staatsdenken des Deutschen. Es ist der greifbare Beweis für das allmähliche Heranreifen eines Staatswillensdenkens. Die Unterschiede zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West sind ganz in den Hintergrund getreten. Der politische Wille kennt als Prinzip nur das Reich, das somit zum deutschen Staat geworden ist. Dem Staate vertrauen wir unsere Sicherheit gegen auswärtige Feinde und nun auch gegen die inneren Volksfeinde an. Diese höchst persönliche Abstraktion des Staates, wenn dieser Ausdruck einmal erlaubt ist, beherrscht in diesen Zeitläuften unser ganzes Leben, wie früher und ehedem der Zug zum Einzelnen und zum

Digitized by Google

Besonderen unsere ganze Geschichte bestimmt und — so unbestimmt gemacht hat. Wir erweitern also die Schranken der Staatsgewalt um ein Beträchtliches, weil wir die endlich gefundene Ruhe der nationalen Existenz als die Erfüllung der innersten deutschen Wünsche in der Schöpfung Bismarcks voll und ganz erblicken. Die Staatsidee besitzt heute einen Kredit wie nie zuvor. Milliarde auf Milliarde wird aufgebracht, damit wir diesen Staat verteidigen können. Man rechnet ja heute mit Ziffern, die normalen Friedensköpfen wahnwitzig erschienen. Das aber ist nur möglich bei einer so elastisch aufgebauten Finanzverfassung des Reiches, der Banken und des Bürgertums, ist nur möglich eben bei einem ins Ungemessene gesteigerten Vertrauen in die Staatsgewalt. Die eigentliche Kapitalwirtschaft tritt gegenüber dieser riesengroßen Kreditwirtschaft außerordentlich zurück, und es mag wohl sein, daß dieser Weltkrieg entscheidend den Uebergang von dem einen Wirtschaftssystem zum andern beeinflussen wird.

Wir sagten: genau wie in der reinen Politik und in der Kriegführung der Staat omnipotent geworden ist, so wird er nun in der Oekonomie zur Allmächtigkeit emporgehoben. Das Ernährungsproblem gliedert sich in diesen Rahmen ein, und es ist sein tiefster Sinn, daß auch auf diesem Gebiete die sittliche, staatsethische Idee der allgemeinen Wehrpflicht zum Durchbruch gelangt. Hinter unseren Kämpfern draußen im Feindesland und auf hoher See werden sechzig Millionen zu Mitkämpfern aufgerufen. Auch wir in der Heimat gehen nun sozusagen in den Schützengraben. Diese Organisation bedingt, wenn sie wirkungsvoll sein soll, ein kräftiges Zufassen, eine Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Anarchismus der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung. Für den einzelnen bedeutet das, daß er sich auch Eingriffe in sein privates Leben gefallen lassen muß von größter Tragweite. Das heißt, ins Juristische übertragen, wiederum nichts anderes als: der Staat stellt sich nun auch in Dingen, die nicht unmittelbar mit der technischen Kriegführung zusammenhängen,

Digitized by Google

stellt sich Nichtkämpfern, Frauen und Kindern gegenüber in der Ernährungsfrage über das Privatrecht. Denn der Kontinuität zwischen den Prinzipien von Oekonomie und Staat zu dienen, diese Aufgabe ist eben dem Privatrecht auferlegt. Seine Rechtssätze dienen der Vermeidung und Abschwächung jener Gegensätzlichkeiten, die entstehen aus dem Verhältnis der Interessen der Einzelnen mit der Arbeitsgenossenschaft oder dem Verhältnis der Individualinteressen der Einzelnen gegeneinander. Nun soll — die Analogie mit dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht drängt sich dabei immer wieder auf — auch der Einzelne wirtschaftlich grundsätzlich als Einzelner im Gesamtbau des Staates gewertet werden. Das kapitalistische Individualinteresse, der wohlverstandene Eigennutz des Einzelnen, soll auf die Arbeit im Sinne der genossenschaftlichen Arbeit in höchst verstärktem Maße eingestellt werden.

In der Geschichte ist diese Erscheinung in dieser scharfen Ausprägung etwas durchaus Neues. Wohl möchte man denken an die Zeit des Merkantilismus; aber, der die Beschränkungen der wirtschaftlichen Freiheit auferlegt, ist heute nicht die hohe Obrigkeit und die Wohlfahrtspolizei, sondern die „allgemeine Landeskulturpolitik", die wir anstreben in der Not des Kampfes um unser Dasein, ist ein Ergebnis des willensstark gewordenen Staatsdenkens der Menge. Das ist der große Unterschied zu jener Wirtschaftsverfassung im 17. und 18. Jahrhundert mit ihrer Beschränkung der Einzelfreiheit und Einzeltätigkeit; ganz abgesehen von dem weit gedehnteren Gebiet der heutigen Kriegswirtschaftspolitik gegenüber dem ausschließlichen Betonen von Gewerbefleiß und Handel im Merkantilsystem. Auch zu der liberal-individualistischen Wirtschaftsidee, die ihren Niederschlag gefunden hat in dem Quesnaysschen Physiokratismus mit der Forderung: „Die Regierung soll die sterilen Aufgaben (Handel und Industrie) sich selbst überlassen!", in der englischen Oekonomie, insbesondere hier in der Schule Adam Smiths und bis zum Extrem getrieben im Manchestertum, das dem Staate nur

Digitized by Google

noch Nachtwächterdienste zuweist und alles Heil vom „freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte" erwartet. Die Stellung des Staates von heute zur Volkswirtschaft ist eine entschiedene Annäherung an die dritte nationalökonomische Lehre: der sozialen (mit dem utopischen Ideal des sozialistischen Zukunftsstaates als Schlußstein). Das Deutsche Reich befindet sich in der Blockade. Die Einfuhr von Nahrungsmitteln ist nur in sehr beschränktem Umfange möglich und die Rücksicht auf unsere Valuta, das sind drei wichtige Tatsachen, die uns ernsthaft verweisen auf die Eigenproduktion. Der Weltmarkt scheidet bei uns im Kriege bis zu einem gewissen Grade aus. Wir haben heute eine Volkswirtschaft im wirklichen Sinne des Wortes, und gewinnen umso mehr das Bild eines sich selbst genügsamen Staatswesens, je mehr wir unsere Bundesgenossen im Südosten mit uns verknüpfen. Eine große wirtschaftliche Gemeinschaft zu schaffen, das ist ja der Inhalt des Programmrufes Mitteleuropa. Für spätere Zeiten erneuter Bedrängnis wollen wir selber bei uns oder unseren Freunden herstellen können, was wir brauchen, wollen den eigentlichen drei großen Weltmächten England, Amerika und Rußland gegenüber auch autarkiefähig werden.

Von den angezogenen Volkswirtschaftstheorien ist der moderne Nationalökonom ganz abgekommen. Wir wissen heute, daß Industrie und Handel wohl neue Werte erzeugen, neben der Landwirtschaft, daß sie gegenüber dem Ackerbau keineswegs unfruchtbare Arbeiten darstellen. Und doch haben diese Begriffe just in diesen Tagen ein gewisses Recht auf Berücksichtigung. Formulieren wir schärfer, als es die Merkantilisten oder Physiokraten taten: für den geschlossenen deutschen Kriegsstaat sind zur Erhaltung unserer Wehrfähigkeit in physischer und technischer Hinsicht Wertschaffer: die Landwirtschaft, die Industrie und der Teil des Handels, dem die Einfuhr von Waren und Lebensmitteln aus dem Auslande gelingt; er ist in diesem Sinne auch zu den Erzeugern zu rechnen. Aller anderer Handel ist spekulativ, ist lediglich Kapitalverschiebung im Lande selber. Der

Digitized by Google

ungebundenen Freiheit der kapitalistischen Wirtschaftsformen haben wir anerkanntermaßen auch jene Auswüchse zur Schuld anzurechnen, die in ihren Uebertreibungen zu den Erscheinungen des Wuchers führen. Kettengeschäfte und Zwischenhandel durch, wie es vorgekommen ist, zehn bis zwölf Hände, die den Weg der Ware vom Erzeuger bis zum Verbraucher skrupellos verteuert haben, die gilt es in erster Linie auszuschalten bei der Neuordnung der Dinge. Diese Art von „Patrioten" sind wie Vampyre an unserem Volksleben und an unserer Volksstimmung. Solange diese Leute nicht rücksichtslos gefaßt werden, ist alles Mühen zur Behebung der anderen Schwächen und Mängel eitel, wird eine Gesundung der Marktverhältnisse nicht eintreten können. Die schärfsten Maßnahmen und die strengsten Strafen sind hier völlig am Platze. Ein zweiter Punkt: der Verbrauchsbegehr ist nach einem alten volkswirtschaftlichen Gesetz von der Erzeugung abhängig. Es handelt sich also, will man der Knappheit steuern, darum, die Produktion anzuregen, das ist das zweite Grundverlangen. Es enthält aber auch das schwierigste Problem, weil in ihm die Fragen des Privatinteresses und der Konkurrenz wesentlich sind. Der Staat wird wenig dazu übergehen können, Wirtschaftszweige selber zu übernehmen (selbst wenn er sich mehr noch in einzelnen Fällen auch an genossenschaftliche Fabrikation und Lebensmittelbeschaffung anlehnt). Die Privatproduktion wird unbedingt herrschend bleiben müssen. Die Verteilung zu regeln als Gesetzgeber und als Rechtsbildner, als Finanz- und Steuergewalt, Verteilungsregulator zu sein, das bleibt dem Staate als Hauptaufgabe zugewiesen, während also die Produktionstätigkeit der privaten Initiative überlassen bleiben muß, d. h. aber dem Privatinteresse.

Die Delbrückschе Ernährungspolitik war tiefsichtiger als weitsichtig. Zweifellos waren die schweren wirtschaftlichen Probleme klar von ihm erkannt. Er hat seine Preispolitik — und das war der eigentliche Inhalt der Wirtschaftspolitik der ersten Zeit überhaupt — durchaus sich bestimmen lassen von dem Wunsche,

Digitized by Google

der steigenden Lebensmittelteuerung entgegenzutreten und den Preis der Produkte dem ihnen ursprünglich innewohnenden Arbeitswert plus vernünftiger Gewinn nahe zu halten. Ökonomisch gesprochen ist dieses das Bestreben, den Wert der Arbeit nicht vor dem Erzeugnis plus Erzeugergewinn rückwärts über den Markt vermitteln zu lassen. Die Mittel Delbrücks waren Höchstpreise, Beschlagnahme und Syndizierung von Produzenten und Händlern. Wenn es auch einesteils gelungen ist, dem Wucher zum Teil zu begegnen, so hat dieses System doch häufig genug die Produktionslust lahmgelegt, die eben nur da gedeiht, wo das Privatinteresse bis zu einem gewissen Grade gewahrt bleibt. Unsere Schiffer haben in letzter Zeit von den neutralen Staaten nichts mehr mitgebracht, einmal weil sie die Waren an Zentralstellen abliefern sollen und dann weil die Differenz zwischen dem Erstehungs- und Verkaufspreis die Mühe des Erwerbs und Transports der Güter nicht aufwiegt. Ein Fabrikant hatte sich im ersten Kriegsjahr (von ihm sogenannte) „patriotische Schweine" gehalten, die er mästete aus den Abfällen seines Haushalts und zu seinem Nutzen. Nun, da das Fleisch abgeliefert werden muß, fehlt ihm jeglicher Anreiz zur Erneuerung der Schweinezüchterei. Wie es auf dem Lande zugeht, dafür brauchen wohl Belege nicht weiter angeführt zu werden. Jedenfalls sind die Grenzen des Eingreifens der Staatsgewalt in die Produktion aus diesen Beispielen allein schon ersichtlich.

Gelingt dem Präsidenten von Batocki das große Werk, das auf der Welt ohne Vorbild ist, gelingt es ihm, uns herauszuführen aus den staatssozialistischen Experimenten großen Stils zu einem gediegenen Wirtschaftsplan, gelingt es ihm, jene Fehler zu beseitigen, die das bisherige Verfahren infolge der bürokratischen Arbeitsweise und Zerfahrenheit so fühlbar hat werden lassen, so wird unser Volk damit eine moralische Stärkung erfahren, über die unsere Feinde niemals Herr zu werden vermögen. Unser Nationalbewußtsein muß auch in dieser wirtschaftlichen Not stahlhart werden, und wir werden für die deutsche Zukunft alles gerettet haben.

Digitized by Google

Einem Schatten

Von Isolde Kurz

Wo bist du? Wohin gingst du, Schatten, holdester
Von allen die da waren? Unser Zwiegespräch
Warum verstummt es? Immer warst du noch mir nah,
Wie du verhießest, als der Stundenschlag dich rief.
Denn nicht zum Lichte, das urheimatlich sein Tor
Dir auftat gingst du, weil noch mich die Erde hält.
Nein, auf den Dämmerpfaden zwischen dort und hier
Verweilen wolltest du aus heißer Liebesnot
Um meinethalb, und oftmals horchend schlichst du dich
Ein kleiner grauer Schatten nach der obern Welt.
O diese Wege sind sie jetzt nicht schauervoll,
Von blutigen Scharen überfüllt, die fort und fort
Sich täglich, stündlich drängend dort hinunterzieh'n,
Noch wild von Kampf und Wut und des erlittnen Tods
Nicht achtend, noch nicht reif zum Uebergang ins Licht?
Mir ist, ich seh' dich jammernd irren, Schlucht um Schlucht
Durchflieh'n, von gräßlichen Gestalten wilden Lauts
Geschreckt, bis jener graue Heerwurm dich umfängt,
Der sich durch alle Tale windend immer wächst.
Die Unsern sinds, die Retter, doch du kennst sie nicht.
Nie sahst du noch die graue heilige Ordenstracht,
Die brüderlich ein Volk zu gleichen Opfern eint.
Verzweiflungsvoll ringst du die Hände: Was geschah?
Wo sind die Meinen? Welcher Drangsal jetzt zum Raub?
Und weiter fliehst du weglos vor dem Furchtgesicht.

Ach Seele, daß du ohne mich hinunter stiegst!
Nicht an der Hand kann ich dich führen, wie ich pflag.
Ward je ein Weg zu zwei'n uns schwer? Mir scheint, ich hör
Dich rufen: Kind, was lässest du mich so allein?

Digitized by Google

Von blutigen Larven bin ich greuelvoll umringt.
Sonst wenn auf Erden Tierblut floß, am selben Ort
War meines Bleibens nimmer, bebend ließ ich ihn.
Hier seh' ich Hände die befleckt von Menschenblut.
Mich schaudert, Kind!

O Seele, Seele, schaudre nicht,
Weg von den Larven blicke, die sind Wahn und Dunst,
Der schnell verweh'n muß: nur die Liebe hält im Sein.
Blick auf die Unsern, sieh, wie schön sie sind, wie ernst,
Wie gleich der Vorzeit Heldenbildern, die du liebst!
Wohl tragen sie des Krieges blutige Livrei,
Doch nicht um Länderraub und öden Machtgewinn.
Die liebend für uns starben, lieben wirst du sie.

Ihr aber, Heldenschatten, die ihr abseits strebt
Vom allbegangnen Weg, ihr Tiefern, Sinnenden,
Wenn ihr sie findet, sprecht zu ihr! Erzählt ihr nicht,
Wie in der Erde Völker jäh uralt Gelüst
Nach Jagd und Beute fuhr, und wie ein edles Volk
Grausam umstellt ward gleich dem schädlichen Raubgetier.
Auch das erzählt nicht, wie das königliche Wild,
Geschoß und Fallstrick und der Meute Wutgekläff
Und Hungerspein verachtend in die Feinde sprang,
Den ersten, zweiten warf, dem nächsten ins Genick
Die Pranke schlug und immer der Verfolger Kreis
Umrasend weit und weiter sie hinweggedrängt:
Zu wilde Märe für das Herz der Liebenden,
Das feurig, selbstvergessen sich der Menschheit gab.
Sagt nur: Gerettet sind sie und durch unser Blut!
Und an der Hand sie fassend leitet sie hinaus,
Bis in die Schluchten sanfter Schein von oben fällt,
Verklärend starrer Wände seltsames Gebild,
Schöner als Glanz des Südens, den sie hier geliebt.
Da werdet ihr sie wachsen seh'n, es fällt von ihr

Digitized by Google

Die Schattenhülle, urverwandtes Liebeslicht
Am obern Licht entzündet dringt aus ihr hervor.
Schnell wird sie eins mit jenem, ist nun selbst ein Teil
Der ewigen Liebe. Die ihr führtet, führt euch jetzt.
Terrassen steigen hoch und höher, überblüht
Von Blumen, die beseelt mit Kinderaugen schau'n.
Durch Wunder geht ihr, seht wie glühender Nebel sich
Zu künftigen Sonnen ballt. Ihr schneller Fuß durcheilt
Saphirnen Grund. Vertrauend, staunend folgt ihr nach,
Auf Stufen wallend, die ihr fühlt, doch nicht mehr schaut,
Vom Ueberschwang des Glanzes blind, bis auf zum Tor,
Wo menschlich Denken untergeht im Meer des Lichts.

Eine russische Hochzeit um 1650

Von Prof. Dr. Leo Brenner

Bei meinen Forschungen auf dem Gebiete der russischen Kultur alter und neuer Zeit stieß ich in einer alten Chronik auf eine Beschreibung der Hochzeit des Bojaren Alekſej Iwanowitsch Sawodskij mit der Bojarentochter Ksenija Feodorowna Schisinowna, die um 1650 stattgefunden haben muß. Für die damalige Kultur Rußlands ist der Bericht ebenso bezeichnend, wie er sich ergötzlich liest, daher ich ihn hier im Auszug wiedergeben möchte.

Nach damaliger Sitte hatte der Bräutigam seine Braut bis zum Hochzeitstag nicht zu Gesicht bekommen. Die beiderseitigen Eltern hatten das Ganze so abgemacht, wie irgend einen Lieferungsvertrag über Gemüse und Pelzwerk. Die Wünsche der Kinder kamen dabei gar nicht in Betracht. Neugierig war allerdings Alekſej gewesen und er hatte versucht, die Wächter seiner Zukünftigen zu bestechen, auf daß er wenigstens einen Schimmer ihres Antlitzes erblicken könne. Aber so gerne vielleicht die Wächter sich hätten bestechen lassen, höhere Argusaugen vereitelten alle Versuche und das machte den Bräutigam etwas unruhig. Er *hoffte* wohl das Beste, *fürchtete* aber das Schlimmste.

Jede Familie hatte eine „Swacha" (Freiwerberin) beigestellt, denen zusammen es oblag, alle Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen. Die eine davon setzte sich an der Spitze von 100 Dienern, deren jeder ein anderes

Digitized by Google

Möbelstück auf dem Kopf trug, nach dem Hause des Bräutigams in Bewegung. Dieser hatte sich nämlich einen (allerdings hölzernen) „Palast" bauen lassen, da ihm das einfache Haus seines reichen Vaters nicht genügend schien. Die Einrichtung war aber Sache der Braut. In der Brautkammer sah man in einer Ecke 40 Roggengarben auf einander aufgeschichtet — als Unterlage für das Brautbett! Daneben standen 3 Fässer, eines mit Weizen, eines mit Gerste und eines mit Hafer: eine Anspielung auf den Ueberfluß in der künftigen Ehe.

Mittlerweile ist es Abend geworden und der Hochzeitszug setzt sich vom Hause des Bräutigams aus in Bewegung, die Braut abzuholen. Zunächst schwingt sich der Pop in den Sattel eines geschmückten Pferdes, dann der Bräutigam, zuletzt die Gäste. So reiten sie nach dem Hause des Bojaren Feodor Schisin, wo sie vom Hausherrn feierlich empfangen und in das Speisezimmer geführt werden, wo sie sich zu einer Tafel setzen, auf der nur 3 Gerichte zu sehen sind. Alekſej hat jedoch einige Schwierigkeit seinen Platz einzunehmen, denn auf diesem sitzt bereits ein kleiner Bengel, der ihn nur gegen Entgelt räumen will. Der Bräutigam muß also erst aushandeln, zahlen und dann überläßt ihm der Junge (vermutlich sein Schwager) den Platz.

Jetzt wird die Braut hereingebracht, zwar in prächtiger Kleidung, aber tief verschleiert. Sie setzt sich neben Alekſej, allein diesem glückt es dennoch nicht von ihrem Aussehen etwas wahrzunehmen, weil zwei andere Burschen sofort eine rote Zeugwand zwischen beiden errichten und festhalten. Das macht den Bräutigam noch besorgter bezüglich des Aussehens seiner Frau. Aber was kann er da machen? Zwar hat die eine Swacha nunmehr den Schleier gelüftet und die Gäste, welche die Braut sehen können, brechen in Rufe des Entzückens über ihre Schönheit aus, aber das könnte auch nur Pflicht der Höflichkeit sein!

Die beiden Swachas kämmen nun die Braut bei Tische (!), flechten ihr Haar in zwei Zöpfe und setzen ihr die Brautkrone auf das Haupt. Diese ist aus Goldblech und Seide mit 6 langen bis an die Brüste hängenden Perlenschnüren auf jeder Seite. Der Braut langes Oberkleid ist, ebenso wie die 3 Finger breite steife Halskette und die 3 Ellen weiten Aermeln, mit Perlen besetzt. Nach Art der Yankees wird auch den Gästen zugewispelt, daß das Brautkleid 3000 Mark gekostet habe.

Jetzt wird auch der Bräutigam von der Swacha bei Tisch gekämmt, während welcher Zeit die weiblichen Gäste auf Bänke steigen und — zweideutige Anspielungen in Versen singen! Dann treten zwei Jünglinge ein, welche ein mit Pelzwerk behangenes Brett mit einem ungeheuren Laib Käs und Broten tragen und es vor dem Popen hinstellen, der die Speisen segnet, worauf sie zur Kirche getragen werden.

Digitized by Google

Jetzt kommt ein großes Silbergefäß auf den Tisch, gefüllt mit viereckigen Stücken Atlas, Seidenzeug, Silberblech, Gerste, Hafer und Hopfen, bunt durcheinander gemengt. Die eine Swacha verschleiert wieder die Braut, während die andere aus dem Silbergefäß den Inhalt herausnimmt und über die Anwesenden verstreut, die sich davon zum Andenken nehmen können, was ihnen behagt. Die anderen Gäste aber singen einen lustigen, derben Gesang. Die Schwiegereltern wechseln nun die Trauringe, während die beiden Swachas Schlitten, Wagen und Pferde vorfahren lassen. Zunächst setzt sich die eine Swacha mit der Braut in einen Schlitten, dessen Pferde mit Fuchsschwänzen behängt sind. Dann kommen die Schlitten des Bräutigams und der anderen Gäste. Der Pop reitet auf einem Pferd zwischen 2 Dienern, die ihn zu beiden Seiten halten müssen, daß er nicht aus dem Sattel fällt, denn er hat die Zwischenzeit dazu benützt, sich mit dem köstlichen Schnaps des Vaters Schisin einen großen Rausch anzutrinken, was aber der Ehrfurcht vor seinem Kleid keinen Abbruch tut, weil alle Gäste wissen, daß sie es bald ebenso machen werden. Die Weiber folgen im Wagen.

In der Kirche führt ein mit rotem Seidenzeug belegter Weg zu der durch einen bunten persischen Teppich gekennzeichneten Trauungsstelle. Hier stellt man, bewahrt durch die Diener, den Popen auf, der sich weigert, die Trauung vorzunehmen, bevor er nicht seine Geschenke erhalten hat. Er begnügt sich aber in seiner Bescheidenheit schon mit einer tüchtigen Ladung Pasteten, Piroschkij, Backwerk und dergleichen Leckerbissen.

Nun treten die Brautleute auf den Teppich, während Andere über ihre Häupter die bekannten russischen Heiligen halten, damit sie dem Ehepaar Schutz gewähren. Der Pop aber faßt mit seiner zitternden Rechten die Hand des Bräutigams, mit der Linken jene der Braut und befragt sie dreimal, ob sie sich ehelichen wollen. Auf die beiderseits bejahende Antwort hin stimmt der Pop mit einer Fistelstimme einen „Gesang" an, packt die Hände des Brautpaares fest und stürmt mit ihnen (aber stets durch die Diener bewahrt) dreimal um den Traualtar herum, während die Gäste mitlaufen, daß die Heiligenbilder wackeln. Jene, die keine Heiligenbilder tragen, haben dabei Wachskerzen in der Hand. Alle brüllen die Worte des Popen nach, so daß das Ganze gespenstisch aussieht wie ein Hexensabbat am Blocksberg.

Nach beendetem Rundtanz setzt der Pop Kränze auf die Häupter des Brautpaars und sagt: „Wachset und unterlaßt nicht, euch möglichst zu vermehren." Dafür reicht ihm der alte Schisin abermals einen Weinbecher, den der würdige Pop immer noch zu leeren imstande ist. Den leeren Becher läßt er fallen und die Brautleute beeilen sich, die Scherben klein zu treten, indem sie sagen: „So möge es allen ergehen, die zwischen uns Zwietracht säen wollen!"

Digitized by Google

Jetzt kommen die Glückwünsche der Anwesenden, von denen der weibliche Teil auf das Brautpaar Flachs- und Hanfsamen wirft, wünschend, daß es sich fruchtbar erweisen möge. Die jungen Mädchen tun hierauf, als ob sie damit nicht einverstanden wären und Jungfräulichkeit höher einschätzten, weshalb sie die Braut vor den bösen Absichten des Bräutigams bewahren und von ihm wegreißen wollen. Die Braut aber scheint anderer Ansicht zu sein, denn sie klammert sich an Aleksej an und läßt sich von ihm nicht losreißen. Er bringt sie also glücklich in ihren Schlitten, in dem sie, von 6 Fackelträgern begleitet, fortfährt. Hinter ihr reitet der Bräutigam, dann der Pop und die Uebrigen.

Im Hause des Aleksej findet man die Hochzeitstafel bereit, aber die Braut ist unsichtbar. Denn die Swachas haben sie in das Brautgemach geleitet und dort ausgekleidet. Aleksej hat mittlerweile während des Essens beständig unruhig nach der Türe geblickt, bis er dort eine Swacha erscheinen sieht, die ihm winkt. Er steht nun auf und 8 Fackelträger geleiten ihn zum Brautgemach, wo Ksenija jetzt sich vom Bett erhebt, einen Zobelpelz umwirft und ihm mit tiefen Bücklingen entgegeneilt. Die Fackelträger stecken ihre Fackeln in das Kornfaß, wollen aber erst dann gehen, wenn ihnen der Bräutigam Zobelpelze geschenkt hat, was der Ungeduldige rascheſtens tut und sie hinaus schiebt. Die Swacha aber setzt einen gebratenen Hahn auf den Speisetisch und zieht sich zurück.

Jetzt erst, da sich beide zu Tisch setzen, nimmt Ksenija den Schleier ab und Aleksej kann ihr dick geschminktes Gesicht sehen. Die befürchtete Enttäuschung scheint allerdings nicht eingetreten zu sein, denn Aleksej hat es ungemein eilig, die Zeremonien zu beenden, welche darin bestehen, daß er dem Hahn ein Bein ausreißt und es über seinen Kopf hinwegwirft, während er schnell das andere Bein verschlingt.

Mittlerweile hielt aber ein alter Diener draußen Wacht, und da er ungeduldig wird, ruft er durch die Tür: „Nun, was ist's?" — ohne jedoch Antwort zu erhalten. Nach einer Weile frägt er nochmals: „Was, noch immer nicht?" Endlich läßt sich Aleksej vernehmen. Er spricht die geheimnisvollen Worte: „Gefunden und abgetan!" Diese Botschaft bringt der Diener im vollen Lauf in den Speisesaal zurück, worauf alle Gäste in Jubelgeschrei ausbrechen und die Trompeten schmettern.

Am folgenden Morgen kommen die beiden Swachas in das Brautgemach, führen die jungen Eheleute in die Badstube, wo sie mit Wasser, Milch und Wein abgewaschen werden und Ksenija ihrem Gatten ein Badhemd, dessen Kragen mit Perlen verziert ist, sowie einen neuen Kaftan schenkt.

Die folgenden zwei Tage vergingen für die Gäste in Saus und Braus, denn vom Morgen bis zum Abend und die ganze Nacht hindurch konnten

Digitized by Google

sie essen und namentlich trinken, was ihnen behagte. Anfangs tranken die Männer den seltenen und teuren, weil vornehmen Alicante-Wein, dann aber fanden sie, daß ein so schales Getränke höchstens für Weibsvolk tauge, und hielten sich an den Schnaps, die volkstümliche Wodka. Kam einer zu sich, so aß er (statt eines sauren Herings, der damals unbekannt gewesen zu sein scheint) saure Gurgen, Salat mit kaltem Hammelfleisch, Pfeffer, Essig, namentlich aber Knoblauch, und begann aufs neue zu saufen. Nüchterne gab es allerdings auch; das waren aber solche junge Leute, die die Liebe dem Schnaps vorzogen. Denn die Russin rächte sich für die Eingesperrtheit, in der sie ihr eifersüchtiger Gatte beständig hielt dadurch, daß sie die Gelegenheit von solchen Hochzeiten benützte, um ihrem Gatten Hörner aufzusetzen. Jene nüchtern gebliebenen jungen Leute hatten es somit leicht, die ihnen gefallende Frau heimzubegleiten. Dann mußten sie aber trachten, auch wieder rechtzeitig zurück zu sein, bevor der Gatte aus dem Rausche erwachte. Denn fand er dann seine schönere und nüchternere Hälfte abwesend, so erriet er leicht, weshalb sie verschwunden war, und dann ging es ihr schlecht: zuerst walkte er sie mit dem Knut tüchtig durch, dann ließ er sie in ein Kloster sperren!

Man sieht, die Russen waren auch schon im 17. Jahrhundert ein sehr achtbares Kulturvolk, würdig, mit den anderen „Kulturvölkern" von Frankreich und England, wo gleiche Sittenlosigkeit herrschte, Hand in Hand zu gehen.

Gedichte

Von Hans Aburi

Juni

Beim Kirschenkauf, zur Junizeit
War jeder Tag vergänglich neu,
Duft von Akazien strömte breit,
Und von den Wiesen kam das Heu.

Die Pappeln waren wie ein Gruß
Schlank in die blaue Luft gestellt,
Und aus der Ferne zog der Fluß
Ein Band von Kühle durch die Welt.

Sein Wasser rauschte übers Wehr,
Kirchdorf und Brücke stiegen tief
In seinen Spiegel, während er
In grüne Einsamkeit verlief.

Digitized by Google

Klosterbrunnen

Deine Ruhe, deine Lieder
Kommen plötzlich über mich,
Mahnend, und ich kenne dich
An den klaren Fluten wieder.
Ach vergib mir, daß ich lang
Dich vergessen, mich dem Leben
Voller Unlust hingegeben,
Statt zu horchen deinen Sang,
Daß nicht ewig mein Gefühl
Deinem Rauschen stillgeschwiegen,
Während deine Wasser kühl,
Unberührt herniederstiegen.

Womit vergleich ich meine Häßlichkeit?
Wohl einer Raupe um die Maienzeit.

Die geht in lauter Blütenduft und Glück,
Läßt Abscheu und Verwüstung nur zurück.

Kein spielend Kind erfreute sich an ihr
Und spräche kosend: liebes, gutes Tier.

Die Raupe wird einmal ein Schmetterling,
Ich bin ein Mensch und bleibe stets gering.

Turm-Einsamkeit

Was lieb ich Anderes als freie Luft, daß meine Seele nicht erstickt,
Und einen Turm, der still und hoch weit in die Länder blickt?
Man kaufe meinen Leib und meinen Arm, wenn man mein Herz nur nicht bedrückt!
Der Abgrund macht mich selig und beglückt, den niemand überbrückt.

Es ist ein Gewirr von Linien überall im Land,
Ueber Hügel gebogene Güter, mit Wegen wechselt Saatenstand,
Dahinter liegen und schweigen die Berge, der geheimnisvolle Rand,
Für den ich keine andre Sprache als Weinen fand.

Ich wollte, ich wüßte Worte, und wüßte, für wen sie sind!
Die müßten von Leiden und Lüsten rauschend klingen oder manchmal so lind,
Als schaute mich aus klaren Augen an und lauschte mir ein Kind. —
Nun liegen verlorene Lieder über Dörfern, über Gärten und Wegen im Wind.

Digitized by Google

Bald wird alles anders sein.
Trinkt beim letzten Schimmer
Diesen spiegelhellen Wein!
Morgen packt uns Sterbenspein
Und verläßt uns nimmer.

Was von heute lebt und schafft,
Ist schon wie verloren,
Morgen wird es fortgerafft,
Und das Lied von toter Kraft
Klingt uns in den Ohren.

Heute übertönts ein Glas,
Das wir leise stoßen,
Glück und Liebe, alles das,
Morgen wirds gemäht wie Gras,
Heute duften Rosen.

Die japanische Gefahr.

Im „Century" warnt der bekannte Schriftsteller Thomas F. Millard vor den japanischen ehrgeizigen Gelüsten, die sehr stark seien, obwohl sie Amerika nicht zu bemerken scheint. Millard erhebt gegen Japan folgende Anklagen: Japan trifft in Hinsicht auf einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten schon jetzt bedeutende Vorbereitungen; der japanische Volksgeist wird von der Regierung systematisch für einen solchen Konflikt vorbereitet und zeigt sich schon jetzt gegen die Vereinigten Staaten äußerst feindlich, inzwischen wird in Amerika eine eifrige japanische Propaganda geführt, die die Amerikaner überzeugen soll, daß sie von Japan nichts zu befürchten haben, und daß deshalb die in Amerika beabsichtigten Rüstungen überflüssig seien. Millard glaubt nicht an die Uneigennützigkeit der Japaner, die ihre Beteiligung an dem gegenwärtigen Krieg damit begründen, daß sie zur Regulierung der europäischen Fragen beitragen wollen. Als Japan gegen Rußland in den Krieg eintrat, erzählte es der Welt, daß es dies nur tue, um die Unabhängigkeit Koreas zu erhalten, um das „offene Tor" in der Mandschurei sicher zu stellen, um China seine territoriale Vollständigkeit und politische Unabhängigkeit zu sichern. Korea ist gegenwärtig von Japan annektiert; das „offene Tor" in der Mandschurei ist fest verschlossen; und was China anbetrifft, so ist Japans einziger Gedanke, dieses Land unter seine Herrschaft zu bekommen. Da den Japanern in Asien aber doch nicht alles nach Wunsch gelang, werden sie sich unverzüglich gegen Amerika wenden, und das ist der Grund für ihre Anstrengungen, sich die Stellungen, die sie sich in Kalifornien erobert haben, zu erhalten, in Mexiko und in andere amerikanische Gegenden einzudringen. Die Amerikaner leben in der Täuschung, Japan hege für Amerika eine überlieferte Freundschaft, daß

Digitized by Google

die heutigen, gemeinsamen finanziellen — und Handelsbeziehungen stets eine Friedensägide aufrecht erhalten würden und daß Japan für einen Krieg unvorbereitet sei; aber während die Japaner ein Monroegesetz zu ihrem eigenen Gewinn zu proklamieren suchen, machen sie sich daran, gegen Amerika und später gegen Europa vorzugehen.

Von Interesse ist, daß der alarmierende Aufsatz Millards von italienischen Zeitungen, also von der Presse eines durch den Krieg mit Japan verbündeten Landes, ohne Kommentar wiedergegeben wird.

B. Fenigstein

Oesterreichische Kriegsliteratur

Es ist wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß man sich in der Zukunft mehr als bisher in Deutschland mit uns Oesterreichern beschäftigen wird. Wohl sind unsere Dichter und Musiker immer auch in Deutschland geschätzt worden, aber für das Gesamte unserer Erscheinung hat man bisher noch nicht das genügende Interesse gehabt.

Dieses zu erwecken und zu fördern, ist eine Sammlung kleiner Schriften sehr geeignet, die der österreichische Dichter Hugo von Hofmannsthal begründet hat und die unter dem Titel Österreichische Bibliothek im Leipziger Inselverlage herausgibt. Sie ist in Format und Umfang der Inselbücherei nachgebildet. Jedes Stück kostet kartonniert 60 Pfennige. Bisher sind dreizehn Stücke erschienen, von denen jedes einzelne eine wertvolle Gabe darstellt. Sie sind so ausgewählt, daß verschiedene Seiten des österreichischen Wesens zum Ausdruck kommen. Es soll in ihnen der österreichische Geist erkennbar werden, wie er in der Literatur oder in der Geschichte erscheint. Die Sammlung beginnt mit einer Auswahl aus Grillparzer: Grillparzers politisches Vermächtnis, zusammengestellt vom Herausgeber. Der reichsdeutsche Leser, der im Durchschnitt Grillparzer bestenfalls als Dramatiker kennt, kann ihn hier von einer neuen Seite sehen. Er wird durch die Lektüre der Schrift so viel neues über Grillparzer und über das Oesterreich seiner Zeit erfahren, daß es ihn locken wird, auch zu Grillparzers prosaischen so inhaltsreichen Schriften zu greifen. Heldentaten der Deutschmeister von Max Well, Custoza und Lissa von Heinrich Friedjung, dem Meister der beschreibenden Geschichte, Bismarck und Oesterreich von Franz Zweybrück*), Audienzen bei Kaiser Josef von Felix Braun, 1809 von Otto Zoff, Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, der „Landsknecht" von Helene Bettelheim-Gabillon, Radetzky von Ernst Molden sind alle geschichtlichen Inhalts und werfen gute Streiflichter auf bedeutsame Erscheinungen in der Geschichte Oesterreichs. Abraham a Sancta Clara, eine Auswahl von Richard Kralik bringt uns eine der originellsten Gestalten Oesterreichs näher. Eine dem tschechischen Volke angehörige, weltbedeutende Persönlichkeit schildert in einer Auswahl aus seinen Schriften Friedrich Eckstein: Comenius und die böhmischen Brüder. Als Oesterreicher betrachten wir auch Beethoven, dem Felix Braun ein Stück widmet: „Beethoven im Gespräch." Unmittelbar aus der Zeit stammen „Auf der Südostbastion unseres Reiches" von Robert Michel, der schon lange vor dem Krieg im Garnisonsdienst

*) S. auch dessen eben erschienene wertvolle Oesterreichische Essays (Berlin, Gebr. Paetel).

Digitized by Google

südslavisches Leben kennen gelernt und in frischen Büchern geschildert hat, und Oesterreichische Gedichte 1914/15 von Anton Wildgans, der heute wohl einer der kraftvollsten Lyriker nicht nur Oesterreichs, sondern Gesamtdeutschlands ist.

Eine zweite Oesterreichische Sammlung sind die Flugschriften für Oesterreich-Ungarns Erwachen (Warnsdorf, Strache, das Heft 1 Krone). Bisher sind zwölf Hefte von recht ungleichem Werte erschienen. Hervorzuheben sind die Lehren des Krieges von F. Freih. von Wieser, Die Versorgung der Kriegsinvaliden und ihrer Hinterbliebenen von Gustav Marchet, Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland von Josef Szterenyi und Oesterreich-Ungarns Bestimmung von Oswald Redlich.

In beiden Sammlungen kommen ausschließlich Männer aus Oesterreich und Ungarn zu Worte.

E. Pernerstorfer

Zwei Vergangenheitsromane aus Prag.*)

Zwei wertvolle Bücher hat uns dieses Jahr gebracht, die beide von der Zeit des zweiten Rudolf von Habsburg reden, beide Magie und Sternenkunde in sich tragen und beide sich im Umkreise von Prag bewegen. Diese Bücher stützen und verwirklichen einander, so wie zwei verschiedene Porträts von Personen es für uns zu tun pflegen, so daß, was vielleicht anfangs nur ein gemaltes Bild schien, nun Rundung und Sprache gewinnt und vor uns lebt. Zwei Personen sind es, die sich hier so für uns wiederholen: Tycho Brahe, der Astronom und der Kaiser Rudolf II. In Auguste Hauschners Roman ist der Kaiser die sichtbarste Gestalt, um die sich alle anderen, obgleich deutlich eigenwesig und verschieden, umherreihen. In dem kleinen Büchlein, das fürs Feld bestimmt, gedrängtestes Geschehen bringt, herrscht, phantastisch und grauenhaft, der zerstörte Geist des alternden Herrschers, der in zwei Welten zugleich Macht sucht, auf Erden den Purpur und den Brandrauch seiner Opfer, im Himmel Gnade, mystische Erkenntnisse und zwischen beiden die Wollust seelischen und leiblichen Liebesgenusses, die dem Greise an der Brust eines jungen schönen Judenkindes neue Jugend verspricht. Tycho Brahe ist hier eine Nebengestalt. Er, der Hofastrologe bildet die Mittelperson zu dem unbedenklicheren Magier Cysatus, der dem Kaiser in einer, von schwüler Mystik durchzuckten Stunde, die Wachsgestalt seines verhaßten Bruders Mathias mit mörderischer Nadel durchbohrt und dem vor Machtgier zitternden Rudolf somit Befreiung von seinem Nebenbuhler und Feind verkündet. Wie mit den Sprüngen einer gefährlichen schrecklichen und weichen Tigerkatze gelangt der Roman vorwärts. Sonderbare Gewitterstimmung herrscht, fahle Blitze sprühen auf, bis zuletzt im Grollen und Murren der Erde und der Kreatur der Tag des kraftlos entzündeten Herrschers zu Ende geht. „Böhmens Sonne ist im Niedergang, am Horizont erheben sich die Schatten großer Finsternisse: es dämmert des dreißig Jahre langen Krieges grause blutigrote Nacht."

Nicht oft mag diese Vornacht der Schrecknisse einen Farbenkünstler finden, wie es Auguste Hauschner ist.

*) Auguste Hauschner: „Der Tod des Löwen". Verlag Egon Fleischel & Co. „Die Feldbücher". Berlin.

Max Brod: „Tycho Brahes Weg zu Gott". Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

Digitized by Google

Max Brods Buch ist gelassenerer. Klar und direkt setzt er das Knochengerüst seines Romans aufs Papier. Geschehnisse werden schlicht berichtet und nur auf die Seelenzustände und Seelenwandlungen seiner beiden Helden verwendet er die schöne nachspürende Kraft seiner Kunst. Tycho Brahe und Keppler sind es, die hier gegen einander spielen. Kaiser Rudolf ist nur eine Episode. Die Figur Tychos ist unbeschreiblich wahrscheinlich. Dieser Mann, der sein Lebtag versucht hat, dem Gott in seinem Busen und zugleich Frau Welt zu dienen, der zwischen Angst um Ehren und der Angst um seine Seele hin- und hergeworfen wird, begegnet dem reinen, ruhigen Keppler, der in seiner Sternenwissenschaft auf seinen Zahlen wie in keimloser stürmeloser Atmosphäre schwimmt, ohne Zwecke, nur dem Ziele des rechnerischen Erkennens nachziehend. Ein Mensch, den man verehren muß, dessen bedürfnislose Abgeschlossenheit aber gar keine Liebe erweckt. Der vollblütige, von allen Leidenschaften hin und her gezerrte Tycho aber wird uns lieb. Und wenn der Kampf des Geistigen und Edeln mit dem Derbstofflichen in ihm zuletzt zu mystisch grenzenloser Hingabe sich entscheidet, wenn er sich selbst vernichtet, um dem jungen geliebten und beneideten Rivalen Platz zu machen, dann haben wir das Gefühl, einen Freund auf langem irrtumsreichen Wege begleitet zu haben und ihn nun am Ziele zu wissen. Max Brod hat mit diesem Roman einen wirklichen Schöpfungsakt vollzogen. Mag er hier und da mit der Historie, wie sie in Büchern steht, frei umgesprungen sein, im Menschenherzen hat er gewissenhaft gelesen und uns seine ewig gleiche Schrift entziffert.

Anselma Heine

Ein wackerer Gelehrter

Herr F. W. Förster, der beim Anheben des neuen Windes an die Universität München berufen wurde, hat sehr häufig das Bedürfnis, Aufsehen zu erregen.

Das gelingt ihm auch durch taktloses Geschwätz, das er bei ausländischen Zeitungen anbringt. Er macht sich sogar interessant vor einem Publikum, das begierig nach Dissonanzen hinhorcht, und das einen mit Fremdwörtern unterspickten Gallimathias schon deshalb für eine gelehrte Abhandlung hält, weil es den Herrn Förster nicht kennt.

Die neueste Leistung dieser Zierde der Münchner Universität ist folgende:

Er schreibt in der Schweizer „Friedenswarte" einiges über die kurzsichtige Nationalpolitik Bismarcks; schreibt, daß das neue deutsche Reich ganz dem heidnischen Geiste entsprungen sei, ein Gegensatz zum heiligen römischen Reiche deutscher Nation, heißt Bismarck den konsequenten Praktiker des nationalegoistischen Individualismus, der unaufhaltsam zu einer Katastrophe treiben mußte u. s. w. Dieser Bockmist wird als das Ergebnis tiefsinniger professoraler Forschung in der Schweiz achtungsvoll entgegengenommen und bildet einen Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges.

Ist es denn niemanden möglich, dem Schwätzer einigen Takt beizubringen?

Ludwig Thoma

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Der blutige Juni

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Heumond 1916 ist der blutigste Monat des Weltkriegs und der Weltgeschichte. Die Bedrohung der französischen Front in Verdun und der italienischen Front in Tirol hat die Entente zu ihrer stärksten konzentrischen Riesenanstrengung getrieben. Die russische Armee, durch japanische und amerikanische Artillerie wieder leistungsfähiger geworden, wirft ihre schier unerschöpflichen Menschenmassen gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland und es gelingt ihr unter den blutigsten Opfern, die österreichische Front an einzelnen Stellen, nicht ohne sehr empfindliche Opfer unserer Verbündeten, zurückzudrängen. Ein Durchbruch ist nicht gelungen und nicht wahrscheinlich. Die deutsche Ostfront hält sich stark und scheint zur Entlastungsoffensive übergegangen zu sein. Da Rußland alle Kräfte in Wolhynien und der Bukowina einsetzt, so empfindet die Türkei die Entlastung des Drucks und macht in Armenien Fortschritte. In Tirol erweist sich der Erfolg des österreichischen Vorstoßes in der Richtung auf die Po-Ebene immer größer und die Gefahr einer Bedrohung der Isonzofront im Rücken ist noch nicht von den Italienern genommen. In Verdun tobt eine einzige Schlacht seit vier Monaten. Langsam gewinnen die todesmutigen deutschen Armeen an Boden, die Verluste beider Teile, der tapferen Angreifer und der tapferen Verteidiger, sind groß. Die deutschen Truppen machen gleichzeitig in der Champagne und bis Ypern Vorstöße, wohl hauptsächlich um den Feind zu fesseln. Im nördlichen Teil der Westfront scheint eine englische Offensive einzusetzen.

Eine Seeschlacht größten Stils hat in der Nordsee stattgefunden. Wenn in einer Seeschlacht, zu welcher England seine ganze Hochseeflotte konzentriert hat, England nicht siegt, so ist dies ein gewaltiger Erfolg der schwächeren deutschen Flotte.

Digitized by Google

Die Ernte steht in hohen dichten Aehren. Aber noch größer ist die Todesernte des Kriegs in Europa.

Venit Mars atrociter!

Die Schuld an dem Juniblut trägt nicht Deutschland, sondern England und Frankreich. Deutschland war, wie sein leitender Staatsmann deutlich und offen erklärt hat, zum Frieden und zu Verhandlungen bereit.

Diese geschichtliche Tatsache muß dem Bewußtsein der kriegführenden und neutralen Länder eingehämmert werden. Alle die kostbaren Menschenleben, die in diesem blutigen Monat und zuvor auf dem Festland und in den Wogen untergingen, kommen auf das Schuldkonto der Entente. Herr Grey machte in seiner Unterhausrede das belastende Geständnis: Frankreich habe als das meistengagierte Land der Entente „allein das Recht, vom Frieden zu reden." Diese wichtige Stelle ist in Frankreich von der Zensur offiziell unterdrückt worden. Hier steht zwischen den Zeilen eine Entschuldigung und eine Aufforderung. Man erkennt, England will sich nicht durch Einlenken dem Vorwurf der Franzosen aussetzen, daß sie im Stich gelassen worden seien und darum der Krieg nicht glücklicher für die Entente verlaufen sei. Deshalb wahrt England Frankreich, Priorität und schiebt Frankreich durch dieses öffentlich gesprochene Wort die Hauptverantwortung für die abgelehnten Friedensverhandlungen zu.

Freilich muß auch Grey wissen, daß der Gemütszustand der Franzosen, den sie „Mentalität" nennen, völlig aus dem Gleichgewicht ist, sodaß sie ungeeignete Führer auf dem Weg zur Vernunft sind. Der französische Haß ist nach Augen- und Ohrenzeugen kleiner geworden, aber immer noch unheimlich groß. Er findet seinen Nährboden im Temperament, in der Vaterlandssorge und in der offiziellen Züchtung. Die „Staatslenker", die ihn großgefüttert haben, und durch ihre Zensur mästeten, sind selbst von ihm unterjocht. Sie können nicht aus dem Geleise, ob sie schon sehen, daß es ein totes Geleise ist.

Digitized by Google

Bei diesem schweren Verhängnis, das zur guten Hälfte Schuld ist, kann sich England nicht von der Mitschuld an dem Weiterschlachten befreien durch den „Vortritt", den es Frankreich im Innehalten lassen wollte.

Zu dem schweren Schicksal, das den Lord Kitchener, diesen großen und gefährlichen europäischen Scharfmacher und Führer des Landheers, in das Wellengrab gezogen hat, ist ein fast tragikomisches Gegenstück, die parlamentarische Versenkung des Signor Salandra, der von denen in die Tiefe gezogen wurde, von denen er herausgelockt worden ist. Auch wenn er sich an irgend einem Schwimmgürtel noch über Wasser halten sollte, ist er so schiffbrüchig, wie sein Ministerium, seine Politik und sein Königreich.

Wenn der Juni 1916 zu Ende geht und das zweite Kriegsjahr sich jährt, dann wird man sehen, daß die Entente auch mit ihrer stärksten Kraftanstrengung nicht durchreichte und daß mehr Ministerien brüchig sind als nur das italienische.

Bethmann Hollweg, offener, kraftvoller und humaner als seine Gegenspieler, hat im Reichstag und im deutschen Volk eine starke Mehrheit hinter sich. Das hat der Juni 1916 gezeigt.

Die auswärtigen Wechselkurse im Kriege

Von Julius Luebeck, München

Wohl von niemand wird bestritten, daß die ungünstige Gestaltung der auswärtigen Wechselkurse in den kriegführenden Ländern und in Deutschland gegenüber neutralen Ländern eine der unerfreulichsten Begleiterscheinungen des Weltkrieges ist. Allein die Meinungen gehen auseinander, ob die ungünstigen ausländischen Wechselkurse in Deutschland ein bloßer Schönheitsfehler sind, hervorgerufen durch die Veränderungen und Erschwerungen des internationalen Zahlungsausgleichs oder ob diese Gestaltung der Wechselkurse nicht vielmehr in engem Zusammenhang mit dem inneren Werte unserer Währung und mit der Stärke unserer finanziellen Lage steht.

Diese für die volkswirtschaftliche Wissenschaft und Praxis überaus wichtige Frage der auswärtigen Wechselkurse im Kriege hat

Digitized by Google

Dr. Siegfried Buff, Bankier und Dozent an der Handelsschule München, in einem sehr interessanten Vortrag der Münchener Volkswirtschaftlichen Gesellschaft eingehend untersucht. In sehr ausführlichen Darlegungen gab Buff vor allem einen Einblick in die Ursachen, welche eine so gewaltige und früher nicht geahnte Verschiebung der Wechselkurse hervorriefen, um von hier aus die Wirkungen, welche eine ungünstige Valuta auf In- und Ausland ausübt, sowie die Maßnahmen zu betrachten, die getroffen wurden, um einer weiteren Verschlechterung der Wechselkurse zu begegnen. Hält man sich zunächst vor Augen, daß der Wechselkurs das Barometer für die Zahlungsbilanz eines Landes ist, so folgt denn, daß alle Momente, welche die Zahlungsbilanz beeinflussen, ihren Ausdruck in den jeweiligen Wechselkursen finden. Allerdings können diese Kurse vorübergehend durch künstliche, d. h. spekulative Manöver beeinflußt werden, wenn sie jedoch wie jetzt bei allen kriegführenden Staaten eine für diese so ungünstige Veränderung aufweisen, so müssen wohl tiefere Ursachen maßgebend sein.

Diese Ursachen sind vornehmlich in den Veränderungen der einzelnen Posten der Zahlungsbilanz zu suchen. Den Hauptposten bildet hier die Waren-Ein- bezw. -Ausfuhr. Es ist einleuchtend, daß bei uns die Außenhandels-Ziffern des Friedens seit Kriegsausbruch auch nicht annähernd erreicht werden konnten und zwar einerseits deshalb nicht, weil wir uns mit unseren besten Kunden wie England, Rußland und Frankreich im Kriege befinden, andererseits weil die englische Blockade die Ein- und Ausfuhr von den und an die neutralen Länder, besonders Amerika, wenn auch nicht ganz unmöglich macht, so doch außerordentlich erschwert. Trotzdem haben wir seit Kriegsausbruch manches vom Ausland erhalten und ansehnliche Beträge vor allem an unsere Bundesgenossen geliefert. Was ist nun seitens der kriegführenden Staaten geschehen, um die unerwünschten Wirkungen ihrer Handelsbilanz zu beseitigen? Bei dem derzeitigen Stande der Verpflichtungen seitens kriegführender Staaten kann mit dem Nächstliegenden, der Tilgung des Passivsaldos durch Goldzahlung nicht geholfen werden, daher mußte zunächst ein Posten herhalten, der im Frieden dazu beigetragen hat, die Zahlungsbilanz wohlhabender Länder immer günstiger zu gestalten, nämlich der Besitz von Auslandseffekten. Die ganze oder auch teilweise Abstoßung des Effektenbesitzes zur Regulierung der Handelsbilanz äußert aber wiederum ihre ungünstigen Wirkungen auf die Struktur der Zahlungsbilanz. Denn die Eingänge an Zinsen oder Dividenden jener in das frühere Schuldnerland zurückfließenden Effekten gehen dem Gläubigerland ein für allemal verloren. Indes es sind ja in den bisherigen Gläubigerländern Deutschland, England und Frankreich noch große realisierbare Auslandseffekten-Bestände vorhanden, deren Veräußerung unzweifelhaft den

Digitized by Google

Stand der Wechselkurse der betreffenden Länder günstig beeinflussen würde. Die Abstoßung derselben bis heute hat jedenfalls auch nicht annähernd ausgereicht, das Disagio der Wechselkurse bei den kriegführenden Ländern gegenüber dem neutralen Auslande zu beseitigen, weshalb ja auch England und Frankreich in Amerika, um ihre Schulden zu tilgen, im Herbst vorigen Jahres große Anleihen machen mußten. Ferner sind noch einige weitere Posten der Zahlungsbilanz zu berücksichtigen, die im Kriege eine bedeutende Veränderung erfahren haben und daher auch, wenigstens indirekt, die Valuta dieser Länder beeinflussen müssen: so die Einnahmen aus dem Reiseverkehr und die Geldsendungen der Ausgewanderten ans Mutterland. Ein anderer wichtiger Posten der Zahlungsbilanz beruht auf den Einnahmen aus dem Seetransportgeschäft. Die deutsche Handelsflotte von über 5 Millionen Bruttoregistertonnen, seit Kriegsausbruch teils in feindlichen und neutralen, teils in heimischen Häfen zurückgehalten, ist somit zur Zeit beinahe ausgeschaltet. Endlich hat noch ein Posten der Zahlungsbilanz im Kriege bedeutende Veränderungen erfahren, nämlich der, den man unter dem Namen: Transithandel und internationaler Zwischenhandel zusammenfaßt. Der Zwischenhandel bildet für neutrale Länder, obenan Holland, aber auch für die skandinavischen Staaten zur Zeit eine Haupteinnahmequelle, die ihre günstige Rückwirkung auf die Zahlungsbilanz dieser Länder und weiter auf deren Valuta unbedingt ausüben muß. Zu dem Posten: internationaler Zwischenhandel gehören auch die Gewinne, die aus dem internationalen Versicherungsgeschäft und aus dem internationalen Waren- und Effektenbörsenverkehr in ihren mannigfachen Spielarten resultieren. Diese entgehen den kriegführenden Staaten und besonders England infolge des Zerschneidens der Fäden, die die antirealen Geldmärkte und Börsen miteinander verbanden und diesen vor dem Kriege einen internationalen Charakter verliehen.

Allein nicht nur auf die ungünstige Gestaltung der Zahlungsbilanz, sondern auch auf die Vermehrung des Notenumlaufs bei sämtlichen kriegführenden Ländern ist die Verschlechterung der Wechselkurse zurückzuführen. Der Notenumlauf in Deutschland hat sich seit Beginn des Krieges unter Berücksichtigung der Reichskassen und Darlehenskassenscheine ungefähr vervierfacht, wobei allerdings noch zu berücksichtigen ist, daß wir auch die okkupierten Gebiete mit Noten zu versorgen haben; die gleiche Entwicklung in Oesterreich-Ungarn, in Frankreich, Rußland und England. Schließlich erfolgte auch eine Verschlechterung der Valuta der kriegführenden Staaten infolge von Panikerscheinungen, Krisen, insbesondere bei Kriegsausbruch, d. i. psychologischer und technischer Ursachen. So brachten in der ersten Zeit des Krieges verschiedene ängstliche Gemüter Teile ihres Vermögens ins neutrale Ausland, bezw. sie verwandelten das Vermögen in neutrale

Digitized by Google

Werte, was ebenfalls auf die Valuta des Mutterlandes ungünstig wirken mußte.

Welche Wirkungen üben nun ungünstige auswärtige Wechselkurse auf das Inland? Jeder einzelne von uns erfährt heute diese Wirkungen tagtäglich an sich selbst. Die Wirkungen einer verschlechterten Valuta äußern sich zunächst in einer Preissteigerung der vom Ausland importierten Waren. Dazu kommen noch die enormen Schiffahrtsfrachten, besonders auf die Ueberseeprodukte. Daher ist es nur allzu begreiflich, daß die Importe auf das nötigste Maß beschränkt wurden, was jetzt im Zusammenhang mit der neuen Devisenordnung erreicht wurde. Die Hauptursache der allgemeinen Preissteigerung liegt aber in der zunehmenden Aufzehrung der Gütervorräte des Inlands. Die Erschwerung des Imports hat aber auch unserer Industrie eine Fülle von Anregungen gegeben, uns durch Herstellung von Ersatzstoffen vom ausländischen Rohstoffbezug unabhängiger zu machen.

Unter den in Deutschland getroffenen Maßnahmen für die Hebung des Standes und die Entwicklung der „Mark" im Auslande dürfte das Verbot der Einfuhr entbehrlicher Gegenstände (vom 25. II. 1916) erfolgreicher als die Devisenverordnung sein. Dadurch wird die Verschlechterung der Zahlungsbilanz durch zu großen Import, dem ein entsprechender Export nicht gegenübersteht, und damit auch die Verschlechterung unserer Wechselkurse, wenn auch keineswegs beseitigt, so doch etwas gemildert. Was aber bleibt das Ergebnis der Betrachtung der Ursachen und Wirkungen der Valutaentwertung? Diese Erscheinung ist keineswegs ein bloßer Schönheitsfehler, um den wir uns nicht zu kümmern brauchen, vielmehr wird die Lösung des Problems, je länger der Krieg dauert, immer schwieriger. Schon aus diesem Grunde ist zu wünschen, daß die eigentliche Ursache der Verschlechterung der Valuta: der Krieg baldmöglichst zu Ende gehe.

Der gefangene Ibsen

Von Karl Loewenberg

Hermann Bang, der Melancholiker, Schauspieler und Dichter, spielte einst den Oswald in den Gespenstern. Die Nordischen da oben waren Gesellschaftsmenschen mit blaßgeaderten Seelen, die nach jedem Geräusch wie nach Uebergenuß zusammenschraken. Schwüle war um sie. Biegen und Gebogensein von Körpern. Ihre Schreie ähnelten

Digitized by Google

mehr den Schreien der Männer im feurigen Ofen. Und es kam da ein Schminkgeruch von der Bühne. Ein Geruch wie die Seidentücher großer Hetären. Sinnlich, bis in den Magen und in die Fußspitzen steigend.

Frau Alving war schlank. Eine Art vielgeliebthabende Dame, die in sich die Mutter entdeckt. Wie eine Mutter kämpft. (Schreie wie in der Frauenklinik.)

Regine — o, das war eine kleine große Kokette. (Jubeljung. Ich traf sie später in Berlin.)

Oswald — Hermann Bang. Mir klingt noch in den Ohren: „Weißt Du Mutter, daß alles, was ich malte, sich um die Lebensfreudigkeit drehte?" Er spielte so, daß am Schluß die Mitspielenden ihm den Stuhl zuschoben, weil sie dachten, er bräche wahrhaft zusammen. Dann traf ich ihn nach dem Abend und er solle mir offenbaren, weshalb er den Oswald so innerlichst habe spielen können: „Das kommt daher, weil wir Modernen übersättigt sind von Kultur. Von dem Fluch der ererbten Ueberkultur. So sehnen wir uns wie auf Seide gebettete Tiger nach Freiheit, nach Lebensfreude. Doch wir sind zu schwach im Kampf gegen sie. So darf man Ibsen nicht brutal spielen wie Shakespeare. Es gehört Körpersprache zu ihm. Ein neuer Stil. Er ist der wahre Dramatiker. Aber kein Ewigkeitsdramatiker, weil er auf unsere augenblickliche Seele rechnet. (Die Griechen, Shakespeareengländer, Goetheaner hätten ihn nicht verstanden.)"

. . . Die Gefangenen haben im Lager ein Theater, auf dem sie Vaudevilles spielen. Heute spielen die Flamen etwas anderes: Ibsen: Spoken. (Gespenster.) Ich bin neugierig darauf.

Das Theater ist nicht sehr besetzt. Ein kahler Raum. Vor dem Fenster dunkle Säcke. Vor der Bühne ein roter Vorhang. Auf Holzbänken sitzen die Gefangenen. Neben mir ein Franzose. Kurz vor dem Krieg war er auf der Hochzeitsreise. Er zeigt mir das Bild seiner Braut aus Ostende. (Einst Seebad mit Parfüm und Spitzenklöpplerinnen.)

Digitized by Google

Ich erhalte ein Programm mit Beschreibung. Der Ibsenkopf darauf sieht aus wie ein bebrillter Löwe mit Borstenhaaren.

Das Orchester beginnt zu spielen. Ich bin neugierig. Wie wird Oswald sein? Frau Alving (von einem Mann dargestellt)! Regine.

Da — der Vorhang geht auf.

Eine Stube mit Möbeln und Vorhängen. Wie — ein Mädchen dort? Sie ist nur etwas herb. Etwas steif, die flämische Sprache klingt seltsam. Rauh.

Und dann Pastor Manders. Er hat einen langen Gehrock. Schwarze Handschuhe. Ist gelehrtenhaft eckig.

Und Frau Alving. Ein Kindergesicht. Dunkel gekleidet. Seltsam weich in den Bewegungen. Ihre Stimme oft etwas tief. Doch das merkt man bald nicht mehr. Man ist gebannt. Oswald kommt. Er ist etwas zu dick (zu familiär). Aber er ist so. Man glaubt ihm. Die Gläser im Nebenraum klirren. Ein Schrecken durch die Zuschauer.

Der Brand. Wahrlich, rotes Licht. Die Gestalten stehen groß und breit da. Ungekünstelt. Ohne Körperausdruck. Sie beginnen einander zu hetzen. Frau Alving und Oswald allein. Frau Alving hat Stellungen, in denen sie weiblichweich ist. Fast verführend mit dem Kindergesicht. Oswalds Schreie sind überlaut. Aber sie treffen. Frau Alvings Rufe: „Oswald — Oswald" — als er ihren Liebesdienst will — machen mich schaudern. Das ist, als wenn ein gefangenes Muttertier nach ihrem Jungen ruft.

Die Lebensfreude — durch das kleine Fenster sieht man sonnenbeschienene Berge: Frau Alving stürzt sich über ihn: „Die Sonne — die Sonne —."

Der rote Vorhang schließt zu . . .

Mir war — als hätte ich ein Bauerndrama gesehen. Kein Gesellschaftsspiel mit Seidentüchergeruch. Gestalten durch Krieg gehärtet.

Digitized by Google

Und ich fragte auch diesen Oswald, wieso er habe so natürlich spielen können: „Das kommt daher, weil wir durch das Kriegsleben zu entwöhnt sind der wahren Kultur. Wir sehnen uns nach ihr. Und wir sind Gefangene. Die Künstler leiden alle unter gewisser Gefangenschaft. Gefangenschaft der Seele und Kampf gegen die Umwelt. Deshalb mein Schrei nach Lebensfreude. Ich bin jung — und der Krieg seit Urbeginn der Menschheit liegt über uns wie ein Fluch, der sich auf alle Geschlechter vererbt, sie vernichtet . . ."

Und mir ist, als hätte Hermann Bang neben mir gesessen. Der Melancholiker. Sagtest Du nicht, Ibsen dürfe nicht brutal gespielt werden? (Kampf gegen vererbte Ueberkultur.) Aber, es war auch so gut in dieser Brutalmanier. (So wenig Routine!)

Eine Art neuer Stil. (Stil des Primitiven.)

Man kann auch so wirken. Mit Wahrheit und Gefühl Ibsen spielen . . .

Die Oper eines Gefallenen

(Ein Ruf an die ernsten Bühnenleiter Deutschlands)

Von Oswald Kühn (Stuttgart)

Am Stuttgarter Hoftheater hat im Dezember 1915 die Uraufführung einer lyrischen Oper stattgefunden: „Die Lieder des Euripides." Als Verfasser stand auf dem Theaterzettel der Name Botho Sigwart, der in musikalischen Kreisen vor dem Kriege angefangen hatte, mehr und mehr Beachtung zu finden. Der Name war nicht ganz vollständig: Graf Eulenburg fehlte; ein Sprößling jenes kunstsinnigen Geschlechtes, das auf dem Gebiete der Musik mit Liedern („Rosenlieder") populär geworden ist. Die Oper hatte — eine Folge der schwierigen Verhältnisse für die Bühnen zur Kriegszeit — zur denkbar ungünstigsten Zeit (kurz vor Weihnachten) das Licht der Rampen erblickt, zu einer Zeit, wo man Werke herauszubringen pflegt, die das Kainszeichen des Durchfallens bereits auf der ersten Partiturseite tragen. Aber es kam anders. Wir erlebten eine Ueberraschung (No. 1 in diesem neuen Bühnenfalle): Die Lieder des Euripi-

Digitized by Google

desgefielen! Das spärlich erschienene Publikum wurde von Scene zu Scene aufmerksamer, die kühle Anfangsstimmung ging in immer größere Anteilnahme über und steigerte sich schließlich zu einer Wärme, zu einem freudigen Ton über etwas Schönes und Eindrucksvolles, wie man ihn bei den üblichen rauschenden Premièrenerfolgen leider nur zu selten sonst erklingen hört; verwandte Saiten schwangen mit. Das war mal so ganz etwas anderes: Schon der Text, den Ernst von *Wildenbruch* angeblich als Schauspiel, in Wahrheit aber von Anfang an mit der Absicht der in Musik umzusetzenden Dichtung verfaßt hatte! Vom Siege der Tugenden, von innerer Schönheit und Gehobenheit, echt weiblichem Aufopferungssinn und männlich bewußter Entsagung, von hohen Ideen der Menschheit, deren ursprünglich rauher Sinn durch die Macht der Töne bekehrt wird und sich zu allumfassender Liebe wandelt: all das sang uns diese „Mär aus Althellas", gleich einer Botschaft neuer Hoffnungen für das Menschengeschlecht, inmitten seines unsäglichen Vernichtungskampfes! Und Botho Sigwarts *Musik* entsprach in ihrer reinen Idee den Gedanken Wildenbruchs. Es klang das alles so verschieden von den dramatischen Schöpfungen der mehr oder minder verkappten Nachahmer des genialen Richard Strauß, daß die Leute sich fast verwundert ansahen, als trauten sie ihren Ohren kaum. Eulenburg ist der Gefahr selbst der unbewußten Nachahmung unseres modernen Meisters entronnen. Er gehört in seinem Jugendwerke zu den Primitiven, d. h. zu denen, die aus innerem Drange schaffen, die nicht an der Hand berühmter Lehrmeister die breiten bequemen Straßen der Allerweltstechnik gehen, sondern sich ihren Stil und Ausdruck selber schaffen.

Auf die erste folgte die zweite *Ueberraschung*: Die *Kritik* stimmte mit dem Publikum überein. Aus all den Besprechungen klang bei einigen berechtigten Einwänden wegen noch nicht absoluter künstlerischer Vollkommenheit, ein von dem üblichen abweichender Ton hindurch. „Es handelt sich um eine Musik, nach deren Wiederholung man Verlangen trägt." Auch auf die Loslösung vom Pessimismus oder vom blutrünstigen Verismus im neueren Musikdrama und in der modernen Oper wurde hingewiesen: dies Stück geht wieder mal *gut* aus!

War es nach all dem eine Ueberraschung, daß diese Oper in den Wiederholungen mehr und mehr Anklang fand? Daß in den Aufführungen unter Leitung von Generalmusikdirektor Max von *Schillings* und bei vortrefflicher Besetzung, in der die wahrhaft klassische Idealgestalt der Elpinike-Darstellerin (Rhoda v. Glehn) den Eindruck vertiefte, die freudige Stimmung wuchs und die Leute sich von den „Liedern des Euripides" auf der Straße und im Hause erzählten? Gewiß nicht, denn diese Geschichte und ihre Darstellung hatte sie gepackt, gerührt — erhoben!

Digitized by Google

Nun aber folgt die größte Ueberraschung (d. h. allerdings nur für diejenigen, die die Verhältnisse nicht kennen): trotz dem sich steigernden Erfolge fand sich bisher keine deutsche Bühne, die sich des Werkes angenommen hätte! Wir haben offenbar soviel des Neuen, daß es auf eins mehr oder weniger nicht ankommt? O gewiß, im Jahre bringen die Operntheater bei uns immerhin eine ganze Reihe von „Novitäten" heraus, die jedoch ihr Dasein kaum länger als bis nach der berühmten dritten Aufführung zu fristen imstande sind. Aber gegeben werden sie doch! Da ist ein Komponist, der einmal Glück gehabt hat; er wird immer wieder aufgeführt, sobald er mit einer frischen Partitur unterm Arme ankommt, mögen dazwischen auch alle anderen seiner Werke durchgefallen sein. Oder da ist ein berühmter Dirigent, auch sonst ein einflußreicher Name, die sich für so und so viel Bühnen durchsetzen! Nur muß man zur Stelle sein! Selbst unsere Berufenen und Auserwählten müssen es sein und sind gezwungen, heute ihre Sache selber zu führen, persönlich dafür eintreten zu können! Die Reklame muß das Ihrige weiterhin tun; kein Vernünftiger wird deshalb die Komponisten schelten, wenn sie von Ort zu Ort eilen, um den ersten Aufführungen durch ihre Anwesenheit besonderes Interesse zu geben oder sie auch zu dirigieren. In den Zeitungen ist dann darüber immer wieder zu lesen. (Du mußt es dreimal sagen!) Die illustrierten Blätter bringen die Bilder des Komponisten, der Darsteller u. s. w. Das alles erfordert „unsere Zeit!" Wer nicht mitmacht, wird übersehen, vergessen. Und Botho Sigwart Eulenburg starb im Kampfe fürs Vaterland auf den galizischen Schlachtfeldern, in voller Jugend und reinem Idealismus ging er dahin! Dürfen deshalb aber unsere Bühnen sein idealistisches Werk wirklich übergehen? Nicht etwa, weil der Komponist gefallen ist, sondern weil das Werk es wert ist, aufgeführt zu werden, und weil es den Menschen Freude bringt, wenden wir uns an Stelle des Gebliebenen, dessen Mund stumm geworden, an die breite Oeffentlichkeit; an diejenigen unserer Theaterleiter, denen das Geschäft noch nicht alles geworden ist; denen wir aber versichern können, daß die leicht aufzuführenden „Lieder des Euripides" ihr Publikum finden und demgemäß die Kosten decken werden. Doch nicht von den Kosten soll hier die Rede sein, sondern von der Kunst! Möge drum dieser Ruf nicht ungehört verhallen!

Digitized by Google

Logik

Von Hermann Gottschalk

enau anderthalb Jahre sind es also, daß ich hier in deiner Sofaecke gesessen bin! sagte mein Freund. Sagte es kopfschüttelnd wohl zum zehnten Male und rückte sich mit seinen nachdenklichen Augen jeden Gegenstand im Gedächtnis zurecht, ohne ihn glaublicher zu finden. Er schien des Wunders nicht fertig zu werden, seit er auf Urlaub da war. Nie und nimmer wollte es ihm gelingen, das alles als Wirklichkeit anzuerkennen. Selbst dort das Bild mit der falsch eingeschraubten Oese, es hing noch genau so schief, wie vor anderthalb Jahren! Vielleicht das unwahrscheinlichste, qualvollste von allem! Er gestand mir nicht, daß er zu träumen wähnte; daß ich ihn zum Gespenst erstarrte in meiner Umgebung; daß diese Unbeweglichkeit des Lebens ihn zum Heimweh nach dem täglichen Tode stachelte, der sein Leben geworden war. Er gestand es nicht, aber ich las es in seinen fremd gewordenen Augen. Er gehörte nicht mehr hierher . . .

Wie oft in diesen Tagen, die ihm sein Major als Erholung „aufgedrängt" hatte, half ich ihm über den Stillstand seines Lebensgefühls mit neugierigen Fragen hinweg. Dann lebte er auf, dann sprach er aus seinem wirklichen Zustand heraus und wurde der quälenden Schatten Herr. Dann drang auch alte Freundschaft aus seinen verdunkelten Augen, aus seiner Stimme, aus seinem Lächeln wieder hervor — gedämpft durch die Entfernung von achtzehn Monaten voll Blut und Zerstörung, erschüttert durch millionenfaches Krachen der Explosionen, durch das Geschrei der Zerrissenen, Verzucken unkenntlicher Glieder in grauer Blutschlamm-Masse, die eben noch einen fröhlichen Haufen sorgloser junger Burschen bedeutete, durch die Phantasmagorie der technischen Wirrsal, die sein Gehirn wie ein mathematisches Kühlsystem durchspülte: Flugbahnberechnungen, Einschlagskurven, Zielbestimmungen — ein Netz von abstrakten Linien, deren jeder Endpunkt „möglichst wirksamste Zerstörung" hieß, dann tausend schwirrende Befehle, Meldungen hin und her, die ihn wie unerledigt marterten — durch alles dieses hindurch, das seine Gedanken ohne Rast durchkreuzte, lächelte er nur, dem friedlichen Schreiber, zu. Und ich erkannte ihn wieder, aber ich fühlte nun, daß auch das innigste seiner Worte im Bilde blieb. Daß er sich hier nur als immer fällige Leihgabe des Todes hervorsetzt fühlte. Daß das Heischen all dieser unbewegten Gegenstände nach Rückerinnerung ein beizender Hohn war in seiner nur in Sekunden eingeteilten

Digitized by Google

Lebenswirklichkeit. Und ich räumte hinweg, was ich konnte, indem ich ihn wieder und wieder nach „draußen" fragte, wo er doch nun einmal haftete.

Von eurem merkwürdigen Grafen wolltest du mir noch erzählen. Du wirst verstehen, daß mich eine solche Gestalt besonders anmutet.

Da wäre freilich viel zu erzählen, aber wo anfangen, wo enden? Dreiviertel Jahr lag unser Stab in seinem Schlosse, — was für ein Schloß! Du kannst es dir nicht vorstellen! — wir wohnten und arbeiteten in seinen Sälen und Galerien, schliefen in seinen Betten, wärmten uns an seinen Marmorkaminen, und er hauste im Keller und pflegte seine Frau, die den Verstand verloren hatte. Beide über siebzig! In dieser ganzen Zeit kein Tag ohne Gruß von seinen Landsleuten, Volltreffer, Blindgänger, große, kleine Kaliber, Schrapnells, Granaten — zum Glück mehr auf den Park als auf das Schloß gezielt. In einem Pavillon, wußten sie, hatten wir einen Beobachtungsstand errichtet, durch zehnfache Ummauerung bombensicher gemacht, sie wurden nicht müde, täglich ihren Beitrag zur Unterhaltung zu liefern. Immer stand noch das halbe Schloß — wir Genügsamen waren sehr zufrieden damit — und zum Glück der Salon mit dem Prachtkamin (hier ist die Photographie davon) noch immer heizbar und bewohnbar. Das Brennholz spaltet uns der Feind mit seinen Granaten von den alten Parkbäumen herunter. (Später, als keiner mehr stand, kamen die Parkettböden und Täfelungen dran; da waren wir aber schon fort).

Ja, aber der Graf?

Wich und wankte nicht. Beköstigung bekam er aus unsrer Küche, sonst ließ er sich in nichts hineinblicken. Nur zur regelmäßigeu Stunde erschien er als Gast unsres Majors an unserm Kamin. Er dankte für den Platz in seinem eigenen Sessel, bemaß jede seiner Bewegungen nach den strengsten Gesetzen der Höflichkeit, ließ sich nie im geringsten anmerken, daß er ein anderes als das Gastrecht an diesen Räumen hatte, ausgenommen den Keller, in dem seine Frau inzwischen schlief oder phantasierte oder sich in die Nägel biß — Gott mags wissen.

Nun, bei klarem Verstand kann er wohl auch nicht mehr gewesen sein, sonst — —

Aber vollkommen! Er hatte sichs nun einmal in den Kopf gesetzt, auf dem Grund seiner Väter zu bleiben, solange nur noch das Kellergewölbe hielt. Jede Hilfe, jedes Anerbieten, ihn mit seiner Frau in seine gefahrlose Stadtwohnung zu schaffen, wies er ein für allemal mit Höflichkeit zurück. Und war in allem von einer so klaren, ritterlichen Bestimmtheit, daß es unfein und aufdringlich gewesen wäre, den Ernst seines Entschlusses anzuzweifeln.

Nahm er an eurer Unterhaltung teil?

Digitized by Google

Stets! Auch wenn er nicht sprach, folgten uns seine Augen klug und aufmerksam. Man kann nicht einmal sagen, daß er übermäßig traurig gewesen wäre. Er war ein Philosoph bis in die Fingerspitzen — du weißt ja, in dem französischen Sinne der sogenannten praktischen Lebensweisheit. Er hielt uns immer unter dem leisen Druck einer taktvoll verwahrten, aber ihn nie verlassenden abgeklärten Ueberlegenheit. Ohne die wäre sein Bleiben mitten in der Verwüstung seines Erbes auch nicht zu erklären gewesen. Er verfolgte aus unsern Zeitungen die Kriegsereignisse, ohne irgendwelche Nervosität zu verraten. Und besprach sie mit uns, die wir ihn natürlich nach Möglichkeit schonten, mit ruhiger Sachlichkeit. Es war in ihm ein unerschütterter Kern, mochte es Glaube sein, Abklärung, jedenfalls etwas, was sogar uns, den Siegern, zu einer Art Trost gereichte. Fühlten wir doch, daß er keinem von uns persönlich nachtrug, was er erlitt. Der vollkommenste Hausherr, der sich erdenken ließe! Und daß sogar zuweilen ein Streifen von feiner Ironie sein Gesicht aufhellte, wenn wir unsere optimistischen Zukunftsgedanken nicht ganz unterdrücken konnten, na, das konnten wir dem Armen wohl gönnen.

Vielleicht war das der versteckte Halt, was da als Ironie zum Vorschein kam?

Allerdings ja, das erfuhren wir auf eine sehr tragikomische Weise an unserm Abschiedsabend. Die Philosophie des guten alten Grafen bestand nämlich aus Logik. Sie scheint mir überhaupt das Um und Auf der französischen Philosophie zu sein. Sie befaßt sich nur scheinbar mit dem Leben und der Wirklichkeit. In Wahrheit trägt sie darüber hinweg — wohin man will — und täuscht sich darum so oft. Eine „Abklärung", mit der wir Deutsche uns nie begnügen werden. Nach dem häufigen Aufblitzen der Ironie in den Augen des alten Herrn mußten wir sehr, sehr oft unlogisches Zeug sprechen, und offenbar baute er, wie alle seine Landsleute, seinen Zukunftsglauben auf den Sieg der französischen kultivierten Logik über unser Gegenteil auf. Aus Gründen der einfachsten Logik natürlich . . . Wir hatten unsere Verlegungsbefehle bekommen, am nächsten Morgen mußten wir das Quartier räumen. Der gute Graf brachte uns seine besten Flaschen herauf — unwahrscheinlichen Stoff, sage ich dir! Ich hätte nie für möglich gehalten, daß es sowas gibt, solchen Wein, aber auch einen solchen Grafen — — na, Abschiedsstimmung. Nachmittags war wieder ein größerer Gefangenentransport hereingebracht worden, etliche bekamen gleich im Park ihre Notverbände. Die Artillerie hatte, wie immer, den „Verrätern" wirkungsvoll nachgefunkt. Wir hatten keinen anderen sicheren Platz, als gerade vor den Kellerfenstern des Grafen. Wie so oft. Heute waren wir, trotz seiner Haltung, doch auf Niedergeschlagenheit gefaßt, zumal das Schloß wieder mehrere böse Treffer bekommen hatte. Nichts von dem. Er war wie immer unberührt. Höflich, ruhig, zuvorkommend. Seine Ritterlichkeit erlaubte ihm nicht, seinen abziehenden Gästen

Digitized by Google

auch nur einen Schatten nachzuwerfen. Die Unterhaltung war die anregendſte und lebhafteſte unſrer ganzen Quartierzeit. Und zuweilen ſchien es ſogar, als wollte unſer Freund ſich zu einer Abſchiedsrede aufſchwingen.

Selbſtverſtändlich war heute das Hauptthema: der Friede. Wir — namentlich der Major — konnten dem Grafen nicht genug verſichern, wie fern uns jede Feindſchaft gegen Frankreich läge, und wie froh wir wären, wenn wir die Waffen endlich niederlegen dürften.

Da ſchüttelte er tief verwundert und langſam ſeinen Kopf. Er ſtreckte die Hand aus, mit einer freigebigen Gebärde, und ſagte: meine Herren, ich begreife die Deutſchen nicht! Den Frieden! Aber ich bitte Sie! Heute können Sie ihn haben! Sie brauchen ja nur die Rheingrenze wiederherzuſtellen! . . .

Sommer

Von Wilhelm Schuſſen

Wieder rinnt der Schwalbe
Blaue, blaue Stundenuhr,
Wieder weht die Schwalbe
Trunken über alle Flur.

Rote Mohne brennen,
Erregend klingt der Wachtelſchlag,
Goldne Käfer rennen
Von Sonnentag zu Sonnentag.

Nur die Uhr muß ſchlafen,
Die der Herzen Beſtes ſchlägt . . .
Wann erreicht das Schiff den Hafen,
Das unſre liebſte Botſchaft trägt?

Wann führt ein letztes Glänzen
Den großen Schwalbenſommer ein
Mit Roſen und mit Kränzen?
Wann wird dies Wunder unſer ſein?

Digitized by Google

Betrachtungen

Die Gestalter, von denen wir die wirkliche Zukunft deutscher Kunst erhoffen —, die Gestalter, über die wir uns in ungeduldiger Verkennung der Gegebenheiten wundern, daß sie nicht gerade jetzt (in diesen größten menschlichen und staatlichen Augenblicken) mit mächtig redenden Dingen auf den öffentlichen Platz treten — die werden erst mit dem Stoff (dem durch die Kriegsumwälzungen werdenden Neustoff des Lebens) geboren. Ihre Jugend heißt: dieser Krieg.

*

Noch niemals haben sich die Männer des ganzen deutschen Volkes so untereinander erkennen lernen können wie jetzt während des Krieges draußen im Felde, alle in derselben Uniform. Und für die Kulturpolitiker, für die schöpferischen Gestalter und Seelenforscher, die auch Soldaten unter ihnen sind, gilt dies im höchsten und wichtigsten Sinne.

*

Nach diesen vielen Monaten des Feldlebens empfindet der Dichter im Heere den Krieg nicht mehr als Ausnahmezustand, sondern als den gewöhnlichen. Durch die fortwährende Häufung und Folge von militär-technischen, strategischen, politischen, kulturellen, ethisch-moralischen Reizen stärkster und gröbster Art ist das Gefühlsthermometer beharrend, unempfindsamer (unsentimentaler!) geworden. Die Gefühlsüberstürzungen, die den gesteigerten Ausdruck der Poetik hervorrufen, bleiben aus.

Die dichterische Zusammenfassung wird dann erst wieder eintreten, wenn nach der Heimkehr in die Gleichgewichtsruhe des Friedens rückwirkend der Krieg durch tiefst gefühlte Reflexion wieder als das furchtbare Außergewöhnliche hinterherfällt.

*

Mit unserem jetzt kriegsgemäß uniformierten Aeußern hat sich auch unser innerer Mensch (und wahrscheinlich nicht nur vorübergehend) unter der Gewaltsamkeit der Zeitereignisse verändert. Unter anderem hat auch unser Urteil in Dingen der Kunst, unter der Einwirkung des äußersten Kampfes um Sein oder Nichtsein, eine Reinigung, eine Höhung im Anspruch, eine richterliche Schärfung erfahren. Nicht mehr wie früher duldet der kritische Geist in objektivster, scheidungsfreier Gastfreundschaft alles mögliche künstliche Geschwätz und Gebild in der Kunst, das sich fälschlich als solche ausgab. Es steht jetzt nur die eine prüfende Frage den Werken der Künste gegenüber: Ja — oder nein, Notwendigkeit — oder Ueberflüssigkeit, und danach: Liebgewinnung oder Abstoßung. So wird das Kleine, weil es Phrase oder Spielerei, kleiner sein; das Große der durch die Jahrhunderte zu den ewigen Schönheiten gestempelten Kunstwerke aber immer größer wirken; denn wie sie das Kleine als nichtssagend unbeachtet läßt, verlangt nur nach ihnen die Sehnsucht (gerade in diesen, und durch diese kampfgroßen Zeiten des stürmenden Todes wachgerufen und gefördert — nicht betäubt), als nach einem unwandelbar beruhenden Trost und Ausgleich und lenkendem Ziel zur inneren Selbstbesinnung auf das Ideelle, das uns unsern Krieg menschlich gestalten und ertragen helfen soll.

*

Auch die größten, politische Gebilde umstürzende und erneuernde Kriege, mögen sie auch für die teilhabenden Menschen noch so grausig ergreifend und heroisch bewegend sein, können keine Veränderung oder Beeinflussung der Kunst bewirken. Dem unerschüttert zentralen Quell- und Triebgeist aller

Digitized by Google

Denk- und Bildkunst ist der Krieg nicht mehr und nicht weniger Stoff wie jedes Ereignis der Natur, des einzelnen oder der tausenden Menschen; sei es nun Weltuntergang, Frühlingsblühen, Sturzflut, Mondaufgang oder Mord, Liebesnacht, Hungersnot, Kuß, Revolution, umwälzende Erfindung im Technischen. Alles dies zieht der Kunst Vater- und Muttergeist mit stets gleichem heißen Bemühen und regsamer, beherrschender und ordnender Würde an sich und in sich. So kann es sein, daß die durch den vermittelnden Dichter besungene Liebe zweier Menschen (die eigentlich nur diese selbst angeht) den späteren Geschlechtern wertvoller und herzerfassender ist als eine noch so große Historie vom Bruderkriege, vom Weltkriege europäischer Völker.

Ist es eins was der Kunstgeist bevorzugt, leidenschaftlich vor allem andern zu halten sucht, so ist es allein nur, gebunden im Stoff oder frei schwebend in eigener Glorie — das Göttliche.

Gerrit Engelke (im Felde)

Literatur zu „Mitteleuropa"

Nachdem Naumann mit seinem „Mitteleuropa" in seiner glänzenden Weise für den Gedanken eines großen Wirtschaftsbundes zunächst zwischen Deutschland und Oesterreich sich eingesetzt hatte, entwickelten sich sofort lebhafte Erörterungen insbesondere der wirtschaftlichen Institutionen (wie die Handelskammern) und daran knüpften sich ausgedehnte journalistische Betrachtungen. Es konnte nicht fehlen, daß sich daran alsbald eine umfangreiche selbständige Literatur anknüpfte. Ihre wohl wichtigste Erscheinung ist eine zweibändige Veröffentlichung, die unter der Redaktion von Heinrich Herkner unter dem Titel „Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem deutschen Reiche und seinen Verbündeten" bei Duncker & Humblot in Leipzig herauskam. Hier äußern sich bedeutende Fachmänner aus Deutschland und Oesterreich. Die Erörterung ist fern von einer schon von voraus bestimmten Tendenz, die Angelegenheit rein sachlich und wissenschaftlich. Die Schwierigkeiten und Hemmnisse des geplanten Wirtschaftsbundes werden nicht agitatorisch verschwiegen. Alles Für und Wider wird sorgfältig erwogen. Die Herausgabe der zwei Bände erfolgte im Auftrage des Vereines für Sozialpolitik. Wer immer mit dem Studium der Frage beschäftigen und nicht auf der Oberfläche bleiben will, muß sich mit den zwei Bänden sorgfältig beschäftigen.

Das neue Werk Erich Pistors „Die Volkswirtschaft Oesterreich-Ungarns und die Verständigung mit Deutschland" (Berlin, Georg Reimer) bringt mit dankenswerter Gründlichkeit viel österreichisches Material zur Frage des Wirtschaftsbundes. Das Buch hat viel Anfechtung von polnischer Seite erfahren, ist aber für das Studium der Frage ebenso unentbehrlich wie „Ein Zoll- und Wirtschaftsverband zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn" von Rudolf Kobatsch (Berlin, Heymann). Zwei kleinere Schriften sind wegen ihrer Verfasser bemerkenswert. Ein alter österreichischer General, Eduard Freiherr Secuvaty von Vezza, spricht sich in der Broschüre: „Ein alter Oesterreicher und F. Naumanns Mitteleuropa" (Graz, Leykam), mit Begeisterung für den Bund aus, den auch Wilhelm von Medinger aus dem mittleren Großgrundbesitz in dem Vortrag „Das kommende Wirtschaftsbündnis" als notwendig erkennt. Mit

Digitized by Google

besonderer Wärme und ausgesprochener Deutschfreundlichkeit äußert sich in zustimmendem Sinne der Ungar Eduard Pályi (Das mitteleuropäische Weltreichbündnis gesehen von einem Nichtdeutschen. Leipzig, Duncker & Humblot). Von besonderer Wichtigkeit waren die Verhandlungen, die im Januar dieses Jahres in Berlin zwischen Vertretern der deutschen und deutschösterreichischen Sozialdemokratie stattgefunden haben. Das Protokoll dieser Verhandlungen ist auch im Drucke erschienen: „Die Bestrebungen für eine wirtschaftliche Annäherung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Herausgegeben vom Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands" (Berlin, Vorwärts). Prof. Herkner hebt das hohe geistige Niveau dieser Verhandlungen in der „Oesterreichischen Rundschau" hervor. Besonders beachtenswert seien die Ausführungen Renners und Cunows. Jedenfalls zeigen diese Verhandlungen, daß die deutschen Sozialdemokraten dem Gedanken des Wirtschafts-Bundes freundlich gegenüberstehen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß eine kleine Gruppe der reichsdeutschen Sozialdemokratie unter Führung Karl Kautskys (die Vereinigten Mitteleuropas, Stuttgart, Dietz) sich schroff gegen den geplanten Wirtschaftsbund stellt. Endlich sei auf eine seltsame Schrift verwiesen: „Mitteleuropa als Kulturbegriff" von Karl Camillo Schneider (Wien, Orion-Verlag). Während naturgemäß alle auf die in Rede stehende Frage bezüglichen Schriften sich auf die wirtschaftlichen Belange beziehen, spricht Schneider von diesen kein Wort. Er untersucht die allgemeine Kulturlage und hofft auf das Erwachen eines neuen vorerst mitteleuropäischen, später europäischen Kulturgeistes, der den ganzen geistigen Zustand der Menschheit verändern soll. Das Büchlein (76 S.) enthält eine Menge sehr anregender, und wie mir scheinen will, fruchtbarer Gedanken.

E. Pernerstorfer

Einige Bücher

Der Stuttgarter Volkswirtschaftler Hermann Losch, der vor allem als Statistiker durch seine klare Methode sehr aufschlußreiche Arbeiten geschoffen hat, schrieb in den vergangenen Jahren hin und wieder kleine „moralische" Erzählungen. D. h.: um zu sozialen oder politischen Tagesfragen unbekümmerte und herzhafte Meinungen sagen zu können, entledigte er sich des würdigen Gehrocks eines bestallten Gelehrten und schlüpfte in die Jacke eines unbefangenen Mitbürgers, der anspruchslos, aber deutlich allerhand Welttorheit auf den Leib rückte. Er mag dabei an seinen Friedrich List gedacht haben, der auch gelegentlich mit Anmut und Frische seine pädagogischen Absichten in das Gewand eines plauderhaften Erzählers einkleidete. Diese Stücke liegen jetzt gesammelt vor: „Unerwartete Geschichten" (Verlag Meyer-Ilschen, Stuttgart).

Der Pädagoge guckt auch bei Losch aus den kleinen Proben seiner negativen Pädagogik, der Satire. Doch ist er nun als Satiriker kein grausamer Literat, sondern behält auch in der lustigen Groteske ein gut Stück behaglich schwäbischer Bürgerwürde. Während für den Tagessatiriker gemeinhin der Bürger, in seiner Steigerung der Philister, das wehrlose Ziel des Spottes ist, dreht sich hier die Sache um. Losch wird es mir hoffentlich nicht übelnehmen, wenn ich ihn so sehe: den klugen, unverwirrten Mann, der das Weltgetriebe vom Bürgerstuhl aus betrachtet und sich

Digitized by Google

das Reformen und Neuern und Spekulieren, das Sentimentale und Phrasenhafte mit dem lächelnden Bewußtsein notiert: macht nur so, gebt euch Mühe, organisiert, lehrt — die Welt geht ihren Gang weiter. Einige der Stücke haben halbfertigen Kneipzeitungscharakter, andere wie der Bildungsbankerott, die Theatergarderobemaschine, Esertemak sind Erfindungen grotesker und geistreicher Selbständigkeit, die der Ausdruck eines überlegenen Weltbetrachtens sind. Hier spürt man, daß dieser Mann aus demselben Holz geschnitten ist, wie der Dichter der humoristischen Stellen im „Auch Einer".

*

Novellen aus Briefen sind keine Seltenheit. Der Brief ist ein beliebtes Hilfsmittel psychologischer Individualisierung. Joseph Winkler, der zum Kreise der „Quadriga" gehört, hat eine Novelle geschrieben, die aus Geschäftsbriefen besteht, zu denen noch ein paar Depeschen, Zeitungsausschnitte, Gründungs-Prospekte, Sitzungsberichte kommen. Das Stimmungselement ist ausgeschieden. Es ist, als ob man die Sammelmappe der Korrespondenz eines Bankhauses, die die Stichmarke „Norwegische Wasserkräfte" trägt, zum Drucker gebracht hätte. Das ist die „Novelle", die der „Forderung reinster Sachlichkeit" entsprang. Sie heißt „Der Fenriswolf" und ist bei Eugen Diederichs in Jena erschienen. Sie kommt mit einem programmatischen Anspruch: „Wir erstreben eine neue Form künstlerischer Gestaltung. Denn hier ist wohl zum erstenmal der Versuch gewagt, einen umfassenden wirtschaftlichen Stoff in konstruktiver Kühle kongruent zur Form zu zwingen, ihn aus sich selber seine Sprache bilden zu lassen . . ." „Zeigt uns die ungeheure Dynamik des gegenwärtigen Daseins ohne Sentimentalität und Mätzchen in seinen eigensten Formen und Wirkungen!" (Das geht gegen Kellermanns „Tunnel"-Romantik.) Das Vorwort läßt sich soweit hören — es klingt selber ein bißchen zu großartig für die Leistung, die dann folgt, aber man läßt sich die Rechtfertigung des Versuchs gefallen. Nur soll man nicht meinen, dies sei die einzige Form, mit der ein Dichter die Welt des Finanzkapitals künstlerisch zwingen könne. Die Novelle ist kein Anfang neuer Form, sondern ein geschicktes Beispiel, wie es auch zu machen ist. Sehr geschickt! Denn es bleibt in der Kühle geistreich und in dem gigantischen Vorwurf: die Erdrosselung nationaler Wirtschaftsansprüche durch das internationale Finanzkapital, sozusagen geschäftlich zuverlässig. Es gibt darum Leute, die das Buch nach seinen Wirtschafts-Enthüllungen einschätzen. Das erscheint uns abwegig. Die Novelle ist ungewöhnlich durch die klare geistige Disziplin und künstlerische Zucht, in der großen Führung und im sprachlichen Ausdruck.

*

Zu diesem Versuch von Disziplin, Kunstverstand und Sozialökonomik bildet ein anderes kleines Büchlein vom Gelde einen sehr lustigen Gegensatz: Dort arbeitete das Geld als unpersönliche Macht in der Wucht der eigenen Gesetze, hier erscheint es durchaus persönlich und in seiner Wirkung um so persönlicher, je mehr es mit negativen Vorzeichen seinen Weg durch die Geschichte nimmt. Auch die kleine Erzählung der Gräfin Reventlow „Der Geldkomplex" ist ein „Roman in Briefen", aber diesmal ist es eine Reihe graziöser, witziger, unkorrekter Frauenbriefe aus dem Sanatorium. Eine entzückende Laune beherrscht dies Buch, dessen Unbe-

Digitized by Google

fangenheit selbst einen Philister gewinnen müßte, so unphiliströs es auch ist; stilistisch durchsichtig und bewegt, in der Haltung geistreich und ungemein unterhaltend. Der „Geldkomplex" ist der Zwang, an das Geld denken zu müssen, vor allem an jenes, das man nicht hat, aber doch irgendwoher erwartet. Diese „Zwangsvorstellung" wird zum Arbeitsfeld der Psychiatrie und hier, in diesem Büchlein, ergibt sich die liebenswürdigste Verspottung der Adepten der Freudschen Psychoanalyse. Der Roman ist bei Albert Langen in München erschienen. Theodor Heuss

Wedekinds Bismarck

Als ich vor einigen Wochen in der Auslage eines Buchhändlers ein neues, feingebundenes Buch sah, das den Titel trug: „Bismarck, historisches Schauspiel in fünf Akten von Frank Wedekind" (Verlag G. Müller, München), schaute ich noch einmal hin, wirklich, es war kein Irrtum, der Verfasser des Erdgeistes und des Marquis von Keith hat ein historisches Schauspiel „Bismarck" geschrieben! Er ist in der Tat „in allen Wassern gewaschen" und „in allen Sätteln gerecht" (dacht ich). Außerdem ist alles Historische gegenwärtig Trumpf, wird gelesen und gekauft. Freilich, Bismarck als Dramenheld? Doch wohl in seinem tragischen Unterliegen im Kampf mit seinem jungen Kaiser? Denn das wäre ein Tragödienstoff! Ich las das Buch und gestehe es offen, — ich war enttäuscht. Sowohl von der Handlung als von der Gestaltung derselben durch Wedekind. Da laufen am Leser wie im Kino rasche Momentbilder aus Bismarcks ruhmreichen Tagen von 64 bis 66 vorüber, mit historisch wortwörtlich richtigen Aussprüchen des eisernen Kanzlers und andrer bekannter Persönlichkeiten, wie man sie in seinen Gedanken und Erinnerungen, in seinen verschiedenen Briefsammlungen und sonstigen Quellenwerken lesen kann. Also, ein historisch unübertreffliches richtiges Drama? Merkwürdig, und doch hat man angesichts dieses „historischen" Bismarck das Gefühl, man stehe vor einer Wachspuppe, die so gearbeitet ist, daß sie Bismarcksche Aussprüche wiedergibt, wie ein Grammophon, der sie aufgenommen. Das Eigenleben aller dieser „historischen" Gestalten fehlt! Man will keinen Automaten hören, der auf Antippen Bismarcksche Worte spricht, man möchte den Wedekindschen Bismarck kennen lernen. Aber da liegts eben, solch ein Bismarck ist an sich schon ein Nonsens. Das wußte der Verfasser wohl. Drum schrieb er eben kein „historisches Schauspiel", wie der Titel sagt, sondern bestenfalls eine Reihe szenischer Bilder, ein Stück „Leben Bismarcks dramatisiert". Also lautet das Urteil des Aesthetikers. Damit ist natürlich der Arbeit Wedekinds keineswegs aller Wert abgesprochen. Aber, um Kunst, dramatische Gesetze und dergleichen mit sieben Siegeln verschlossene Dinge handelt es sich eben in diesem Falle nicht. Sollte das der Verfasser der „Franziska", des „Simson" und des „Frühlingserwachens", von Werken also, die doch immer Werke strenger Stilisierung waren, nicht selber am besten wissen? — Im übrigen wird Wedekinds Bismarck eine beliebte Lektüre reiferer Gymnasiasten und geschichtlich interessierter Laien werden. Die früheren Dramen Wedekinds eignen sich ja für solche Zwecke zweifellos weniger, stehen aber künstlerischen Forderungen näher.

Otto Kiefer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Frankreichs Krieg

Von Dr Karl Albrecht, Berlin

Paul Deschanel hielt am 9. April bei einem Fest zu Gunsten der Armenier eine Rede auf Armenien. In ihr sagte er im Hinblick auf den anwesenden Abbé Wetterlé, von dem bekannt war, daß er von den Deutschen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war:

„Nach der Verbüßung Ihrer Strafe warteten Ihre treuen Elsässer, um Sie zu feiern. Und einer unserer Freunde brachte Ihnen die Jeanne d'Arc von Mercier, welche mehrere meiner Kollegen und ich Ihnen gesandt haben. Wir waren immer bei Ihnen, mit Ihnen, mit Elsaß, ganz nahe dort. Immer wachte die heilige Flamme. Wir dachten an Armenien und wir dachten an Elsaß-Lothringen. Das befreite Elsaß-Lothringen wird bald mit uns das befreite Armenien feiern."

Frankreich macht demnach noch immer die Befreiung Elsaß-Lothringens zu seinem obersten Kriegsziel und hält damit an dem Programm fest, das es schon vor dem Kriege für seine Politik aufgestellt hatte.

Kurz vor Ausbruch des Krieges, am 19. April 1914 nämlich, veröffentlichte Paul Bourget, ein Mitglied der französischen Akademie, in der Zeitschrift „Les Annales" einen Artikel „France et Angleterre", in dem er unter anderem sagte:

„Wir alle tragen seit 1871 eine Wunde an uns, die nicht vernarbt ist. Ohne Bild: wir fühlen uns alle in verschiedenen Graden und mit mehr oder weniger Klarheit als die Opfer einer grauenhaft, schmerzlichen nationalen Lage, die Fremden nicht leicht verständlich ist. Eduard der VII. hatte diesen uneingestandenen Schmerz begriffen. Wir gehören dem Lande an, das einen Akt nicht hinnehmen kann, den es in einer Stunde tragischer Notwendigkeit hat eingehen müssen — und den es nicht zerreißen kann. Man versteht, daß es sich um den Frankfurter Frieden handelt. Er beherrscht seit 43 Jahren die ganze moralische wie die wirtschaftliche und politische Geschichte Frankreichs. Nicht hinnehmen noch zerreißen. Es genügt

Digitized by Google

einen Blick auf die Karte zu werfen, um sich darüber klar zu werden: bei unserer zentralisierten Organisation, wie sie ist, bedeutet Metz in den Händen des Feindes eine Degenspitze auf dem Herzen des Landes. Hätten wir keine Vergangenheit einer ruhmreichen Nation, die uns abzudanken verbietet, legten uns die von den Elsaß-Lothringern dem Mutterlande gebrachten Opfer nicht die Pflicht des Gedenkens auf, so würde allein diese Offensichtlichkeit erklären, warum jeder Annäherungsversuch zwischen Frankreich und Deutschland im voraus verurteilt ist. Keine aus Berlin gekommene Höflichkeit wird gegenüber der durch unsere Geschichte und Landgestaltung festgelegten Offensichtlichkeit irgendwelche Bedeutung haben können: ein Frankreich ohne Rheingrenze lebt im Zustand eines überfallenen Landes. Es hat den Schlüssel zu seinem Hause nicht, kann das wunderbare Bild der Schrift nicht verwirklichen, in dem sich wie in kurzem Abriß die Daseinsgesetze selbst für Völker wie für Klassen und Individuen zusammengefaßt finden: „Wenn der Starke in Waffen seine Schwelle hütet, ist all sein Besitztum in Sicherheit." Cum fortis armatus custodit atrium suum, in pace sunt ea quae possidet".

Es ist nach dem Ausdruck solcher Sehnsucht, der dem Kriege voranging, begreiflich, wie stark sie erst wurde, als der Krieg die Erregung ins Maßlose steigerte. Wie ein roter Faden durchzieht der Ruf nach Elsaß-Lothringen die öffentliche Diskussion.

Echo de Paris schrieb wieder jüngst in einem Leitartikel über das Ziel des Kampfes: Frankreich wird die Waffen nicht niederlegen, bevor ihm Elsaß-Lothringen nicht wiederhergestellt worden ist. Der Temps vom 1. April erklärt:

„Deutschland hat durch seine Kriegserklärung selbst die Verträge zerrissen, die ihm Elsaß-Lothringen auslieferten. Wir befinden uns wieder genau am Vorabend des Tages, an dem Elsaß und Lothringen ausgeliefert wurden. Jetzt werden wir in Straßburg einziehen wie in Lille, in Metz wie in St. Quentin, und Straßburg und Metz werden ebenso in die französische Gemeinschaft eingehen wie Lille und St. Quentin." Und unter den Flugblättern, die französische Flieger auf elsaß-lothringischem Gebiet abwerfen, ist keines häufiger als das, durch das die Bevölkerung des Elsaß aufgefordert wird, die Hoffnung auf den französischen Sieg nicht zu verlieren, und das emphatisch mit den Worten zu schließen pflegt: „Vive l'Alsace française!"

Ihre Bekrönung erhalten solche Auslassungen durch ein neu erschienenes Buch von Stéphen Coubé: „Alsace-Lorraine et France

Digitized by Google

rhénane". Es ist den Unterhändlern des siegreichen Friedens gewidmet, und es trägt als Widmung das Wort, das General Joffre zu den Einwohnern von Thann gesprochen hat: „Ich bringe Euch den Kuß Frankreichs". Sein Ziel ist die „Darlegung der historischen Rechte Fankreichs auf das linke Rheinufer". Das Buch nimmt damit die nie vergessene Methode der Réunionkammern Ludwigs XIV. wieder auf und vereinigt sie mit der Art, in der Napoleon den Niederlanden gegenüber argumentierte: Historische, juristische, ethnologische und geographische Gründe werden aufgeführt, um die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zu Frankreich zu beweisen.

Zunächst die Bevölkerung: Sie ist germanisch an der Oberfläche, aber vor allem auf dem Lande ist sie geistig und körperlich gallisch bis auf den Grund. Sodann das historische Recht: Wohl haben die Deutschen ungefähr 7 Jahrhunderte Elsaß und Lothringen besetzt gehalten und 9 Jahrhunderte den übrigen Teil des linken Rheinufers, aber wir können ihnen einen noch längeren und älteren historischen Besitz entgegenhalten, einen Besitz, den wir prähistorisch nennen könnten, denn er verliert sich in das Dunkel der Zeiten. Auch haben die germanischen Jahrhunderte die gallischen niemals ausgelöscht. Dann das geographische Recht: Der Rhein, dieser herrliche Fluß, der zwischen den germanischen und gallischen Ländern von Süden nach Norden fließt, ist eine von der Vorsehung gezogene Linie, ein Graben, der geschaffen ist, um uns von Deutschland zu trennen, ebenso wie die Kette der Pyrenäen uns von Spanien trennt.

Zu diesen natürlichen und geworbenen Rechten treten ergänzend die Aussprüche der großen Franzosen, die die Notwendigkeit der Zugehörigkeit des linken Rheinufers zu Frankreich klassisch formuliert haben, so Karl VII., wenn er im Jahre 1444 sagte: „Das Königreich Frankreich ist seit vielen Jahren seiner natürlichen Grenzen beraubt worden, die bis zum Rhein führten. Wir müssen dort unsere Herrschaft einrichten;" oder Turenne: „Kein französischer Soldat darf ruhen, solange ein Deutscher

Digitized by Google

im Elsaß ist;" oder die Republikaner wie Carnot und Danton, die die Grenzen Frankreichs in der natürlichen Grenze sahen, dem Ozean, den Rheinufern, den Alpen und den Pyrenäen, und denen Napoleon sich anschloß, wenn er, darin ganz Sohn der französischen Republik, proklamierte: „Frankreich wird früh oder spät seine natürlichen Grenzen zurückgewinnen, die des Rheins, die ihm von Gott bestimmt sind, wie die der Alpen und der Pyrenäen."

Unmerklich verschiebt sich so die Beweisführung von dem Nachweis des Rechts auf Elsaß-Lothringen, auf den Anspruch des ganzen linken Rheinufers. Auch dieser Anspruch wird historisch und geographisch, dazu wirtschaftlich und militärisch bewiesen: Wirtschaftlich, indem man auf Deutschlands Emporkommen blickt und zum großen Teil auf die Erze zurückführt, die Deutschland in Lothringen findet, und auf die Kohlen, die aus dem Saarbecken gewonnen werden. Militärisch, indem der Verfasser des Buches eine Aeußerung des Echo de Paris vom 10. Januar 1915 sich zu eigen macht: Zum 29. Male kommen die Leute von drüben übern Rhein, um unser Land zu verwüsten. Das ist das vierte Mal seit einem Jahrhundert. Sie werden wiederkommen, so oft sie es können. Wir müssen kämpfen, daß das unmöglich wird für unsere und für die Zeit unserer Kinder und Enkel.

So malt der Verfasser sich aus, wie man außer Elsaß und Lothringen auch die nördlichen deutschen Provinzen links vom Rhein sich zueignen wird, insbesondere die Rheinprovinz, die es Frankreich möglich machen würde, durch Eisenbahnen die Kohlen des Ruhrgebiets und Westfalens durch aufgezwungene Zollerleichterungen nach Frankreich zu schaffen. Man wird eine Bevölkerung von 7 bis 8 Millionen Einwohnern bekommen, die sich sehr vorteilhaft der unsern anschließen und sehr ernstlich unsere militärische Stärke steigern würde. Es besteht also für uns ein sehr vitales Interesse.

Maurice Barrès unterstreicht diese Gedankengänge in der Vorrede, die er dem Werke vorausschickt:

Digitized by Google

„Was Coubé sagt, ist gut, ja ausgezeichnet, die Vaterlandsfreunde müssen ihm dankbar sein. Wir denken nicht daran, unsere Zeit damit zu verlieren, die Beweise Deutschlands zu diskutieren, das behauptet, Rechte auf Elsaß-Lothringen zu haben, weil diese Landschaften von Völkern bewohnt seien, die den Germanen mehr oder weniger verwandt seien. Unsere Väter waren hier hochgeehrt, so werden diese schönen Gebiete, wenn sie erst der preußischen Gewaltherrschaft entrissen sind, unter dem französischen Regiment bald ausgezeichnete, ernste, loyale Elemente darstellen, die sich sehr gerne unserem Volke gleichen. Ich erinnere mich unter den glücklichsten Tagen meines Lebens an die, die ich auf Wanderungen von Metz nach Koblenz in diesen Wäldern, in diesen romantischen Bergen, diesen kleinen Dörfern zugebracht habe, die von den Erinnerungen an die Revolution und an das erste Kaiserreich noch ganz erfüllt sind. Ich war nicht in Deutschland, sondern auf Gebieten, die zu Frankreich gehören. Der Rhein ist ein alter gerechter Gott. Wenn er seine Weisungen erhalten hat, wird er eine ausgezeichnete Grenze gegen Deutschland bilden. Wir werden wieder zum Leben erwecken, was Preußen entseelt hat."

So die Franzosen, die uns Annexionsabsichten vorzuwerfen nicht müde werden.

Um ihnen gegenüber festzustellen, wie man in Deutschland dachte, seien zwei neutrale Zeugnisse zitiert. Per Hallström äußerte sich in einem der jüngst erschienenen zeitpolitischen Aufsätze:

„Deutschland wollte nichts lieber als Eintracht und Freundschaft, wenn dies nur möglich gewesen wäre. Dafür spräche, neben den schwerwiegenden politischen Gründen, die lebhafte Sympathie, ja man kann geradezu sagen, die unglückliche Liebe für das französische Wesen, die dem germanischen Naturell so nahe liegt. Alles, was die wenig ehrenvollen Allianzen mit Rußland und dem englischen Protektorat versprechen konnten, wäre so ohne Schwierigkeit erreicht worden — alles außer der leeren Revanche. Denn sie ist leer und steril. Sie behauptet, Elsaß-Lothringen zu gelten, und hat allzuviele Außenstehende zu einer edlen Empörung darüber mitgerissen, daß diese deutschen Reichslande zu ihrem Stamme zurückgekehrt sind. Sie wäre übrigens gar nicht mit ihnen allein zufrieden und noch weniger mit dem, was unter gewissen Garantien möglich wäre, die Erwerbung des Metzer Gebietes. „Mit wem führen wir nun eigentlich Krieg, fragte jemand Bismarck, als der Kampf 1870 entschieden und zu bloßer blutiger Zwecklosigkeit ausgeartet war. Mit seiner gewöhnlichen Treffsicherheit erwiderte er: „Mit Ludwig XIV." Es war die gekränkte „gloire", die kämpfte, es war eine alte historische Tradition, der ein neues historisches Faktum gegenüberstand: das Recht und die Macht des geeinigten Deutschland! So ist es noch heute. In dem Ring, den

Digitized by Google

slavische Weltherrscherträume und angelsächsischer Konkurrenzneid um das deutsche Volk gezogen haben, spukt Frankreichs Geschichte gerade mit dem hinein, was schon längst zu ewiger Ruhe eingegangen sein sollte."

Ueber das Recht Deutschlands auf Elsaß-Lothringen aber hat Baron Beyens, Gesandter Belgiens in Berlin, an Davignon, Minister des Aeußeren, geurteilt:

„Für die Deutschen gibt es keine elsaß-lothringische Frage, wenigstens nicht in dem Sinn, wie es die Franzosen meinen, seitdem das Waffenglück diese alten germanischen Provinzen endgültig mit dem deutschen Reiche zurückvereinigt hat. Bei ihnen gibt es nur Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Art und Weise, wie Elsaß-Lothringen zu verwalten, das nicht leicht zu regieren ist."

Die Wirkung

Erzählung von Arnold Kubsch

Der Sanitätswagen fuhr davon. Er torkelte ein paar Mal auf den Frostklumpen des Weges hin und her. Dann verschwand er um die Wegbiegung.

Vor dem Hauptportal der kleinen Kirche warteten ein paar erdentstiegene Schützengrabenmenschen. Auf einer Bahre stöhnte ein Schwerverwundeter. Zwei Leichtverwundete sprachen mit einem Sanitätssoldaten. Der wies mit ausgestrecktem Arm in die Richtung des kahlen Parks.

Aus dem Eingang des Parks kam hüpfend ein kleiner, dicker Assistenzarzt auf die Gruppe zu. Zwei verkniffene Augen forschten auf der stöhnenden Masse, die auf der Bahre pulsivisch zuckte. Murmelnd sprach er ein paar gedämpfte Worte mit dem Sanitäter und machte mit den Händen eine Bewegung, als ob er einen Körper aufhöbe. Hastig und von einem Fuß auf den andern tänzelnd fragte er die beiden Leichtverwundeten nach der Art ihrer Verwundung. Bei jedem Schritt hüpfte sein kleiner Bauch auf und ab. Seine Hände fuhren ihm unruhig auf dem ganzen Körper umher. Bald strich er sich über den runden, zur Seite geneigten Kopf, bald knipste er ein Stäubchen von der tadellosen Uniform. Und die Handflächen flach aneinanderschlagend, fragte er leicht: „Rauchen Sie eine Zigarette?" Kaum hatten die beiden in das silberne Etui gelangt, da war er schon weggerannt. Sie sahen noch, wie seine kleine, fleischige Hand um den Torpfosten flog.

Digitized by Google

Im Vorraum der Kirche starrten erbeutete Bajonette und rosteten krumme Kosakensäbel. Eine riesige zerfetzte Bibel predigte auf einem Haufen grünspaniger Patronen verschlossenen Ohren. In krummer Windung keuchte eine zertretene Treppe nach oben und verschwand im Dunkel.

Zwei Sanitäter wuchteten den Haufen Unglück auf der schwankenden Bahre in das innere der Kirche und legten ihn in eine Ecke zu andern Körpern. Die beiden Leichtverwundeten blieben noch im Vorraum stehen. In ihren Augen und Händen zuckte es, die neuen Dinge zu erfassen. Doch eine seltsame Scheu war in ihnen, das Gefühl, in einer Kirche zu sein. Während ihre Augen über die Bajonette glitten, wühlte sich ihr Fuß in einen Wust von kirchlichen Gewändern. Grün und rot, gelb und blau schrieen die Meßgewänder über die rohe Mißhandlung. Und in der Ecke mahnte ernst ein schwarzer Vespermantel. Auf tiefem Schwarz bohrte ein silbergestickter Pelikan, den halsaufsperrende Junge umpiepsten, seinen Schnabel in seine eigene Brust, um den Hunger der Kleinen zu stillen. „Liebe, die sich selbst aufopfert!" Auf dem schmalen Gesicht des jungen Dichters bleichte schmerzlicher Hohn.

Im Schiff der Kirche roch es nach Moder, Karbol und nassem Schutt. Die beiden Leichtverwundeten bekamen zwei Plätze als Lagerstatt für die Nacht angewiesen. Zwei wollene Decken kamen angeflogen, blieben zerknüllt liegen. Die beiden gingen, ohne den schmutzigen Mantel auszuziehen, auf den freien Platz vor dem Altar zu. Hier saßen vier Männer um ein loderndes Feuer. Aus einem runden Becken, das aus roten Backsteinen aufgebaut war, schlugen die Flammen empor. Ein paar steife Hände reckten sich ihnen entgegen. Worte huschten über der Glut hin und her.

Die Männer am Feuer drehen sich um. Der eine, von Beruf ein Lehrer, ruft: „Kommt man hierher ans Feuer, Kameraden! Hier ist's schön warm."

„N Abend!" Die übliche Frage über Verwundung macht unnütz Wellen in der Luft. Dinge, die keinen interessieren, erzeugen mechanische Bewegungen so und so vieler Sprachwerkzeuge.

Dann ist es wieder wie vorher. Die beiden Zugekommenen werden als lange Zugehörige anerkannt. Des Lehrers Backen mahlen langsam und behäbig Brot und Speck. Ein Sanitäter bringt einen Eimer voll Kakao, in dem ein Schöpflöffel klappert. Trinkbecher werden gefüllt. Auch die beiden Neuen bekommen zu trinken, dann auch Brot und Speck.

In der Ecke, wo die Schwerverwundeten liegen, huscht eine Gestalt im weißen Mantel herum. Ein paar Augen beobachten die hüpfenden Bewegungen des Arztes. Die weiße Gestalt kniet nieder, abeitet mit den Gliedern des Oberkörpers, steht auf, kniet wieder nieder und verschwindet.

Digitized by Google

Einer liest in einer Zeitung. Am Taufstein, auf dem Nahrungsmittel und medizinische Gebrauchsartikel liegen, hantieren die Sanitäter. Des Lehrers Backen mahlen.

Der junge Dichter steht auf dem erhöhten Platz vor dem Altar. Die Augen Christi streifen sein weiches, blondes Haar. Und Christi Augen weinen. Weinen über die zerschmetterten Leuchter, über die Vasen und Blumentöpfe, über den goldenen Kelch, der am Boden liegt. Und mein Herz blutet, denn die Monstranz ist aus dem Tabernakel herausgerissen und in den Schutt getreten. An einigen Stellen ist der Mörtel von der Wand gefallen. Kleine, kreisrunde, kreideweiße Löcher enden in roten Höhlchen. Vor einem Spitzenbogenfenster bewegt sich im Luftzug wallend ein dunkelroter Teppich. In des Dichters Augen schauert erbarmungsvoll Traurigkeit, als er sich wieder ans Feuer setzt. Den Mantel hat er jetzt ausgezogen und benutzt ihn als Kissen.

„So'n Blödsinn!" sagte Einer. Alle sehen erstaunt auf.

„Was ist Blödsinn?" sagt der Lehrer.

„So'n Quatsch! Wat der hier schreibt. Hat wol ooch noch keen Pulver jerochen!" Das Papier der Zeitung knittert beim Umdrehen des Blattes. „Ach so, det hat ne Dame jeschrieben! Da jeht Ener vor. Rechts und links schlagen die Granaten in, Schrapnells platzen überall in de Luft, Jewehrkugeln pfeifen, Maschinenjewehre knattern, alles uf eenen Haufen. So wat jibts ja jarnich. Mensch, so'n Quatsch!"

„Ja, da wird so allerhand jetzt zusammengeschrieben. Daß sowas die Zeitungen überhaupt drucken!" sagte eine andere Stimme.

„Die haben ja keine Ahnung, wie es im Krieg zugeht."

Durch irgend eine Oeffnung kamen ein paar Schneeflocken ins Feuer gewirbelt und verzischten als Wassertropfen auf den Backsteinen. Eine Hand legte ein geschnitztes Brett von dem zerhauenen Meßpult auf die Glut.

Und als die Flamme prasselnd die neue Nahrung zu verzehren begann, eiferte die Stimme des mit dem Dichter angekommenen Leichtverwundeten: „Ja, sie schreiben jetzt viel unmögliche Sachen über den Krieg. Aber wer darüber schreiben will, der muß draußen gewesen sein, der muß den Krieg erlebt haben. Ich bin nur ein einfacher Tischlergeselle, aber was gut ist oder schlecht, das fühl ich auch, und was wahr ist und was erlogen. Hier was mein Kamerad ist, mit dem ich gekommen bin," er deutete auf den feinen Kopf des Dichters, „der hat vielleicht was geschrieben, sag ich Euch. Das ist was, Kameraden, was ganz andres, was," seine Hände fuchtelten zwischen den Knien umher, „was, was er erlebt hat!"

Der Lehrer horchte auf. Er war ein guter, harmloser Mensch, solange er sich als geistig Ueberlegener fühlte, solange er belehrend wirken konnte. Sobald er aber fühlte, daß ein Anderer da war, der die geistige Aufmerksam-

Digitized by Google

keit etwa auf sich ziehen könnte, bei dem er einen größeren Geist verspürte als in der dicken Kapsel seines Schädels, dann empörte sich alles in ihm. Jetzt lag er auf der Lauer. Er strich sich mit der breiten Hand über seinen brutalen Nacken und lockte in wohlwollenden Worten: „Einen Dichter haben wir die Ehre in unsrer Mitte zu haben? Da wäre ich doch neugierig." Um seine Mundwinkel spielte ein heuchlerisches Lächeln. „Wollen Sie uns nicht mal was vorlesen, lieber Herr Kamerad?" Eigentlich hatte er das gar nicht sagen wollen, es war ihm nur so entschlüpft, da er anfangs dachte, der Dichter könnte vielleicht Beziehungen haben. Und nun hoffte er im Stillen, daß sich der junge Mensch weigern würde, denn der sah doch wohl noch zu jung aus, um Beziehungen zu haben, aus denen er etwaige Vorteile ziehen könnte.

„Vorlesen" hatte der Dichter gehört. Ja natürlich, vorlesen. Ein junger Dichter liest gern vor, besonders seine eigenen Geistesprodukte. Aber nein, doch nicht vorlesen. Hier an diesem Orte, unter diesen Menschen! Ein junger Dichter ist auch schüchtern, und zartfühlend. O sehr zartfühlend!

„Ich habe gar nichts da von mir," flüsterte er, als ob er sich schäme, nichts da zu haben. „Wirklich nicht! Und dann, das würde Sie ja kaum interessieren."

„Aber erlauben Sie mal, lieber Herr Kamerad! Ich bin Lehrer, und mich sollte nicht alles Geistige interessieren? Sehen Sie, der Herr Kamerad da, mit dem Sie gekommen sind vorhin, der ist — was sind Sie doch von Beruf, Herr Kamerad? — Tischler? — so, der ist Tischler, und der ist ganz begeistert von ihren Werken. Warum soll ich es nicht auch sein? Ich als Lehrer!"

Der Dichter war wieder beschämt. Er hätte jetzt gern vorgelesen. Aber er hatte doch gesagt, er habe nichts bei sich. Und fühlte, wie sein Herz gegen das Manuskript klopfte. „Leider muß ich bedauern."

Da kam ihm der Tischler zu Hilfe. „Du hast es doch in die Brusttasche gesteckt. Das weißt Du wohl gar nicht mehr. Da!" Er schlug leicht gegen den Rock des Dichters, in die Gegend des Herzens. „Da steckt es ja."

Vom Halse herauf stieg eine dunkle Röte in das Gesicht des Dichters. „Ach ja," würgte er hervor. „Daran hatte ich ja gar nicht mehr gedacht." Seine schmale Hand huschte durch die aufgeknöpfte Oeffnung des Rockes in die Brusttasche und kam mit einem zerknitterten Stoß schmutziger Blätter wieder hervorgeflattert.

Jetzt schoß die Linke darauf zu, und heiße Blicke wühlten zwischen den Buchstaben. Er suchte, was er vorlesen könne. Das, oder das? Ja: das! Nein, lieber das! Ja, das könnte sich eignen. Er hätte jetzt gerne angefangen, aber er wußte nicht, wie er es einteilen sollte. Was er sagen sollte.

Digitized by Google

„Na, nun lies schon!“ drängte der Tischler.

Der Lehrer setzte seinen Oberkörper zurecht. Er saß jetzt da wie ein Staatsanwalt im Gerichtssaal. Sein dicker, fettiger Schnurrbart spreizte sich wie bei einem Polizisten.

„Nun seid mal ein bißchen ruhig, Kameraden! Unser junger Kamerad, der Dichter, will uns was vorlesen.“ Er sprach in verfügendem Ton. Den Vorsitz in dieser Versammlung wollte er sich wenigstens erhalten. Er maßte sich an, dem Redner das Wort zu erteilen. Seine monatliche Bürgerversammlung in einer dumpfen Kneipe fiel ihm ein.

Der Dichter wußte nicht, ob er aufstehen sollte zum Vorlesen oder sitzen bleiben. Er hatte gehört, daß man bei derartigen Gelegenheiten gewöhnlich aufstände. Er gab seinem Oberkörper Schwung nach vorn, drückte ruckartig den Bauch vor und stand plötzlich da, wie aus der Erde geschossen. Jetzt, da er stand, fiel alle Beklommenheit von seinem Körper ab. Die verhaltene Glut der Scham wich dem lodernden Rot der selbstbewußten Freude. Wie eine Flamme loderte sein Kopf unter der goldenen Flut der Haare.

Und seine Lippen formten Worte. Sein Mund nahm die Form an von verschiedenen Gefäßen, die wundersame Gebilde entschlüpfen ließen. Wie ein süßer Wind kamen sie angetänzelt, leise singend durch die hellen Zweige der Birken. Auf rhythmischen Wogen schaukelten silberne Schwäne. Leuchtend der Garten, wogend das Korn, und der blaue Himmel, der tiefe blaue Himmel. Erinnern schluchzte in Millionen Blütenkronen, auf jedem Grashalm funkelte eine Träne der Lust.

Hätte der Dichter jetzt den Lehrer angesehen, so hätte er ein sicheres Zucken um dessen Nasenflügel bemerkt. Noch wußte der Lehrer nicht, woran er war. Aber naturnotwendig mußte sich früher oder später sein Inneres gegen diese Art Dichtung empören, denn sie war „modern.“ Die andern saßen in sich gekehrt. Sie spürten, daß etwas mächtiges an ihr Herz gegriffen hatte, das sie nur halb verstanden, das ihnen aber den Atem benahm. Der Tischler strahlte. Mit seinen Blicken liebkoste er des Dichters Gesicht.

Der las weiter.

Welten tauchten herauf und Welten versanken. Menschen wurden geboren, empfanden Lust und Schmerz, und kämpften und kämpften und sanken in die Erde, die schon tausend Geschlechter verschlungen hatte. Meere kamen herangerauscht, ganze Erdteile erzitterten. Berge entluden sich donnernd gegen die Wolken und fielen als Schlacken in abgrundtiefe Gewässer. Aber ruhig und ungestört kreisten die Sphären. Immerwährend, in alle Unendlichkeit hinein.

Der Dichter hielt erschöpft inne. Das Gedicht war ja auch zu Ende. Schlaff, ausgepumpt fiel er auf seinen Platz zurück. Er duckte den Kopf, denn er wußte, daß ihn jetzt die Urteile der fremden Menschen peitschen würde.

Digitized by Google

Ein Aufatmen wurde hörbar. Die Oberkörper ruckten verlegen hin und her. Hände tasteten herum, Köpfe reckten sich und klappten wieder nach vorn. Das Gesicht des Tischlers strahlte noch immer.

In des Lehrers Gesicht war das ungewisse Zucken einem hämischen Grinsen gewichen. Als ob er einen eigensinnigen Schulknaben auf einer unrechten Tat ertappt hätte. Er hustete ein paar Mal bedeutungsvoll, als ob er sagen wollte: Ruhe! Wie in seiner Versammlung erhob er sich langsam zu seiner ganzen Würde. Der Vorsitzende mußte doch dem Herrn Referenten danken.

Es traf den Dichter wie ein Peitschenschlag, als der Lehrer sagte: „Sie deklamieren sehr gut, lieber Herr Kamerad. So möcht' ich es auch können. Und schöne Gedanken haben Sie vor uns entwickelt. Wie alt sind Sie, wenn ich fragen dürfte?"

„Zwanzig Jahre," bebte die Stimme des Dichters.

„Zwanzig Jahre," wiederholte der Lehrer. Und im Brustton der Ueberzeugung, die nur ein Mann von reiferen Lebensjahren sich errungen haben kann, fuhr er fort: „Ja sehen Sie, lieber junger Freund, als ich so jung war wie Sie! Gott ja! Da habe ich ja auch geschwärmt, und war voller Ideale. Ja, und ich habe auch wohl mal ein paar Reime geschmiedet, von Träumen und Liebe und sowas. Gott ja! Wenn man jung ist! Dann geht die liebe Jugend gern mal mit einem durch. Aber jetzt, wenn man die Stürme des Lebens kennen gelernt hat, den rauhen Kampf ums Dasein, ja sehen Sie, dann verlernt man sowas, dann vergißt man die Ideale seiner Jugend. Und dann, sagen Sie, warum machen Sie das eigentlich, warum dichten Sie? Wir haben doch unsern Schiller und Uhland und allenfalls noch Julius Wolff. Das genügt uns doch vollkommen. Warum dichten denn überhaupt noch so viele Leute, wo das noch dazu schlecht bezahlt wird? Das kann ich nicht begreifen." Jetzt lag ein blöder Zug um seine Lippen. Wie ratlos hing der Schnurrbart an beiden Seiten herab.

„Ich kann es auch nicht begreifen," fiel der Dichter ein.

„Was denn?" schnellte der lauernde Geist des Lehrers wieder empor. „Was können sie nicht begreifen?"

Beängstigend gähnte Stille in das Feuer.

„Ach ich meinte nur so . . ."

„Ach so, wenn Sie meinen? Gewiß! Alles in Allem war das ja sehr schön, was Sie uns da vorgetragen haben. Man kann ja auch nach so Wenigem noch kein endgültiges Urteil abgeben. Ich würde mich sehr freuen, und gewiß auch die andern Herren Kameraden" — hier drehte er mit einer Verbeugung den Oberkörper im Kreise zu jedem Einzelnen — „noch etwas von Ihnen zu hören."

Digitized by Google

Er log. Aber die andern machten so zufriedene Mienen, da glaubte er als Vorsitzender, dem Redner noch einmal das Wort erteilen zu müssen.

„Also wenn ich bitten dürfte, Herr Kamerad!" Es sollte recht schmelzend klingen.

„Lies doch noch was vor!" bat eindringlich der Tischler.

Und wie junge Dichter sind: er ließ sich noch einmal verführen, seine Mächte zu entfesseln. Vielleicht, daß er diesmal tiefer dringen würde.

Jetzt stand er da, wie eine Fahne, die im Morgenwind dem Heere voranflattert. Seine seherhaften Augen durchbohrten das Papier, durchbohrten den gegenübersitzenden Lehrer, die Wand, ein paar Bäume in der Ferne und blieben irgendwo im All haften. Seine anfangs weiche Stimme wuchs und schwoll und wurde riesengroß wie das Donnerrollen der Elemente in der Natur. Alles dehnte sich an ihm, die Kirche wurde ihm zu klein; er erfüllte alles, das ganze Dorf, das ganze Land. Er wurde selbst ein Element, eine Naturkraft, urgewaltig, alles mit sich fortreißend, nur gebändigt von einer klaren Macht. Der Wille, der helle, ewigkeitenjunge Wille der Welt regierte ihn, sonst nichts, nur der Wille, der jubelnde Wille der Welt!

Während der Dichter las, predigte, gebar, Feuer spie, wurden die müden Seelen der Männer alle wach. Wilde Erregung schoß ihnen durch die Glieder, ihre Stirnen fieberten, ihre Hände verkrampften sich ineinander, zuweilen blieb ihr Herz stehen, um dann wieder wütend loszurasen, Schweiß trat in ihre Achselhöhlen, in ihren Augen brannte der Wille der Welt.

Der Lehrer saß vernichtet da. Sein Oberkörper war auf die Oberschenkel geklappt. Er hatte Kampf ums Dasein, Jugendideale, monatliche Bürgerversammlung vergessen. Sein Herz hetzte ihm den Willen der Welt durch die Adern, Willen der Welt, Willen der Welt, alles hämmerte; Willen der Welt.

Da geschah etwas ganz Unerhörtes. Als alle die ums Feuer sitzenden Körper so vom Willen der Welt besessen waren, wühlte sich die pulsivisch zuckende Masse eines Schwerverwundeten mit Schlagadernschuß durch den Hals aus ihrer Deckenverknäulung, blinzelte einmal nach hinten zur Orgel hinauf, kroch auf allen Vieren zur Tür, stieß diese, die bloß angelehnt war, leise auf und begann, die Treppe im Vorraum hinaufzukriechen. Durch das Emporheben des Oberkörpers durch die höheren Treppenstufen bekam der ganze Körper senkrechte Haltung und ging schließlich wie ein gewöhnlicher Mensch mit zwei Beinen durch die Tür auf den Orgelsitz zu. Der Orgelsitz stand dicht am Abgrund. Das Geländer der Galerie, das dem Orgelsitz als Rückenlehne gedient hatte, war abgerissen und bereits früher als Brennholz verwendet worden. Der Wille der Welt setzte den schwer zerrütteten Körper, der augenblicklich wieder Mensch geworden war, auf den Orgelsitz und hob

Digitized by Google

ihm die Hände auf und formte die Stellung der Finger, als ob sie Akkorde griffen.

Blitzartig stiegen in dem neugeborenen Menschen Erinnerungsfetzen empor. Von unten herauf griffen sie mit spitzen, heißen Fingern nach seinem Herzen. Das war die Orgel seiner Heimatkirche. Hoch über Wagenrasseln und dem Stampfen der ächzenden Stadt saß er und ließ seine Seele in die tönenden Tasten verbluten. Sein ganzes Leben lag vor ihm, ein ewiges Stranden und Landen. Blumen verwelkten, Wangen verblaßten, und rings gähnte Staub, überall erstickender Staub. Helle Fenster brannten in die Nacht, Musik klang, und irgendwo weinte leise ein junges, verhärmtes Weib. Weinen lassen, her die Würfelbecher! Wir haben ja noch unser Leben zu verwürfeln! — Und dann ein Tag, wo die Erde in ihren Grundfesten erbebte. Tausend Bahnen rasselten von einem Punkte auseinander, und wo sie hielten, regnete der Himmel Eisen. Meere von Blut versickerten zwischen fremden Schollen. Die Erde zerbarst, blutrot flammte die Schlacht, und dann — Dunkel, wochenlanges, undurchdringliches Dunkel. In Schmerzen, unverstandenen, war seine Seele tot. Nun war sie erwacht, durch diesen alles erfüllenden Willen; dieser Wille hatte seinen eigenen Willen aufgerufen, zu neuem Leben in Schönheit und Lust.

Und er spielte, er spielte grandios, urmächtig, elementar, er spielte den Willen der Welt. Spielte dieser Mensch wirklich, oder spielte der Dichter, der noch immer unten Feuer spie! Jedenfalls gab die Orgel keinen Ton. Denn der Blasebalg wurde ja nicht getreten. Aber der Mensch spielte, den Rücken mit dem Kopf als gradlinige Fortsetzung weit nach hinten übergebeugt. Gewaltig wuchteten seine Hände über die Tasten und kneteten und wühlten in den Eingeweiden der Orgel. Wild stampften die Füße auf den Pedalen umher, daß es ein unheimliches Klappern gab.

Schließlich erfüllte das Klopfen der Finger auf den Tasten und das Poltern der Beine die Luft. Denn der Dichter hatte geendet und saß halb seelenlos auf seiner Kiste. Alle andern waren wieder atemlos. Nur mühsam konnte der Lehrer wieder Haltung gewinnen.

Da plötzlich ein Schrei: „Der Mann mit dem Schlagadernschuß!" ein Krachen, wie wenn eine Decke jäh einstürzt, ein Sanitäter stürzt auf den Ausgang zu. Im jähen Entsetzen drängt alles unter die Orgel. Zu unzähligen Stücken ist der Orgelsitz zersplittert, und von oben — den todgewohnten Soldaten quellen die Augen vor Angst aus dem Kopf — hängt der Mann mit dem Schlagadernschuß an den Beinen herunter, mit dem Kopf nach unten. Die Füße haben sich in einigen stehengebliebenen Holzstümpfen der Galerie verfangen. Weit breitet der Mensch die Hände aus, als ob er den Raum umfassen wollte. Wie ein segnender Priester, denkt der Dichter, nur mit dem

Digitized by Google

Kopf nach unten. Da wird es ihm klar: er muß helfen, losmachen den da oben. Vielleicht, daß noch . . .

Und während er hochschauend unter dem Hängenden hindurchgehen will, prallt ihm ein warmer Strahl ins Gesicht, es will ihm die Augen ausfressen, er faßt hin, beide Hände sind blutig. Da kann er nicht mehr aufrecht stehen, er muß sich an eine Säule lehnen. Auf der Galerie sagt eine Stimme: „Der hat auch das letzte Mal gespielt."

Als die Sanitäter den haltlosen Körper des Toten vorbeischleppen und auf eine Bahre fallen lassen, steht der Dichter noch immer besinnungslos an der Säule.

Zwei Gedichte aus dem Zyklus „Johann Sebastian Bach"

Von Ernst Lissauer

Lindes Präludieren

Wie präludiert der Meister heute sanft!
Als sei der Wind aus der Lade
Geschlüpft und bliese
Ueber Miere und Rade,
Bach sitzt am Ranft,
Klingend fächelt die Wiese.

Vision

In allen Wölbungen war schon lange Nacht.
Ein Funke glomm im westlich letzten Glase.
In der schwarzen Kirchenhalle
Allein mit seinem Schalle
Saß Bach.

Immer strömte das Rauschen und Branden
Und schwoll und stieg,
Die Fliesen schwanden,
Ein Meer Musik

Digitized by Google

Stand hoch bis in die Spitze der Laterne,
Es wuchs, es schlang,
Es vergingen
Die Himmel von seinem Singen,
Die Erde versank
In tönende Ferne.

Und nur er war.
Er saß, von Flut umkreist.
Weltanfang war.
Ueber den Wassern blies Urgeist.

Beethoven

Von Max Barthel

Meister, die Mörser und schlanken Haubitzen,
die kühlen Mörder aus Bronze und Stahl
donnern allstündig einen Choral,
fressend umzückt von springenden Blitzen.
Psalmen und qualmen den Schlachtensang
die armen ermordeten Wälder entlang.

Der du, wie wir, dem Weltall verweigert,
dich mit unendlicher Klarheit gesteigert,
daß du, taub allem Haß und Getöse
in dir die eigene Schönheit und Größe
staunend erbaut und wissend errichtet,
Fröhlich das Neuland der Menschheit gesichtet:

Meister, wir alle im Schlachtengestöhne
sind deine Kinder, sind deine Söhne.
Wollen, wenn die Geschosse streifen,
dem Schicksal in den Rachen greifen
und singen in den Schrei der Kanonen:
„Seid umschlungen! Millionen . . .“

Digitized by Google

Vom Reden und Schweigen

Nachdem in dem Feldzuge gegen den König Perseus von Makedonien die Römer unter drei Feldherren, welche ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen waren, durch unglückliche und schlaffe Kriegsführung in eine mißliche Lage gekommen waren, sandten sie endlich den rechten Mann auf den Kriegsschauplatz. Es war Lucius Aemilius Paullus, der Sohn des gleichnamigen Konsuls, der bei Cannae fiel, ein Mann von altem Adel und reicher Kriegserfahrung, die er sich in Spanien und Ligurien erworben hatte. Der römische Geschichtsschreiber Livius läßt ihn beim Antritt seines Kommandos folgende Rede halten (Buch 44, Kapitel 22).

„Bei jedem zufälligen Zusammenkommen von Menschen und bei jedem Gastmahl gibt es Leute, die sich's zutrauen, Heere nach Makedonien zu führen, die wissen, wo man das Lager aufzuschlagen habe, welche Gegenden man besetzen müsse, wann und über welchen Paß man in Makedonien eindringen, wo man die Getreidemagazine anlegen, auf welchen Land- und Wasserwegen die Verpflegung nachschaffen, wann den Feind angreifen, wann sich ruhig verhalten müsse. Und diese Leute glauben nicht nur bestimmen zu können, was man tun müsse, sondern, sobald der Konsul etwas anders macht, als sie es für richtig halten, so machen sie ihm Vorwürfe, als wären sie seine Ankläger vor Gericht. Solches Verhalten lähmt die Tatkraft des Mannes: denn nicht jeder ist gegen ungünstiges Gerede so fest und standhaft, wie es Fabius war, der lieber seine Herrschgewalt durch die Unbeständigkeit des Volkes beschränken ließ, als daß er den Staat unter günstiger Nachrede schlecht leitete. Durchaus bin ich nicht der Meinung, man dürfe an einem Feldherrn keine Kritik üben, vielmehr ist wohl, wer alles nur nach seinem Kopfe ausführen will, eher ein Tollkopf als ein Weiser. Worauf also kommt es an? Zunächst dürfen an einem Feldherrn nur einsichtige, besonders im Kriegswesen unterrichtete und durch eigene Erfahrungen belehrte Männer Kritik üben, sodann nur solche, die bei den kriegerischen Unternehmungen zugegen sind, die das Gelände, die den Feind, die Zeitumstände vor Augen haben, die gleichsam auf demselben Schiffe Teilnehmer der Gefahr sind. Wenn also jemand sichs zutraut, in dem Kriege, den ich zu führen haben werde, mir Ratschläge zu erteilen, die dem Staate nützlich sind, so soll er dem Staate seine Hilfe nicht vorenthalten, sondern mich nach Makedonien begleiten. Sein Schiff, sein Pferd, sein Zelt, auch Marschgelder soll er von mir erhalten. Wem dies aber zu unbequem ist, wer die Muße der Stadt den Beschwerden des Felddienstes vorzieht, der muß nicht vom Lande aus Steuermann sein wollen. Die Stadt für sich bietet Stoff genug zu Gesprächen, sie soll ihre Geschwätzigkeit auf sich selbst beschränken und sichs gesagt sein lassen, daß auch wir mit unseren Beratungen im Lager uns zufrieden geben werden."

Dieses die Worte des Paullus, der als Oberfeldherr trotz seiner sechzig Jahre bald darauf in der Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.) ohne Helm und Panzer durch die Reihen schreitend seine Leute ordnete, in weniger als einer Stunde das Geschick Makedoniens entschied und im König Perseus den vornehmsten Gefangenen, den je ein römischer Feldherr heimgebracht hat, empfing. Noch heute sind die Worte beherzigenswert, denn noch heute ist das Geschlecht jener

Digitized by Google

nicht ausgestorben, die da meinen, sich bei ihrem Glase Wein oder Bier ein Urteil über alle Dinge, von denen sie nichts — oder was noch schlimmer ist — wenig verstehen, erlauben zu können. Der Vormarsch gegen Paris, die Marneschlacht, der lange Stellungskrieg im Westen, der scheinbare Stillstand im Osten, die Nichteinnahme Rigas, der Fall von Erzerum und Tiflis, die Berichte aus dem großen Hauptquartier, die Handhabung des Unterseeboots- und des Luftkrieges, die Beziehungen zu Amerika, die Lebensmittelversorgung — über alles geben sie ihr Urteil ab, immer erzählen sie, wie alles verkehrt gemacht werde, wie sie es anders gemacht haben würden, und wie alles dann gut und herrlich sein würde.

Demgegenüber übt der rechte Soldat stets die Schweigsamkeit und die Enthaltsamkeit im Urteil über Dinge, von denen man nichts versteht, wie unsere Soldaten es vom Prinzen Friedrich Karl singen:

Friedrich Karl, du Mann vom Worte,
Wenig sprichst du, doch am Orte
Machst das Wenige du wahr.

(Klabund, das deutsche Soldatenlied, 1915, S. 104.) Im Jahre 1866 wurde von den Kriegsgästen des preußischen Großen Hauptquartiers die Schweigsamkeit des Generalstabs übel vermerkt. „Man erfährt aber auch garnichts", beklagte sich einmal einer der Herren bei Moltke, der darauf lächelnd erwiderte: „Ich danke Ihnen namens meiner Offiziere; es ist das beste Kompliment, welches dem Generalstabe gemacht werden kann." Und von demselben Moltke schreibt der Abgeordnete Ludwig Bamberger in seinen Charakteristiken: „Wenn mich vor Jahren, ehe ich abgehärtet war, manchmal die schöne Zeit jammerte, die man da im Reichstag verfaß, so hatte ich immer Trost im Anblick des damals noch in voller amtlicher Tätigkeit befindlichen Moltke, der so aufmerksam und pflichttreu dasaß und zuhörte wie wenige. Und seine Zeit zu Hause war doch auch etwas wert! Zuhören ist eine der schwersten Künste, und auch das Können, wie so manches, heute am besten preußische Militärs. So verstand es Moltke."

Ein rechtes Gegenbild zu diesem militärischen Schweigen, dessen auch Lord Curzon in seinen Kriegsgeboten gedenkt: Carlyle, der nach Darwins Schilderung keinen zu Worte kommen ließ, indem er stundenlang über die göttliche Macht des Schweigens sprach, die er am göttlichsten in jenem Johnson wiederfand, der doch nach Macaulays Schilderung als ewiger Wirtshauskumpan die Zunge nicht ruhen ließ.

T. O. Achelis

Familienbriefe der Maria Theresia*)

Stefan Großmann schließt die feinsinnige und warme Einführung in die Auswahl aus den Briefen der großen Kaiserin mit Klopstocks Grabschrift für Maria Theresia:

Schlaf sanft, du Größte deines Stammes,
Weil du die Menschlichste warst!
Das warst du, und das gräbt die ernste Geschichte,
Die Totenrichterin, in ihre Felsen.

Die Größte, weil sie nicht der Herrschbegier Gewalt über ihr Inneres

*) Band 3 der neuen hübsch ausgestatteten Ullsteinschen Sammlung „Die Fünfzig Bücher". Außerdem sind erschienen „Paris 1870/71" (Eingeleitet von Karl Scheffler), „Oesterreichische Novellen", „Berliner Novellen" von E. Th. A. Hoffmann, „Der junge Fritz in Rheinsberg" (W. von Molo), „Herodots Orientalische Königsgeschichten" (P. Ernst).

Digitized by Google

ließ wie eine Katharina, weil ſie ihr Frauenſchickſal ganz erfüllte, ganz Weib, ganz Mutter war — im Gegenſatz zu Eliſabeth — weil ſie groß war im Handeln, — nicht nur im Dulden, wie Luiſe.

Wer einen Hauch dieſes mit Freuden und Leiden überſchütteten Lebens ſpüren will, der leſe die Briefe, die hier in kluger Auswahl in einem hübſchen, bunten Bändchen vorliegen. Vor allem die Briefe an ihre Kinder — meiſt aus der franzöſiſchen Urſchrift übertragen — geben ganz unmittelbare Einblicke in das Seelenleben dieſer mütterlichen Kaiſerin. Sie hat 16 Kinder geboren. Sie ſchreibt wohl einmal: „wenn der liebe Gott mir die bewahrt, die ich habe, würde ich recht zufrieden ſein, wenn es bei zehn Kindern bliebe. Denn ich fühle, wie das mich ſchwächt und ſehr altern läßt; es würde mich wenig bekümmern, wenn es mich nicht weniger fähig für Kopfarbeiten machte." Hie und da erwähnt ſie, daß ſie, überwältigt von Müdigkeit, es mache wie die Hunde, die zu jeder Stunde ſchlafen können. Dabei aber: welche „Kopfarbeit" wird geleiſtet! Von der hohen Politik erfahren wir aus den Briefen ſo gut wie nichts, aber jedes Wort an die Kinder iſt ſchwer von Weisheit und Güte. Sie kennt die Weſensart jedes Kindes, ſie nennt ihre Schwächen mit unerbittlicher Offenheit beim Namen, ſie gibt, um ihr Selbſtbewußtſein im Gleichgewicht zu halten, kluge Doſen des Gegengiftes, indem ſie alle guten und edlen Anlagen im Sonnenſchein ihres Lobes wachſen läßt. Die „Inſtruktionen" und Briefe an ihre Söhne, die Erzherzöge Ferdinand, Maximilian, vor allem an den Thronfolger, den ſpäteren Joſef II., ſind unſchätzbare Anweiſungen zur Konzentration, zur geiſtigen Arbeit, zur Selbſtbeherrſchung, die allein die Macht verleiht, andere zu beherrſchen. Nie vergißt ſie zu erwähnen, welche Arbeit es ſie gekoſtet hat, ſich ſelbſt zu der „Gelaſſenheit des Geiſtes" heranzubilden, die ihre Ueberlegenheit ausmacht. Je unerbittlicher ſie im Mahnen war, je ſtärker ſie Unterwerfung unter die Autorität ihrer Erfahrung fordert oder unter die Autorität der Kirche, um ſo liebevoller, demütiger ſchließt ſie dieſe Schreiben: „Deine gute alte Mutter;" — oder: „Indem ich dieſen Brief beſchließe, nehme ich Sie beim Kopf, küſſe Sie zärtlich und wünſche, daß Sie mir dieſe langweilige ſchlechte Redeweiſe verzeihen, indem Sie auf den Fonds ſehen."

. . . . Die Briefe an die Söhne ſind immer und ausſchließlich der Fürſtenerziehung gewidmet. Zu der Korreſpondenz mit den Töchtern, ſo in den unvergleichlich zarten und derben, liebenden und beſorgten, angſtvollen und ſtolzen Briefen an die leichtſinnige, reizvolle Marie Antoinette, die 15jährig aus ihrer Obhut kam, — in dieſen Briefen vermiſchen ſich in bezaubernder Art die Ratſchläge der Herrſcherin an die junge Fürſtin, mit den graziöſen Winken der wiſſenden Frau an die junge und unerfahrene Anfängerin in der Liebe, in der Mutterſchaft. Hier würde jedes Zitat grob wirken, aus dieſem glitzernden Gewebe mag kein Faden herausgezogen werden. Ein Lehrbuch einziger Art bilden dieſe Briefe — man wird geneigt zu glauben, daß die große Kunſt der Erziehung aus dieſen Blättern ſich ſpielend lernen laſſe — und wird doch wieder ſkeptiſch im Gedanken daran, wie wenig, wie bitter wenig ſie ausrichten konnten! Wir atmen dankbar auf, daß die große Frau nicht mehr erleben mußte, wie tragiſch in Marie-Antoinettens Schickſal alle böſen Ahnungen

Digitized by Google

der Mutter zum Grotesken verzerrt, sich erfüllten, — daß ihr Sohn und Nachfolger anbetete, was sie verbrannte und verbrannte, was sie anbetete — das zu schauen, wurde ihr nicht erspart. Der immer „aufgeklärte" hat ihre Klarheit nie erreicht. Und doch hielt ihre Liebe stand. Denn Liebe, sorgende, ordnende Hausmutter-Liebe für ihre Kinder, wie für ihr Volk, war das Gesetz ihres Lebens. Selbst ihr großer Feind, selbst Friedrich konnte nicht die stolze und sichere Harmonie ihres Herzens stören, wie schwer er auch ihren Herrscherstolz kränkte. Ihre Niederlagen gaben ihr Kräfte der Demut, durch die ihre Seele Siegerin blieb.

Elly Heuss-Knapp

Eine Mythik des Oesterreichers?

Was das ist, eine Mythik des Oesterreichers? Das ist nämlich ein Buch, heißt „Oesterreich und der Mensch" (bei S. Fischer, Berlin), wurde von Robert Müller geschrieben und hat den Untertitel „Eine Mythik des Donau-Alpenmenschen". Ein Platzregen großer Worte: Der Mensch, die Mythik, der Donau-Alpenmensch. Man schlägt auf und liest zuvor die Titel der Kapitel: Oesterreich und die Frau, Oesterreich und der Mann, Oesterreich und die Welt. Das ist also der Mensch. Ist er nicht ein bißchen verdächtig, dieser Mensch, hat er Blut, Haut, Haare, Augen, oder ist er nur eine Geschäftstafel? Ich erinnere mich, eine Reihe Bücher gesehen zu haben, die gar nicht Mythik, sondern mehr Text zu Photographien sein wollten, die Kapitel waren überschrieben: Paris (oder Berlin oder Wien oder London) und die Frau, — und der Mann, — und die Welt. Die Photographien fehlen. Aber der Text ist da. Letzte Erinnerung an die fehlenden Photographien, wenn als Siege österreichischer Frauenwelt Mode und Rachkunst genannt werden. Nach solchen Erkenntnissen mißtraut man dem Völker- und Rassenfasching, der da als verkleideter Männergesangsverein, zur Mythik des Oesterreichers aufgeboten wird. Man mißtraut der Gesundheit dieser urweltlichen Gebräuntheit, die nur den Gletscherbrand von Johannes V. Jensen darstellt. Eine aus Dänemark importierte Mythik, nein, nicht einmal das, sondern nur made in Austria. Bleibt der Donau-Alpenmensch. Da ich aber mit dem Karst auch etwas zu tun habe und doch ein Oesterreicher bin, frage ich ganz erstaunt und egoistisch: „Und ich?" Der Donau-Alpenmensch ist nicht Oesterreich, er gehört zu ihm, aber er ist es nicht.

Nun sind die Hüllen gefallen. Die großen Worte zerplatzten wie Leuchtraketen. Aber das Buch bleibt lesbar, weil es amüsant ist, weil es verdreht, umstülpt, weil es „Oesterreich und das Feuilleton" ist. Nicht ein Feuilleton, das sich an Heinrich Heine emporgeturnt hat und noch immer vom „jungen Deutschland" zehrt, sondern ein neues, wagemutigeres, weltreisehaftes, dessen Hexenmeister eben Johannes V. Jensen ist. Aber dieser Feuilletonismus ist nicht minder hemmungslos wie der alte, nicht minder gefährlich. Vielleicht gefährlicher, weil er so neu aussieht.

Das muß gesagt werden, vielleicht schärfer, als es nötig aussieht. Aber es ist nötig. Denn dieses Buch bekennt sich nicht zum Feuilleton, es bekämpft es scheinbar und hat die Gebärde des Menschhaften. Das ist es: Gebärde. Ein Wort der österreichischen Literatur und die Tat eines (hoffentlich verflossenen) Oesterreich. Was war denn immer unser Leid? Nichts anderes, als daß uns eine

Digitized by Google

Mythik versprochen wurde und wir erhielten: Oesterreich und die Frau, Oesterreich und der Mann. Die Gebärden regierten, das so tun als ob — Oesterreich und der Mensch — schon wieder einmal ein Versprechen. Und darin hören wir schon wieder einmal, daß Oesterreich frauenhaft sei. Aber ihr Freunde, nicht diese Töne. Nicht mehr. Wir glauben an die menschliche Kraft im Oesterreicher, an sein Lebensgefühl, aber eben weil wir glauben, wollen wir uns nicht mehr betäuben lassen, wollen wir denen, die da mit Gebärden kommen, auf die Hände sehen und auf die schauspielerhaften Finger klopfen.

Oskar Maurus Fontana

Otto Flakes neuer Roman

Seit dem Einzug der Brüder Hart in das literarische Berlin wiederholt sich ständig das Motiv, daß es einen jungen Menschen aus dem altfränkischen Idyll irgend einer Heimat in die technische Internationalität der modernen Großstadt schleudert. Auch Flake läßt seinen Lehrer Horn diese Wunderwandlung erleben. Aber er erhöht das Tempo und steigert die Erlebensquantität durch die Mystik eines visionären Ereignisses. Horn, durch realste Erschütterungen (Irrenhaus, Operationssaal, Tod der Mutter) seelisch zermürbt, erwirbt den Ring, dessen Art uns die Gyges-Sage vertraute.

Unsichtbar der Umwelt stürzen im rasenden Wirbel die Orgien der Großstadt, der Gesellschaft auf Horn ein. Alle technischen Funktionen des großen Lebens begleiten, steigern, verdichten, stärken die Kurve der Fabel. Horns innerer Mensch, umwuchert vom äußeren Erfolg, aller Möglichkeiten freier Herr sieht und erkennt das Bedingte des Geldes und der Machtfaktoren. Trotz allem technischen Tempo siegt geistiger Gehalt. Horn der Mensch wird wesentlich! Alles äußere Geschehen wird Gleichnis. Horn hinter der Jagd im Auto, D-Zug, Schnelldampfer, hinter dem Komfort der Kultur und dem Tumult des Fleisches geht ein zur Wahrheit der Wirklichkeit. Hinter der Inszenierung der Fabel hält Selbstbesinnen Ausschau. Horn nach dem Wirbel des Traumes und gehetzter Jugend wird Mann.

Otto Flake schreibt dieses seltsame Buch eines seltsamen Lebens wie ein Chronist überzeugt und sachlich. Seine Sätze sind ohne Phrase, gehaltvolle Brücken für die Architektur des Ganzen. Jede Anekdote, jede Stimmung ist brandenburgisch, ökonomisch eingestellt auf Klarheit und Ziel. Das Sinnliche wird nicht artistischer Kitzel, das Psychologische nicht doktrinär, alles subordiniert sich dem lebendigen Gehalt.

Otto Flake ist einer der wenigen jüngeren Prosaiker, die einen selbstverständlichen, natürlichen und dabei doch gestauten und geistig disziplinierten Stil schreiben. Vor allem aber, und dieses verursacht den Hinweis, steigert sich hier die Intensität der Wirkung von Fabel und Form stetig. („Horns Ring" bei S. Fischer, Berlin).

Schon ist Horn Symbol für moderne Lehr- und Wanderjahre; so drängt diese Epik in steter Entwicklung zu höchster, künstlerischer Einheit, zu äußerster Monumentalität.

Hannes Johst

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER
HN S2MB H

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
SEP 27 1985
SEP 30 1985
DNF 9/27 19
9/20

Digitized by Google

Digitized by Google